Geleitwort: Ein Volk lebt so lange glücklich in Gegenwart und Zukunft, als es sich seiner Vergangenheit und der Größe seiner Ahnen bewußt ist.

Heinrich Himmler
Reichsführer SS

Deutsches Ahnenerbe

Reihe B. Fachwissenschaftliche Untersuchungen.
Abteilung: Arbeiten zur alten Geschichte.
Bd. 1

FRANZ ALTHEIM

DIE SOLDATENKAISER



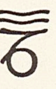
DAS AHNENERBE · BERLIN

Deutsches Ahnenerbe

FRANZ ALTHEIM

DIE SOLDATENKAISER

BILDAUFNAHMEN
VON E. TRAUTMANN



VITTORIO KLOSTERMANN · FRANKFURT AM MAIN

Deutsches Ahnenerbe

Herausgegeben

von der Lehr- und Forschungsgemeinschaft „Das Ahnenerbe", Berlin

Arbeiten zur alten Geschichte

DRUCK VON AUGUST OSTERRIETH FRANKFURT A. M. PRINTED IN GERMANY 1939

VORWORT

Die Reisen, auf denen dieses Buch beruht, erstreckten sich bis in den skandinavischen Norden einerseits, den Balkan, den Vorderen und Mittleren Orient andererseits. Sie wurden uns ermöglicht durch großzügige Unterstützung seitens des Herrn Preußischen Ministerpräsidenten und Generalfeldmarschalls H. Göring und des Reichsführers ꞩꞩ H. Himmler. Der Forschungs- und Lehrgemeinschaft „Das Ahnenerbe", ihrem Kurator Professor W. Wüst und ihrem Reichsgeschäftsführer ꞩꞩ Sturmbannführer W. Sievers sind wir in besonderem Maße verpflichtet. Den Förderern sei auch an dieser Stelle vielmals gedankt.

Unterstützt haben uns weiterhin: der Hohe Scheich der Schammar-Beduinen Adjil-el-Yawar und sein Bruder Scheich Meshan in Schergat durch ihre Gastfreundschaft und die Stellung einer Eskorte für unsere Fahrten in der Dschezireh; der deutsche Gesandte in Baghdad Dr. F. Grobba und Gemahlin in äußeren und inneren Schwierigkeiten; Professor C. Daicoviciu-Cluj, G. Florescu-Bukarest, Dr. J. Jordan-Baghdad, Professor K. Kerényi-Budapest und H. Mattingly-London durch ihre unermüdliche Teilnahme und ihre wissenschaftliche Erfahrung. Herr J. H. Jacques-Belfast hat uns als treuer Kamerad in schweren Tagen zur Seite gestanden. Auch ihnen allen sei an dieser Stelle gedankt.

In den Anmerkungen wurde auf eine durchgehende Dokumentierung verzichtet. Die Hinweise auf antike oder moderne Literatur beschränken sich auf Besonderheiten. Die Bildaufnahmen stammen, wenn nichts anderes bemerkt ist, von E. Trautmann. Die Beiträge von gleicher Seite, die dem Buch in großer Anzahl zugeflossen sind, wurden auf ausdrücklichen Wunsch hin nicht gekennzeichnet.

Rom, Oktober 1938.

F. Altheim. E. Trautmann.

INHALTSVERZEICHNIS

EINLEITUNG

GESCHICHTE ALS UNIVERSALGESCHICHTE

Geschichte spricht vernehmlicher zu uns heute, als sie zur jüngsten Vergangenheit gesprochen hat. Das Bewußtsein, an einem Markstein europäischer Entwicklung zu stehen, macht uns hellhörig für Zeiten und Völker, die sich vor ähnliche Entscheidungen gestellt sahen. Das Bedürfnis nach geschichtlichen Darstellungen ist erstaunlich gewachsen. Man greift auf die Werke der großen Geschichtsschreibung zurück; ihre Klassiker sind seit langem nicht so eifrig gelesen worden.

1.

Von den verschiedenen Richtungen der Geschichtswissenschaft hat die „kritische Schule“ auch heute noch die meiste Aussicht, als maßgebend zu gelten. Freilich ist damit gesagt, daß sie keineswegs allein steht, und in der Tat sind ihr seit ihrem Aufkommen andere und geradezu entgegengesetzte Richtungen zur Seite getreten. Doch vermag sich keine eines gleichen und eines gleichermaßen dauerhaften Erfolges zu rühmen wie die kritische Geschichtsforschung. Wir Deutschen, die wir ihren Begründer Niebuhr zu den unseren zählen, dürfen mit Stolz auf die über hundertjährige Geschichte dieser Forschung zurückblicken.

Es liegt uns fern, die Bedeutung der kritischen Schule zu schmälern. Was betont werden soll, ist allein dies: das kritische Prinzip vermag als solches niemals die Grundlage einer Geschichtswissenschaft abzugeben. Auch darüber sollte man sich klar sein, daß die Fortschritte der kritischen Forschung erkauft werden mußten — erkauft durch Nachteile, deren Vorhandensein durch diese Fortschritte bedingt war.

Kritische Forschung ist ihrem Wesen nach einengend und begrenzend. Sie sucht aus der Masse der Quellenzeugnisse die ge-

sicherten herauszuschälen. Damit wird der Nachdruck auf die methodische Zubereitung dieser Zeugnisse gelegt. Die geschichtliche Darstellung, überhaupt die Gesamtanschauung tritt zurück; sie erscheint als mögliches Ziel in weiter Zukunft, wofern einmal das kritische Geschäft zur Zufriedenheit derer, die darüber zu befinden haben, beendigt sein sollte. Zwangsläufig wird das Tun des Historikers mehr zu einem philologischen denn zum eigentlich historischen.

Schwerwiegender noch ist, daß sich aus dieser Einstellung ein Spezialistentum von immer größeren Ausmaßen entwickelt hat. Schon gibt es sich bewußt als solches und möchte in der Spezialisierung den Sinn nicht nur des eigenen Tuns, sondern der Forschung überhaupt erblicken.

Ein solches Spezialistentum hat noch immer den Abschluß, ja den Tod jeder lebendigen Entwicklung bedeutet. In der geistigen Welt gilt dieses Gesetz mit der gleichen Folgerichtigkeit wie in der natürlich-organischen. Wie etwa das Aussterben urweltlicher Tierarten eben durch Spezialisierung bedingt war — durch das feinste Eingespieltsein auf bestimmte Bedingungen auf der einen Seite, auf der anderen durch eine allzu eingeschränkte Breite der Entfaltungsmöglichkeiten gegenüber neuen, bisher nicht dagewesenen Lagen — so hängt die Zukunft der Geschichtswissenschaft davon ab, ob sie dieses drohende Schicksal zu beschwören vermag. Davon, ob es ihr gelingen wird, die gewiß bewährten, aber gerade dadurch starr gewordenen Normen überkommener Forschungsweise zu verlassen, die Enge des Fachgelehrtentums zu überwinden und in Weiten, in großen Möglichkeiten zu denken.

Die Geschichte eines Volkes von der Größe des römischen verlangt, daß Ideen nötigenfalls „erdreistet“ werden müssen. Das organische Wachsen dieser Idee zu schauen und es in einem gleichfalls organischen, von einer Idee bestimmten Gewächs, der geschichtlichen Darstellung, wiedererstehen zu lassen: das ist die Aufgabe des Geschichtsschreibers. Wenn irgendwo, so darf er sich hier auf sein Erstgeburtsrecht, gestaltender Künstler zu sein, berufen. Solches Gestalten ist aber immer das einer Gesamtheit: eines umfassenden und untrennbaren Ganzen. Wissenschaftliche Spezial-

forschung ist gewiß Hilfsmittel, doch an sich bedeutet sie so wenig die Aufgabe des Historikers, wie Wissenschaft überhaupt mit Spezialisierung zusammenfällt.

2.

Eine andersgeartete Auffassung von Geschichte ist in einer zweiten Konzeption enthalten, die gleichzeitig mit der der kritischen Schule ins Leben trat, die ebenfalls deutschen Ursprungs ist — wir meinen die Konzeption einer klassischen Altertumswissenschaft. Bedeutete die kritische Richtung Verengung, Auslese, Spezialisierung, so erscheint dort der Wille zur umfassenden Zusammenschau. Und drohte im einen Fall Geschichte zu philologischem Formalismus zu entarten, so ließen es sich die Vertreter der klassischen Altertumswissenschaft an einer bloß philologischen Betätigung nicht genügen. Die gesamten Gestaltungsformen der Antike, ja ihre gesamten Lebensäußerungen sollten erfaßt und nach ihrem Zusammenhang betrachtet werden.

Diese Haltung ist ihrem Ursprung nach von der romantischen Bewegung und dem Beginn des nationalstaatlichen Zeitalters nicht zu trennen. Der erwachende Nationalgeist begriff sich und alle seine Äußerungen in Vergangenheit und Gegenwart als ein eigentümliches Ganzes und war dementsprechend bereit, anderen zu geben, was er für sich selbst erkannte und forderte. Solch geschichtlichen Zusammenhang der Idee einer Altertumswissenschaft zu betonen, ist um so dringlicher, als er, einmal gesehen, auch darüber belehrt, daß, was für eine vergangene Zeit taugte, es darum für die heutige nicht mehr unbedingt tun muß.

Gewiß: diese Altertumswissenschaft durfte glauben, im Gegensatz zu dem, was die kritische Richtung erstrebte, auf ein Ganzes, das organisch gewachsen war, zu blicken. Aber wenn betont wurde, daß die veränderte Einstellung aus der nationalstaatlichen Idee entsprungen war, so muß gesagt werden, daß deren Stellung heute eine andere ist als damals, als sie ins Leben trat. Bedeutete sie einst eine Lösung aus übervolklichen und überzeitlichen Verflechtungen und führte sie zum eigensten und gleichsam häuslichen Bereich

zurück, so kann das Nationale heute nicht mehr in solcher Vereinzelung und freiwilliger Beschränkung bestehen. Es ist seinem ganzen Wesen nach expansiv geworden. Es hat sich in einem Zeitalter, das unweigerlich das Ganze der Erde ins Auge fassen muß, in immer erneutem Wettkampf zu bewähren und durchzusetzen. Wenn Politik, Wirtschaft, Technik — wenn sie alle heute in solcher Weite denken, so darf sich die Geschichtswissenschaft dem nicht länger verschließen.

Wir meinen also, daß auch die Konzeption einer Altertumswissenschaft nicht umfassend, nicht weiträumig genug sei. Geschichtliches Denken ist heute nur als universalgeschichtliches möglich; geschichtliche Fragen berühren uns erst, wenn sie unter universalgeschichtlichem Blickwinkel gesehen werden. Nur wer das Ganze ins Auge faßt, vermag die Besonderheit — und gerade die nationale Besonderheit der Teile zu begreifen.

Wir erheben die Forderung, jede Einzelgeschichte eines Volkes aus dem Blick auf das Ganze der Geschichte heraus zu behandeln. Wir müssen uns daran gewöhnen, nicht in einer Kultur, sondern in Kulturen, in Reichen und großen Räumen zu denken. Nur wer Wüste und Puszta, wer Nomadenleben und Schamanismus kennt, kann der Städtekultur des Mittelmeerraumes gegenüber den rechten Standpunkt gewinnen. Ebenso muß man die Denkmäler der altmediterranen Welt in sich aufgenommen haben, um der Einzigartigkeit der nordischen Welt oder der klassischen Antike gerecht zu werden.

Hier soll nun an eine Voraussetzung erinnert werden, die, so selbstverständlich sie ist, in einem Zeitalter nicht nur des Bücherschreibens, sondern auch des Büchererlebens leicht außer acht gelassen wird. Gemeint ist die herodoteische Forderung, daß der Historiker die Kulturen, die Länder und Völker, die ihn angehen, durch eigenen Augenschein kennenlernen soll. Daß die Forderung zuweilen eine grundsätzliche bleiben muß, entgeht niemanden. Aber dies darf nicht hindern, daß sie wenigstens als solche in vollem Ernst anerkannt und in jedem Einzelfall neu erhoben werde.

3.

Das Jahrhundert der Soldatenkaiser, vom Ausgang des Commodus bis zum Regierungsantritt Diocletians reichend, bildet den Gegenstand der folgenden Seiten. Es handelt sich weder um eine Erzählung des geschichtlichen Ablaufs noch um die Schilderung aller Lebensformen einer Epoche. Umfangreiche Gebiete — das gesamte literarische Leben, Wirtschaft und Verwaltung — sind beiseitegelassen, werden allenfalls gestreift. Es geht allein um die Ursprünge: um die Erfassung der Kräfte, die dieses Jahrhundert zur geschichtlichen Wende werden ließen. Sie suchen wir zur Darstellung zu bringen.

Die Geschichte auch dieser Zeit wurde einst als Kaisergeschichte betrieben. Die Ereignisse, besonders die äußeren und die kriegerischen Verwicklungen, wurden unter den Regierungszeiten der einzelnen Herrscher wie unter Kapitelüberschriften zusammengefaßt. Die jüngste Vergangenheit hat demgegenüber einen Frontwechsel vollzogen. Sie baute auf der inneren Geschichte auf. Im wirtschaftlich-ständischen Gegensatz von Stadt und Land, von Bürger und Bauer glaubte man den Schlüssel gefunden zu haben. Indem die Rekrutierung des Heeres nicht mehr aus der städtischen Bevölkerung, sondern vom Lande her erfolgte, habe sich der Gegensatz auf anderer Ebene wiederholt. Das neue Bauernheer und die von ihm erwählten Kaiser hätten sich die Sache des Landes zu eigen gemacht und solcherart den Rückgang der städtischen Kultur und damit das Ende der antiken Kultur schlechthin herbeigeführt.

Wir glauben nicht, daß ein Klassenkampf die Zeit zu dem gemacht habe, was sie war. Zweifellos ist eine soziale Umwälzung erfolgt, aber sie bedeutete nicht primäres Moment; sie bestimmte auch nicht Wesen und Zusammensetzung des Heeres. Überhaupt lassen sich aus der inneren Entwicklung allein die wirklichen Momente der Geschichte erst in zweiter Linie erkennen: Rankes Lehre vom Primat der Außenpolitik besteht nach wie vor zu Recht. Sie bewährt sich auch in unserem Fall. Völker, die geschichtlich noch ungeprägt, zum Teil noch kaum berührt waren, pochten an den Toren des römischen Reiches. Und auf dessen eigenem Boden

meldeten sich andere Stämme und Rassen zum Wort, deren unverbrauchte Kraft bereit war, das schwindende italische Volkstum in der Führung des Imperium zu ersetzen.

Damit sind die Triebkräfte genannt, die wir heute als die bewegenden betrachten. Ihr Wirkungsbereich ist im dritten Jahrhundert n. Zw. ausgedehnter noch als sonst: für eine Betrachtung nach Stammes- und Volksindividualitäten gibt es das Schulbeispiel ab. Unter den vielen, die hier zu nennen sind, nehmen Illyrier und Syrer den ersten Rang ein. Hier Orientalen, dort ein nordisch-indogermanischer Stamm, hinter dem sich als Erben die Germanen erheben. Beide Gruppen kämpfen gegeneinander um die Macht im Reich, aber sie ringen zugleich um den geistigen Gehalt Roms. Und hier zeigt sich, daß geistiger Erwerb nicht frei, sondern an Voraussetzungen des Volkstums geknüpft ist. Diese Tatsache entscheidet gegen die Syrer: sie eröffnet den Illyriern den Aufstieg.

Indem der Versuch gewagt wird, die Mächte, die die Epoche der Soldatenkaiser gestaltet haben, in der geschichtlichen Selbstwerdung neuen Volkstums zu erblicken, gewinnt die universale Einstellung ihre letzte und vielleicht größte Möglichkeit. Das Hervortreten der neuen Volksindividualitäten, ihre Auseinandersetzung auf dem Boden des römischen Reiches, das Heraufkommen einer auf ihnen sich gründenden Neuordnung, die man bereits als mittelalterlich bezeichnen mag — all dies läßt sich nur von umfassender Warte überblicken. Die universalgeschichtliche Ausrichtung eröffnet den Weg zur Betrachtung der einzelnen Nationen nach ihrer geschichtlichen und völkischen Einmaligkeit.

ERSTES KAPITEL

DIE SASANIDEN

1.

Nach dem Tod Alexanders des ‚Römers' standen in Iran zweihundertundvierzig Könige nebeneinander. Ihr Oberster war Ardewan, der König der Parther; die Persis, Isfahan und die benachbarten Landschaften waren in seiner Hand. Er ließ an seinen Hof kommen Ardeschir, den Sohn des Sasan, aus dem Geschlecht der alten persischen Könige, der Achaimeniden. Ardeschir wuchs dort in ritterlicher Zucht und Umgebung auf. Eines Tages verriet ihm das Mädchen, das König Ardewan in größeren Ehren hielt als die anderen Mädchen seines Hofes, ein Geheimnis, um das sie wußte. Die Sternkundigen, so sagte sie, hätten ihrem Herrn geweissagt, ein neuer König werde zum Vorschein kommen. Er werde viele Gewalthaber umbringen und die Welt wiederum in einem Reich vereinigen. Und dazu noch dies: daß jeder Diener, der in den nächsten drei Tagen seinem Herrn entfliehe, zu Größe und Herrschertum gelangen und über seinen einstigen Gebieter den Sieg gewinnen werde. Beide, das Mädchen und Ardeschir, beschlossen danach zu handeln. Sie entflohen mit des Königs besten Rossen und nahmen sein indisches Schwert, eine Krone und viele seiner Edelsteine mit.

Ardewan setzte den Flüchtigen mit seinen Mannen nach. In drei Tagen müsse er sie fangen, verkündete ihm der Oberste der Sterndeuter, später werde es nicht mehr gelingen. Leute, die dem König begegneten, erzählten, des Morgens seien die beiden Reiter vorübergekommen, schnell wie der Wind, und ein sehr dicker Widder sei ihnen gefolgt. Ardewan eilte weiter. Wieder begegneten ihm Leute; sie sagten ihm das gleiche. Der König fragte den Obersten der Magier, was solche Kunde zu bedeuten habe, und er erhielt zur Antwort: „Der Widder ist der Glanz der königlichen Herrschaft; noch hat er Ardeschir nicht erreicht. Wir müssen trachten, daß wir seiner zuvor habhaft werden."

Rascher eilte Ardewan weiter. Am nächsten Tage traf er eine Karawane. „Wir haben bemerkt“, so sprachen diese Leute zum König, „daß mit einem von jenen Reitern zugleich ein sehr großer und kräftiger Widder zu Pferde saß“. Wieder fragte Ardewan den Obersten seiner Magier, und dieser antwortete dem König: „Möget Ihr, Herr, unsterblich sein. Aber der Glanz der königlichen Herrschaft hat den Ardeschir erreicht; auf keine Weise könnt Ihr seiner mehr habhaft werden. Darum macht Euch und den Reitern keine Mühe, noch bemüht weiter die Pferde, so daß sie zugrunde gehn. Sucht auf andere Weise ein Mittel gegen Ardeschir.“

Der König sandte ein Heer gegen ihn aus. Auch Ardeschir zog mit seinen Mannen zu Felde. Vier Monate lang war jeden Tag großes Kämpfen und Morden. Da aber der Glanz der königlichen Herrschaft bei Ardeschir war, gewann dieser den Sieg, tötete den Ardewan, und all sein Eigentum kam in Ardeschirs Hand. Er nahm die Tochter Ardewans zur Frau.

So lautet der sagenhafte Bericht, den ein mittelpersisches Buch, lange nach den Geschehnissen selbst, von der Umwälzung des dritten Jahrhunderts n. Zw. gegeben hat. Er scheint nur zu besagen, daß eine Dynastie die andere abgelöst hat. An die Stelle des letzten Arsakiden trat Ardeschir. Mit ihm kam Sasans Geschlecht empor; über vierhundert Jahre sollte es im Besitz des Thrones verbleiben. Doch die Umwälzung bedeutet mehr, weit mehr, und gerade unser Bericht läßt das hervortreten.

Für Iran vollzog sich damals der große Umbruch, der ihm die Besinnung auf die eigene Vergangenheit und damit auf das eigene Selbst gebracht hat. Man griff auf das achaimenidische Reich und die Religion Zarathustras, auf diese gewaltigsten Schöpfungen der iranischen Geschichte, zurück. Was in ihnen erstanden war, trat jetzt als verpflichtende Norm den Staatenbildungen der parthischen Eindringlinge und der halb östlichen, halb hellenistischen Mischkultur gegenüber, die sich unter diesen herausgebildet hatte.

So bedeutet Ardeschirs Erhebung die endgültige Absage an Alexanders großes Werk. Doch die geschichtliche Reichweite des Ereignisses beschränkt sich nicht auf Iran: sie greift über auf Rom; sie greift zugleich in die Zukunft voraus. Das neue Reich der Sasaniden

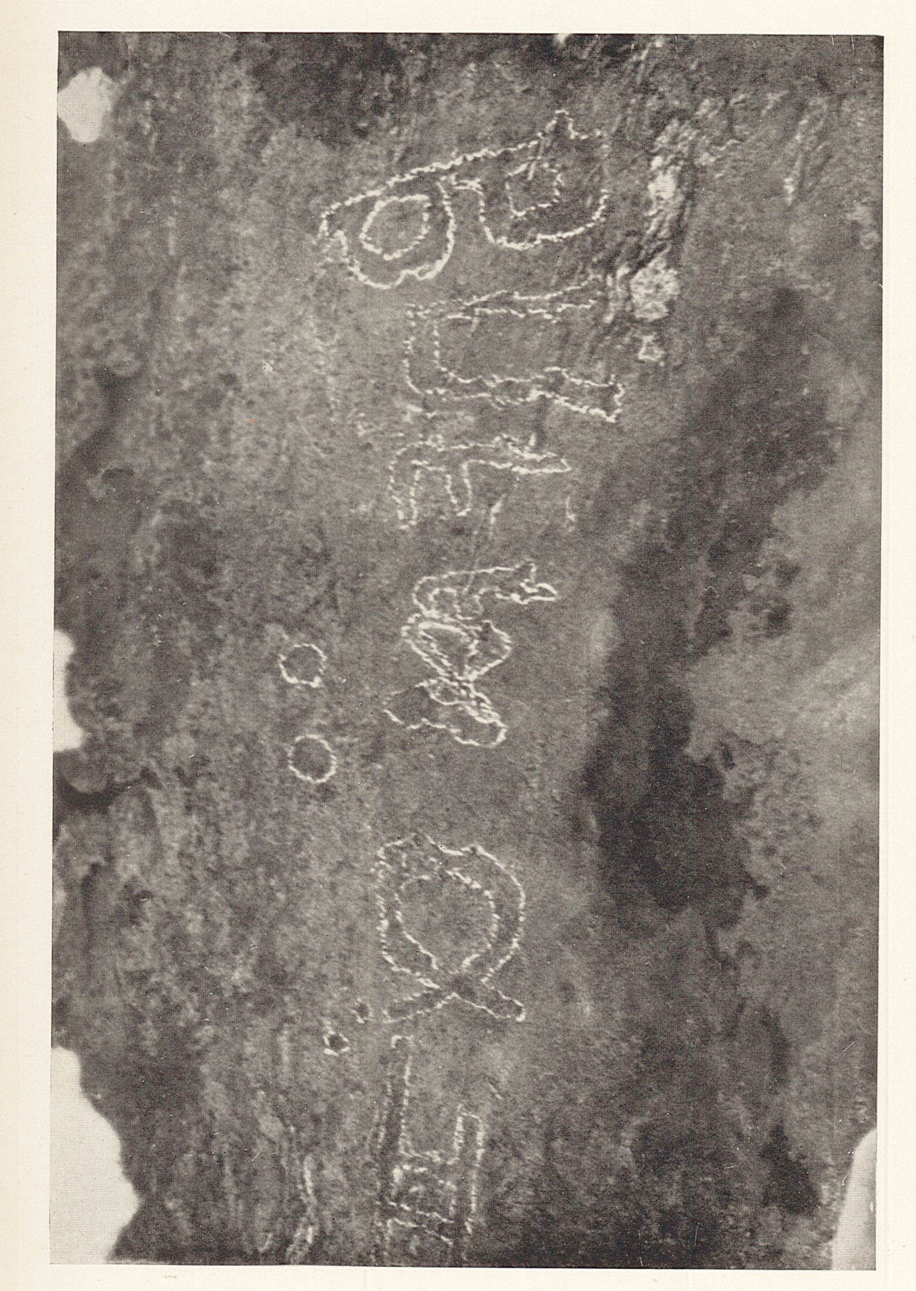


Abb. 1. Runische Felsinschrift in gotischer Sprache. Himmelstalund, Östergötland. (S. 78; 84; 95).



Abb. 2. Toutonenstein, Miltenberg a. M. (S. 66).



Abb. 3. Toutonenstein, Miltenberg a. M. Teilaufnahme (S. 66).





Abb. 4. Schale mit gotischer Runeninschrift. Poiana bei Tecuci, Moldau (S. 81; 248).

ist zu einem Teile Erfüllung dessen, was die Geschichte eines Volkes und einer Kultur bedeutet, und trägt insofern nationalen Charakter. Aber wie alles Nationale, wofern man es in gehöriger Tiefe erfaßt, weist es über sich hinaus. Als „Reich“ mit universalem Anspruch tritt es neben das Imperium Romanum. Und es führt noch einen Schritt weiter, indem es das erste Universalreich ist, das typisch mittelalterliche Züge trägt.

All dies tritt an dem sagenhaften Bericht hervor, den wir zu Anfang mitteilten. Das Emporkommen der Sasaniden mag anderswo mehr nach Zusammenhängen und Ursachen beschrieben sein, weniger auf das Wunderbare gestellt; trotzdem muß die Folgezeit in diesem ‚Roman‘ des Ardeschir etwas gefunden haben, das sie fesselte: eine Wirklichkeit, die sie ansprach. Sonst hätte man ihn schwerlich in das persische Königsbuch aufgenommen, jene umfangreiche Zusammenstellung der heimischen Überlieferung, die kurz vor dem Untergang des Sasanidenreiches niedergeschrieben wurde und ihn als ein nationales Vermächtnis überdauert hat. Sage bedeutet von jeher die Form, unter der sich dem Iranier[1]) Geschichte darstellt. Darüber hinaus ist jener Bericht, so wenig er Geschichte enthält, in einem Betrachte wertvoller, als wenn er sich auf das Geschichtliche beschränkt hätte: es ist der Mythos des Reichsgründers und der Reichsgründung, der hier erzählt wird.

Geschichte im engsten Sinne zielt auf Geschehen, also auf den zeitlichen Verlauf; Mythos ist zeitlos und auf das Wesen hin ausgerichtet. Wenn Mythos erzählt, so weder um des Erzählens willen, noch um sich für die buchstäbliche Wahrheit im Ablauf des Erzählten zu verbürgen. Sondern Erzählung ist hier lediglich: einmal gewählte Form, möglicher Ausdruck dessen, was dahinter steht und eigentlich gemeint ist.

Was aber wäre gemeint? Vieles von dem, was gesagt wird, ist mit dem besonderen Geschehnis und der einmaligen Person Ardeschirs nur lose verbunden. Es begegnet, wo immer von glücklichem Tun und Gelingen die Rede geht. Daß Frauen und daß Fortuna, die dem gleichen Geschlecht angehört, dem Helden sich antragen; daß diesem alles und jedes sich zum Guten wendet, wenn die

[1]) E. Herzfeld. *Archaeological history of Iran* 17f.

Stunde gekommen ist; daß der Held solche Stunde, ohne zu zaudern, ergreift, und daß Bereitsein alles ist — dies und ähnliches pflegt allenthalben in dergleichen Geschichten wiederzukehren. Daneben steht anderes, das nur für Iran und nur für die Sasaniden seine Geltung besitzt. Denn ein höfisch-ritterlicher Stil verschlingt sich hier in so einzigartiger Weise mit einer streng legitimistischen und zugleich universalen Haltung, und beides wird überhöht von einem Bekenntnis zu zarathustrischer Rechtgläubigkeit, daß es sich so nur damals hat darbieten können. Eine Auflösung des kunstvollen Gewebes versuchen heißt keineswegs: es zerstören; gerade bei solchem Versuch wird seine Fügung und seine Einheit hervortreten.

2.

Als der Partherkönig den jungen Ardeschir an seinen Hof kommen läßt, da soll er sich bei den Söhnen der Ritter aufhalten. Mit Ardewan und seinen Reitern geht er auf die Jagd. Im königlichen Marstall sitzt er und schlägt die Handpauke, singt und vergnügt sich auf seine Weise; dort, bei den Pferden, entdeckt ihn das Mädchen des Königs, knüpft sich ihre Freundschaft. Und zu Pferde wieder vollzieht sich jener Wettstreit zwischen Ardewan und Ardeschir, wobei der Glanz der königlichen Herrschaft seinem Günstling zur Seite im Sattel sitzt.

Überall trifft man auf Pferd und Reiter. Es ist die Lebenshaltung die dem parthischen Königshof eigentümlich ist: der junge Perser, der Ardewan dereinst stürzen sollte, wächst selbst in dieser Form auf. Sie war den Parthern seit ihren Anfängen gegeben und sie ist das Neue, das sie in die iranische Geschichte einführten.

Das Land Iran stellt kein einheitliches Kulturgebiet dar. Seine Entwicklung vollzieht sich von zwei Polen her. Der eine liegt im Südwesten, in Mesopotamien[1]), das mit den Mittelmeergebieten in Verbindung steht, von dort her seine Einflüsse empfangen kann. Als Gegenpol treten dem die turanischen Länder des Nordostens gegenüber.

[1]) Über das Alter dieser Einflüsse E. Herzfeld, a. O. 1f.

Diese beiden Pole bedeuten zugleich den Gegensatz zwischen fruchtbarem Land und Steppe, zwischen Ackerbau und Jägerdasein, zwischen Seßhaftigkeit und nomadischem Leben, zwischen Städtekultur und dem Schweifen räuberischer Horden. Während die Achaimeniden, Alexander und seine Nachfolger trotz aller Verschiedenheiten doch dies gemeinsam hatten, daß sie vom Südwesten herkamen, bedeutet das Auftreten der Parther das Ausschlagen des Pendels nach der Gegenseite.

Die Parther, ein skythischer Stamm, waren aus den Steppen Turans über die schützenden Randgebirge hinweg in das eigentliche Iran eingedrungen. Einst am Ochos, östlich des Herirud, wohnhaft, hatten sie sich der Satrapie Parthien bemächtigt und von ihr den Namen empfangen, unter dem sie in der Geschichte auftreten. Die Merkmale ihrer Herkunft haben sie lange an sich getragen, sie im Grunde niemals verleugnen können.

Wenn der seßhafte Bauer und Anhänger der zarathustrischen Lehre im Rind das Tier erkennt, das ihm Ausdruck und Genüge seines Daseins ist, so bedeutet dasselbe für den Nomaden das Pferd. Der Nomade ist der Schweifende und der Räuber, der Gewalt- und Herrenmensch, der weite Lande durchzieht und sie als die ihm sich darbietende Beute betrachtet: er ist der Held, der sein Dasein auf Kampf gestellt hat. Das Mittel, dieses Leben zu führen, diese Weiten zu durchmessen, zugleich den Ausdruck seines Herrendaseins, bedeutet ihm das Pferd. So sind die Nomaden Vertreter einer ungebundenen, herrenmäßigen und ritterlichen Lebensform. Gerade bei den Parthern tritt dies hervor.

Zu Fuß waren sie wehrlos. Ihr bis zu den Knöcheln reichendes Gewand hinderte sie am Gehen, an Kampf und Flucht; leicht ließen sie sich so gefangennehmen oder niederhauen. Erst im Sattel fanden sie sich selbst. „Immer sind sie zu Pferde, auf ihm ziehen sie in den Krieg, reiten sie zu ihren Gastereien, erledigen sie ihre öffentlichen und privaten Verpflichtungen. Zu Pferde gehen und stehen sie, handeln sie und besprechen sich miteinander. Und endlich unterscheidet Diener und Herren dies, daß die einen zu Fuß gehen, die anderen stets zu Pferde erscheinen.“ Was mit dem ‚Leben im Pferde‘ gemeint war, veranschaulicht diese Schilderung eines antiken Ge-

schichtsschreibers. Auch das ritterliche Herrenbewußtsein des adeligen Mannes findet in ihr seinen Ausdruck.

Nur ein Schritt ist es von der Lebenshaltung des Vornehmen zu der des Herrschers. „Ein Land mit guten Rossen" nannte Dareios die Persis; im benachbarten Medien erstreckte sich das Nisäische Gefild, die Heimat einer berühmten Rasse, die Weide ungezählter Pferdeherden. Dem Wiehern seines Pferdes soll Dareios selbst, der herodoteischen Erzählung zufolge, den Thron verdankt haben. Und doch, wie gering blieb unter den Achaimeniden die Rolle des Reiters und seines Tieres! Auf Siegelzylindern begegnet der König nach assyrisch-babylonischer Sitte auf dem Streitwagen. Sonst zeigen ihn die altpersischen Reliefs auf dem Thron, unter dem Schirm, im Kampf mit dem Löwen oder Drachen, vor dem Feueraltar oder vor Ahuramazda stehend — immer aber zu Fuß. Und zu Fuß erscheint er auf den Goldmünzen, erscheint Dareios auf dem großen Felsrelief von Bisutun, im Anblick seines Triumphes über die Lügenkönige. Zu Fuß schreiten schließlich die Scharen der Leibwache einher, auf den Friesen der Paläste von Persepolis und Susa.

Die sasanidischen Felsbilder bezeugen, wie sich diese Vorstellungswelt gewandelt hat. Bei der Huldigung oder in Begleitung der Paladine, bei Unterwerfungsszenen, bei der Belehnung durch Ormuzd mit dem Ring der Herrschaft, im ritterlichen Zweikampf mit dem Gegner, in der schweren Panzerrüstung und auf der Jagd — überall erscheint der sasanidische Großkönig zu Pferd. Nur vereinzelt begegnet er noch zu Fuß; so eng haben sich jetzt die Vorstellungen von Pferd und königlicher Majestät verbunden.

Nicht erst die Sasaniden haben den Bruch vollzogen. Auf den parthischen Königsreliefs begegnet bereits der Zweikampf zu Pferd um die Herrschaft und die Huldigungsszene vor dem berittenen König. Dazu kommt die Verwendung des Pferdes im Krieg; sie war in der Vorstellung des Altertums mit den Parthern untrennbar verbunden.

Die Parther hatten ihre einheimisch-skythische Bewaffnung auf iranischem Boden beibehalten. Der größte Teil des Heeres bestand aus Unfreien, aber auch diese mußten Reiten und Bogenschießen

lernen, gleich den freigeborenen Angehörigen des Volkes. Man bemaß den Reichtum eines Mannes danach, wieviel Reiter er im Kriegsfall zum Heere des Königs stoßen ließ. Nahkampf und Belagerungen schätzten die Parther gering, ihre Stärke lag im plötzlichen Reiterangriff und in der verstellten Flucht, mittels derer sie den Feind zur Unvorsichtigkeit verleiteten. Ausdauer im Kampf war ihre Sache nicht und oft brachen sie das Gefecht auf seinem Höhepunkte ab; dann aber sammelten sie sich aus der Flucht zu neuem Widerstand, und den vermeintlichen Sieger erwartete erst die Entscheidung.

Bogenschützen zu Pferde, flüchtig und dann wieder hervorbrechend, ausschwärmend und überraschend im Angriff — man kann sie sich zunächst nur als leichtbewaffnete Truppe denken. Als solche erscheinen die parthischen Bogenschützen auf Terrakotten und Grafitti; in gleicher Gestalt weithin in der Literatur, auch in der Dichtung. Doch damit ist das Bild noch nicht vollständig[1]).

Die Heimat des Schuppen- und Plättchenpanzers ist bei den Reitervölkern Mittelasiens zu suchen. Schon zu Alexanders des Großen Zeiten hatte er eine besondere Ausgestaltung erfahren. In der Schlacht von Gaugamela kämpften baktrische und skythische Truppenteile auf dem linken Flügel der persischen Aufstellung. Waren die Baktrer Untertanen des Großkönigs, so waren die Skythen nur Bundesgenossen; die Bewohner der turanischen Steppe hatten eine Hilfstruppe zum Reichsheer stoßen lassen. Sie werden als berittene Bogenschützen bezeichnet, aber wir hören zugleich, daß Mann und Pferd durch einen Schuppenpanzer geschirmt waren.

Dieses mittelasiatische Erbe haben die Parther bewahrt. Auf den Münzen der ersten Arsakiden erscheint ein Bogenschütze in langem, bis zum Unterschenkel reichenden Panzerkleid; daß die Panzerung sich auch auf die Pferde erstreckte, wird ausdrücklich gesagt. Stücke von Pferdepanzern sind in der parthischen Grenzfeste Dura gefunden worden; sie gleichen denen des südlichen Rußland, wo die Anverwandten der Parther, Skythen und Sarmaten, dieselbe Art des Kämpfens geübt haben.

---

[1]) Zum folgenden vgl. Verf., Weltherrschaft und Krise 198f.; Welt als Geschichte 3, 335f.; W. W. Tarn, *Hellenistic military and naval developments* 73f.

Als unterscheidende Bewaffnung der schweren Truppe tritt alsdann die Stoßlanze hinzu. Durch sie vermochte man auch im Nahkampf dem Gegner gegenüberzutreten. Leichte und schwere Reiter ergänzten einander: hatte der Pfeilhagel der sie allseitig umschwärmenden Schützen die Widerstandskraft der Feinde zermürbt, so setzte der frontale Angriff der Kataphrakten ein; der Stoß der gepanzerten Ritterschaft löste die Reihen des gegnerischen Fußvolkes vollends auf. Auf ihren Höhepunkt gebracht hat diese Taktik der parthische Feldherr aus dem Geschlecht der Suren, der den Legionen die vernichtende Niederlage bei Karrhai beibrachte. Vornehme Abkunft und Reichtum hatten diesen Mann in den Stand gesetzt, aus eigenen Mitteln ein Korps von tausend Panzerreitern und neuntausend berittenen Bogenschützen zu unterhalten; diese, leicht bewaffnet, rekrutierten sich aus den eigenen Sklaven und Hintersassen der Suren. Ein Zug von tausend Kamelen begleitete die Truppe; sie trugen die Pfeile, auf daß den Schützen es nie am Schießbedarf fehle.

All diese Formen der Kriegsführung wurden von den Sasaniden übernommen. In ihren Heeren erscheint der leichtbewaffnete Bogenschütze zu Pferde und ihm zur Seite der Kataphrakt. Ein Grafitto aus Dura stellt einen solchen Kataphrakten leibhaftig vor Augen: im Galopp heranstürmend, auch das Tier von dem Schuppenpanzer bedeckt, der Reiter mit langer Lanze und Bogen ausgerüstet, auf dem Kopf den schweren, hohen Helm. Und in großartiger Form wiederholt sich dieses Bild in der Reiterstatue von Tak i-Bostan, dem Hauptwerk der sasanidischen Kunst. Mann und Roß tragen den Panzer; Bogen und Köcher, der schwere Visierhelm, Rundschild und Stoßlanze vervollständigen die Bewaffnung. Die Schilderungen des Schahname, die Fresken aus dem chinesischen Turkestan wiederholen und bestätigen das Bild; sie zeigen, wie lange sich diese Form der Bewaffnung erhalten und wie weit sie über das eigentlich iranische Gebiet hinaus sich verbreitet hat.

Alles, was bisher genannt wurde: das Vorherrschen der Reiterwaffe, die Panzerung von Mann und Roß, der schwere Helm, Tartsche und Stoßlanze — es bedeutet eine Vorwegnahme mittel-

alterlicher Formen. Entsprechend steht dem iranischen Rittertum als militärischer Einrichtung ein ausgebildeter Feudalismus als politische zur Seite. Mächtige Familien mit ausgedehntem Landbesitz und einem zahlreichen Aufgebot von Hörigen sind für den parthischen Staat bezeichnend[1]); sie bedeuten eine Einschränkung der königlichen Macht auch insofern, als sie Anspruch auf die höchsten Würden haben und diese oft sich in ihrem erblichen Besitz befinden. Die Güter der Suren lagen zumeist im Sakenlande, die der Karen und Mihran im südlichen und nördlichen Medien. Von den Suren scheint es zudem, daß die Statthalterschaft Mesopotamiens lange in ihrer Hand gewesen ist; ihr berühmtestes Mitglied, der spätere Sieger von Karrhai, hatte die mächtige Griechenstadt Seleukeia bezwungen. Neben den großen ‚Häusern' begegnen halbselbständige Herrschaften: lokale Dynastien und Stadtstaaten orientalischen oder griechischen Ursprungs. Den griechischen Untertanenstädten war eine weitgehende Autonomie gewährt; es wurde ihnen sogar das Halten einer eigenen Hoplitenmiliz gestattet[2]). Daneben stehen die Könige von Edessa und Hatra, die Herren von Batnai, Singara und andere — sie alle in mehr oder weniger loser Abhängigkeit vom parthischen Großkönig in Ktesiphon.

Das neue sasanidische Königtum trat mit dem Anspruch auf, die „Teilkönige" zu beseitigen und alles Land dem einzig rechtmäßigen Geschlecht wieder zuzubringen. Daß eine Straffung der zentralen Gewalt eingetreten ist und daß sie zum mindesten unter fähigen Herrschern behauptet wurde, ist unverkennbar. Dem parthischen Feudaladel suchte man einen neuen entgegenzustellen, der enger an das sasanidische Haus geknüpft war. Es scheint, als sei man dabei von dem königlichen Geschlecht selbst ausgegangen und habe durch Schaffung von Nebenlinien das Ziel zu erreichen gesucht[3]). Aber schon dieses Verfahren zeigt, daß grundsätzlich die feudale Ordnung erhalten blieb. Und es blieb auch ein großer Teil

[1]) E. Herzfeld, a. O. 55.

[2]) F. Cumont, *C. R. de l'Acad.* 1931, 238; 248 (Susa); W. Dittenberger, *OGI.* 254 (Babylon); M. Holleaux, *B.C.H.* 57, 29 Anm. 3; im allgemeinen vgl. W. W. Tarn, *The Greeks in Bactria and India* 30f.; 42f.

[3]) Dieses Verfahren ging über die Parther auf die griechisch-baktrischen Könige zurück, wie W. W. Tarn gezeigt hat: a. O. 90.

des alten Adels: die Häuser der Suren und Karen haben sich auch unter der persischen Dynastie in ihrer Macht zu behaupten gewußt. Als neuer Bestandteil trat mit der Einführung einer Staatskirche der hohe Klerus hinzu. Auch er bedeutete eine Stärkung der feudalen Ordnung, und nur zu oft hat sich das Königtum den Ansprüchen der zarathustrischen Geistlichkeit bequemen müssen.

3.

Hier überall steht die sasanidische Welt auf der Grundlage dessen, was die Parther geschaffen haben, und nicht nur hier. Ardeschir, so erzählt seine Geschichte an anderer Stelle, tat auf der Jagd einen Meisterschuß. Er traf einen Wildesel so mit dem Pfeil, daß dieser ihm durch den Leib drang und auf der anderen Seite herausfuhr; das Tier starb auf der Stelle. Doch Ardewans Sohn beanspruchte, diesen Schuß getan zu haben, und wollte dem Untergebenen sein Meisterstück nicht gönnen. So kam es zum ersten Zerwürfnis zwischen Ardeschir und dem Partherkönig.

Warum dieses Zerwürfnis und was hat der Schuß nach dem Wildesel zu bedeuten? — Da muß zunächst gesagt werden, daß dieses Tier ein königliches in mannigfachem Sinn gewesen ist. In seinen Spielarten über das Innere des asiatischen Kontinents verbreitet, darf es geradezu als der Herrscher der Steppe bezeichnet werden. Als solchem hat ihm Sven Hedin ein Ruhmeslied gesungen. Er rühmt die brausende Lebenslust des Wildesels, seinen unbeugsamen Mut, seine Kühnheit und die Schönheit seiner Bewegungen. Den Stolz auf sein ungebundenes Leben hat die Dichtung der Hebräer gekennzeichnet. „Wer hat den Wildesel frei gehen lassen“, spricht der Herr zu Hiob, „wer hat die Bande des Flüchtigen gelöst, dem ich die Einöde zum Hause gegeben habe und die Wüste zur Wohnung?“

Auf den Reliefs der assyrischen Paläste erscheint er als Jagdtier und vornehmlich als solches des Königs. Die Geschichte der späteren Sasaniden kennt einen König, der nach dem Wildesel zubenannt war, sei es zur Kennzeichnung seines Wesens, sei es, weil er auf der Jagd einen ähnlichen Meisterschuß getan. Er hatte das Tier mitsamt dem Löwen, der sich auf dieses gestürzt, durch einen

einzigen Pfeil erlegt. Kurz, der Wildesel ist das königliche Wild und in der Jagd auf ihn bewährt sich Hand und Können des Herrschers. Darum zeigen die Silberschüsseln der sasanidischen Zeit in ihrer getriebenen Arbeit, die Seidenstoffe in ihren Mustern den königlichen Meisterschützen am Werk; neben dem Löwen und Eber ist auch der Wildesel seine Beute. Als Ardeschir es sich herausnahm, seinen Schuß zu tun, da tat er, was in ihm den künftigen Herrscher Irans ankündigte, und nicht ohne Grund wünschte Ardewans Sohn, die Tat als die seinige erscheinen zu lassen.

Der Bogen und die Kunst, ihn zu handhaben, ist so alt wie Iran selbst. Aber Ardeschir, Ardewan und ihre Ebenbilder, die das sasanidische Kunsthandwerk geschaffen hat — sie alle jagen zu Pferde. Und wieder bedeutet das Erscheinen des Pferdes einen Wechsel gegenüber der vorangegangenen Zeit. Denn während die Goldmünzen der Achaimeniden den bogenbewehrten König zu Fuße zeigen, ohne Kennzeichnung des Gegners oder eines anderen Zieles, ist der Schütze und Jäger zu Roß seit der Partherzeit die Form, unter der man sich den Herrscher denkt. Die Kunst der Skythen Sibiriens und der südrussischen Sarmaten zeigt, daß auch diese Form der mittelasiatischen Heimat des Parthervolkes entstammt. Von dort ist sie nach Iran gekommen: die Parther haben hier wie überall die reiterliche Art, die Schätzung des Rosses als Ausdruck adligen Herrentumes eingeführt. Von Pferd und Bogen waren sie gleichermaßen unzertrennlich und immer bedienten sie sich ihrer, sei es zum Kriege oder zur Jagd. Diese leidenschaftlichen Jäger genossen das Fleisch nur, wenn es erjagt war. Zahllos sind die Darstellungen von Jagden in der parthischen Kunst; kein Gegenstand hat sie wie dieser erfüllt.

Wiederum bemächtigt sich der reiterliche Stil aller Dinge, deren er habhaft werden kann. Im Kriegshandwerk und auf der Wildbahn zuerst hervorgetreten, von den Parthern dann auf das private Gehaben des adligen Mannes übertragen, macht er vor dem Bereich der Frau nicht halt. Gern verweilt die Vorstellung bei dem Bilde des königlichen Jünglings Ardeschir und seines Mädchens, wie sie auf ihren Rennern, schnell wie der Wind, die Lande durcheilen. Da ist etwas von dem Zauber der persischen Miniaturen vorwegge-

nommen, die später die Heldenepen des Firdusi und anderer schmücken sollten. Oder man denkt an jene köstliche Tonfiguren, die das Gebahren einer verwandten und benachbarten Welt vergegenwärtigen — gemeint ist das China der Han und Tang, seine ritterlich-höfische Kultur. Auch da herrscht das Pferd auf eine einzigartige Weise. Und wiederum verschmäht es die Frau nicht, sich im Sattel zu zeigen.

Es gibt ein kleines Meisterwerk dieser Gattung, eine jugendliche Polospielerin, ihr Ponny tummelnd: weitausgreifend die Bewegungen des Tieres, aber knapp und sicher der Sitz der Reiterin. Das Vorbild solchen Gebahrens ist dort zu suchen, von wo aus das reiterliche Wesen, ähnlich wie es nach Iran gelangt ist, auch das Reich der Mitte sich erobert hat. Noch die heutigen Reisenden rühmen die Kraft, mit der die Mongolin ihr Pferd zu beherrschen weiß; sie vergessen auch die Anmut ihrer Bewegung im Sattel, ihrer ganzen Erscheinung nicht.

Wiederum ist man unversehens zu den Reitervölkern des mittleren und nördlichen Asien geführt, von denen einst die Parther sich losgelöst haben. Aber mag dies alles, in Stil und Lebensführung, für die Dauer der parthischen Herrschaft und noch über sie hinaus seine Geltung behalten haben, in einem Bereich unterscheidet sich die sasanidische Zeit von dem, was ihr voraufging. Und solche Unterscheidung reicht ins Grundsätzliche hinab.

Es wurde zuvor deutlich: Turan und Iran, das Land der Räuber und das der Ackerbauer, das der Nomaden und das der festen Siedlungen, der Burgen und Städte — sie waren die Pole, von denen her die Geschichte der Landstriche zwischen Tigris und Pamir bestimmt wurde. Durch die turanische Senke im Nordosten waren die Parther und ihre Nachbarn eingebrochen, hatten Medien und alles Gebiet bis hinab nach Mesopotamien in Besitz genommen; Iran hatte sich dem Willen der turanischen Eroberer gebeugt. Sie hatten sich in dem Lande nach ihrer Weise eingerichtet: Städte und Ackerbau überließen sie weiterhin den Unterworfenen, aber sie selbst fügten sich dieser Lebensform, wenn überhaupt, so nur zögernd und unvollständig. Wie ihre Genossen, die Tocharer, das Land Baktrien sich zwar unterworfen hatten, aber gleichwohl die Weise des städtischen

Lebens verschmähten und das untertänige Gebiet von ihrem Hoflager jenseits des Oxus, vom Rand der Wüste aus beherrschten, so hielten es auch die Parther. In Dara — dort, wo das Ackerland in die Steppe übergeht — hatten die arsakidischen Könige zuerst ihren Sitz. Und als sie ihn dann nach Mesopotamien verlegten, da mieden sie abermals jeden festen Ort. Auf dem nördlichen Ufer des Tigris, durch den breiten Strom geschieden von der volkreichen Griechenmetropole Seleukeia, schlugen diese Könige ihr Lager auf. Ihre Reiter- und Kriegerscharen hielten sich getrennt von jener andersgearteten, städtischen und beharrenden Welt.

Immer haben die Parther eine Lebensform bewahrt, die an die Steppe gemahnt und an das Leben im Aufbruch, das ihr zugehört. Dort ist die Verbundenheit zwischen Volk und Boden die geringste, die sich denken läßt: ein Zufall, ja eine bloße Laune kann sie zerreißen. Das Lager, nicht der Boden ist die Heimat eines solchen Reitervolkes. Doch indem die Parther gestürzt wurden und ein neues, persisches Königtum an ihre Stelle trat, war jene andere Welt wieder emporgekommen, von der man bislang sich abgewandt hatte.

Auch die Persis hatte den ritterlichen Stil übernommen. Ein Land guter Rosse hatte sie schon Dareios in seinen Inschriften genannt. Aber es ist merkwürdig, daß in diesem Gebiet die parthische Herrschaft, gleich der der Seleukiden, nie recht hat Wurzel fassen können. Die hellenistische Kunst wurde nur in äußerlicher Form übernommen[1]). Einheimische Dynastengeschlechter blieben, wenn auch in Abhängigkeit vom Großkönig, bestehen. Ardeschirs Vorfahren saßen an einem Ort südlich des Bachtegansees; sie unterstanden, obwohl „Könige", einem anderen König, der auf der „weißen Burg" östlich von Persepolis saß. Die Mutter Ardeschirs entstammte eben diesem Geschlecht, und der Sohn hatte die Anwartschaft auf die Stelle eines Burgvogts und Führers des lokalen Aufgebots in einer Nachbarstadt[2]). Istachr, die Nachfolgerin von Persepolis, bedeutet nichts anderes als die „Burg"[3]). Und wie man derart in Schlössern und festen Städten hauste, wie man unter-

---

[1]) E. Herzfeld, a. O. 49.
[2]) Über die *great landowners* und ihre Rolle in Iran vgl. W. W. Tarn, a. O. 32.
[3]) E. Herzfeld, a. O. 45.

einander eng versippt war, so hing man zäh am Althergebrachten. Die Vorschriften der zarathustrischen Religion wurden streng gewahrt. Kultischer Mittelpunkt war der Feuertempel der Anahit in Istachr; Ardeschirs Großvater war Vorsteher dieses Heiligtums gewesen. Die Münzen der persischen Dynasten trugen Aufschriften in dem heimischen Dialekt, während die Arsakiden sich langehin des Griechischen bedient hatten. Gewiß spielte sich alles in kleinen und kleinsten Verhältnissen ab. Aber diese Persis, an der die großen Erinnerungen hingen, wo die Ruinen der Achaimenidenpaläste standen und das Grab des Kyros vom Ruhme des Reichsgründers kündete — sie war gleichsam eine Burg der Überlieferung. Und sie war Burg noch in einem anderen Sinne.

Als der Partherkönig Ardewan seinem Vasallen Ardeschir den Frieden aufsagte, da sandte er ihm die Worte: „Du hast Dein Maß überschritten und Dein Geschick selbst herbeigezogen, o Kurde, der Du in den Zelten der Kurden aufgezogen bist." Drei Übel gibt's in der Welt, sagt ein arabisches Sprichwort: die Kurden, die Feldmäuse und die Heuschrecken. „Kurde" — das will besagen: Vertreter alles Schädlichen und aller Unkultur. Zugleich aber meint dieses Wort, daß der damit Angeredete nach Art der Kurden lebe und hause. Daß er im Gebirge beheimatet sei, in einem hohen und unwegsamen Gebirge, wo er ein hartes Dasein führt. Ganz so, wie es die Kurden seit alters führen; wie es auch die Perser gehalten hatten, noch ehe Kyros sie zu Macht und Reichtum gebracht hatte, und es jetzt wieder hielten, bevor sie zum zweiten Male ihr Reich gründeten. In Ardeschirs Kennzeichnung als Kurde tut sich der Gegensatz zum parthischen Großkönig und seiner üppigen Hofhaltung auf, die drunten in der Susiana und im fruchtbaren Blachfeld zu seiten des Tigris ihren Sitz hatte.

An sich mangelt es der Persis an fruchtbarem Gebiete nicht, auch nicht an größeren Ebenen. In dem Gefild um Pasargadai mochte es schon locken, die Rosse zu tummeln. Gleichwohl hat dieses Land nie ein Reitervolk angezogen, wie doch die Steppen des Nordostens oder die Ebene Mesopotamiens es taten. Die Persis ist nach dem Tigris und dem Küstenlande zu durch Gebirgswälle wie abgeriegelt. Bis zu acht und neun Berglinien erheben sich hintereinander; in

Terrassen bis zur Schneehöhe aufsteigend wehren sie den Zugang. Zuweilen öffnet sich dieses Labyrinth in kleinen Tälern und Ebenen, aber sie sind von so mächtigen Bergen umstanden, daß die Dörfer nur des Morgens die Sonne sehen, tagsüber im Schatten liegen. Hier zog sich seit alter Zeit die „Fahrstraße" hindurch, aber wenn sie der achaimenidische Großkönig, von Susa heraufkommend, benutzen wollte, um sein persisches Stammland aufzusuchen, so mußte er den Bergstämmen Tribut entrichten. Und nur durch Umgehung hatte Alexander einst die Pässe nehmen können; bei Gaugamela, in weitem und offenem Gefilde, gerade noch in einer großen Reiterschlacht siegreich, hatte er sich hier den Gesetzen des Gebirgskrieges fügen müssen.

Eine rechte Burg war die Persis. Nicht nur an der Überlieferung hingen ihre Bewohner, sondern auch am Boden — mochten es nun die Berge oder die kleinen Ebenen und Triften sein, die den Städten Raum und den Menschen Nahrung gewährten. Es ist kein Zufall, daß von diesem Winkel Irans aus die Erhebung gegen die Abkommen der einstigen Nomaden erfolgte. Es erhebt mit den Sasaniden der Ackerbauer, der Bewohner der Städte, der Adlige auf seinem Turm und überhaupt der seßhafte Mensch wiederum sein Haupt. Und auch dies ist nicht von ungefähr, daß Ardeschir ein Städtegründer gewesen ist; nicht weniger denn acht feste Städte führten sich auf ihn zurück.

Wen hätte die Flucht Ardeschirs vom Königshofe nicht schon an eine andere Sage erinnert — auch sie eine Flucht von ähnlicher Art? Als Walthari und Hilda vom Hofe Etzels entweichen, da eilen sie, gleich dem persischen Prinzen und seinem Mädchen, einer „Heimat" zu. Sie fliehen nicht in die Ferne und ins Grenzenlose, wie es dem Steppenbewohner anstünde. Sondern sie eilen jenem Stückchen Land zu, da sie zu Hause sind und in dessen Erdreich sich die Wurzeln ihres Daseins tief hinabgesenkt haben. Derart Bodenständige sind es, die Hunnenkönig oder Partherhof verlassen, um wieder ihr heimisches Land und in ihm sich selbst zu finden.

4.

Man pflegt den Reitervölkern Asiens Gleichgültigkeit in religiösen Dingen zuzuschreiben. Zum mindesten die Parther fügen sich dieser Anschauung: erst spät sind sie zu Anhängern Zarathustras geworden, auch dann haben sie sich nicht durch Eifer ausgezeichnet. Ihre Könige haben sich anfänglich, entgegen dem zarathustrischen Gebot, verbrennen, nicht aussetzen lassen[1]). Das parthische Dura zeigt kein Heiligtum zarathustrischer Gottheiten. Was die ursprüngliche Religion des Volkes gewesen sei, läßt sich nur vermuten; sichere Kunde hat sich nicht erhalten. Herkunft und Anfänge des Volkes weisen auch hier den Weg. Wie die Parther den Steppen des Nordens und Nordostens entstammten, so werden sie auch die Formen jenes Glaubens gepflegt haben, der dort von altersher heimisch war.

Diesen Glauben ist man gewohnt, nach dem Schamanen zu bezeichnen. Doch wo wären unter den Parthern Formen und Vorstellungen schamanistischer Art zu finden? Vielleicht hat man nicht genügend darauf geachtet, denn vorhanden sind sie zweifellos.

Nicht mit der Tuba, sondern mit dem Tympanon werde bei den Parthern das Zeichen zum Kampf gegeben, bemerkt ein antiker Geschichtsschreiber. Als der zweite Tag der Schlacht bei Karrhai heraufkam, da ertönten im Morgengrauen die gellenden Schreie und Kriegsgesänge des parthischen Heeres, untermischt mit dem dumpfen Dröhnen der Handpauken. Und während das entmutigte Römerheer diesen ungewohnten Tönen lauschte, waren die Bogenschützen schon heran, vernahm man den Klang der Sehnen, das tönende Sausen der Pfeile ... Doch auch beim Gelage erscheint das Instrument. Als Caracalla die vorgebliche Hochzeit mit der Tochter des Partherkönigs feierte, ertönte neben Flöten und Pfeifen wiederum das Tympanon. Und die Parther ergingen sich dazu im Tanz, wie immer, wenn sie des Weines voll waren.

Die Handpauke oder Handtrommel ist ursprünglich das Gerät des Schamanen. Bei seinen Tänzen, bei Verzauberung und Entrückung pflegt er es zu handhaben. Die Geister, die er bezwingt,

[1]) E. Herzfeld, a. O. 38.

versammelt er in der Höhlung seiner Trommel, die er mit dem Bild der kreisrunden, in vier Sektoren geteilten Welt[1]) versehen hat. Und mit dem gleichen Gerät, das er im Wechsel von kurzen, kräftigen Schlägen und langgezogenen Wirbeln zu rühren weiß, versetzt er sich in jenen Rauschzustand, der ihn befähigt, bis zum obersten der Himmel vorzudringen.

Dieses Tympanon tritt immer auf, wenn sich die Mächte Bezauberung, Hingerissenheit und ekstatischer Taumel entfalten. Im Dienst der Kybele wird es gehandhabt und wo immer orgiastische Kulte den Menschen ergreifen; in letzter, abgeschwächter Form begegnet es als Tamburin in der Hand der Frauen, auch dort noch ein Werkzeug der Berückung und der Bezauberung. Als das China der Tsin und frühen Han die nordasiatische Kampfweise, die Schätzung des Rosses und des reiterlichen Herrenlebens — als es dies alles übernahm, kam auch die Handtrommel als kriegerisches Instrument in Gebrauch. Wir erblicken sie in den Händen der tönernen Reiterfiguren, die die Grabkunst der Zeit geschaffen hat.

Diese Reitermassen waren bezaubert, entrückt, besessen, wenn sie zum Angriff ansetzten. In solchem Zustand warfen sie sich auf den Feind, wandten sich zur verstellten Flucht, prallten wieder vor, umzingelten und bedrängten ihn, bis sie ihn wie ein Wild zu Tode gehetzt hatten. Als der Schauspieler am Partherhof, den Kopf des getöteten Crassus emporhebend, in die Worte der „Bakchen" ausbrach:

Wir bringen vom Berge nach Hause getragen
Die herrliche Beute, das blutende Wild —

da umfaßte er mit einem euripideischen Vers die beiden Vorstellungen, die für parthisches Kämpfen bezeichnend waren: das Erlegen des gejagten Tieres und die bakchische Besessenheit dessen, der da jagt und kämpft. Auch sonst haben die Parther die religiösen Formen ihrer Heimat bewahrt. Neben den Resten eines schamanistischen Glaubens ist jene andere Eigentümlichkeit nordasiatischer Völker vorhanden: das Denken und Leben im Tier, die Ergriffenheit von ihm. Ihren künstlerischen Ausdruck hat sie im „Tierstil" erhalten; noch in späteren Zeiten, bei den Parthern

[1]) A. Alföldi, *La royauté double des Turcs* (*2e congr. Turc d'hist. 1937*) 13.

Mesopotamiens, ist er in Spuren erkennbar. Die angestammte Religion Irans dagegen haben diese Parther sich erst spät angeeignet, und die Bekenner Zarathustras haben sich bis zuletzt im Gegensatz zu den turanischen Eindringlingen gefühlt.

Anders liegt es bei dem neuen Herrenvolk, den Persern, und dem Königsgeschlecht, durch das sie emporgekommen sind.

In der Geschichte Ardeschirs erscheint als entscheidende Macht der „Glanz der königlichen Majestät". Diese göttliche Wesenheit, die in den heiligen Schriften der Iranier als Chvarna bezeichnet wird, verleiht dem Helden das Gelingen. Entsprechend stellen die Münzen der griechisch-baktrischen Könige dieses Chvarna unter der Gestalt der Tyche dar; in der mittelpersischen Schrift wird es durch ein aramäisches Ideogramm wiedergegeben, das nichts anderes als „Glück" heißt.

Wenn nun das Chvarna als Widder erscheint, der dem Ardeschir folgt und ihn einholt, hat dies sein Gegenstück in der griechischen Sage. Denn ein Widder war es, dessen Besitz die Königsherrschaft in des Pelops Nachfolge sicherte. Hermes hatte dem Atreus das Tier geschenkt; von goldener Farbe waren ihm Vließ und Wolle. Gold und himmlicher Glanz ist auch dem Chvarna wesenhaft zu eigen. Denn sein Name ist dem sprachlichen Ursprung nach dem der Sonne verwandt. Und feuriges Gold, vom Himmel herabgekommen, spielt anderen Ortes die Rolle, die sonst dem Chvarna zukommt: dadurch, daß in der skythischen Sage die beiden älteren Brüder des Königsgeschlechtes sich vergeblich an dem glühenden Metall versuchen, der jüngste es aber ohne Bedenken und Schaden ergreift, erweist er sich als der gottgewollte Herrscher.

Wer den himmlischen Glanz des Chvarna ergreifen kann, oder wem dieses sich zugesellt, der ist zum Königtum berufen. Das ist der Sinn der skythischen Sage und der von Ardeschir. Nur einem Herrscher aus iranischem Blut gibt sich solcher Glanz zu eigen, und darum heißt er der „iranische" oder — was hier auf das gleiche hinausläuft — der „arische". Umgekehrt versucht sich in der Sage der turanische Held Frahrasyan vergeblich: ihm gelingt es nicht, das „Chvarna der iranischen Völker" zu ergreifen. In solch ausschließlichem Besitz liegt für Iran und das Ariertum die gott-



Abb. 5. Sarmatische Kataphrakten. Trajanssäule, Rom (S. 93).



Abb. 6. Sarmatischer Kataphrakt. Trajanssäule, Rom (S. 93).



Abb. 7. Gefangener Markomanne. Thermenmuseum, Rom (S. 77f.).

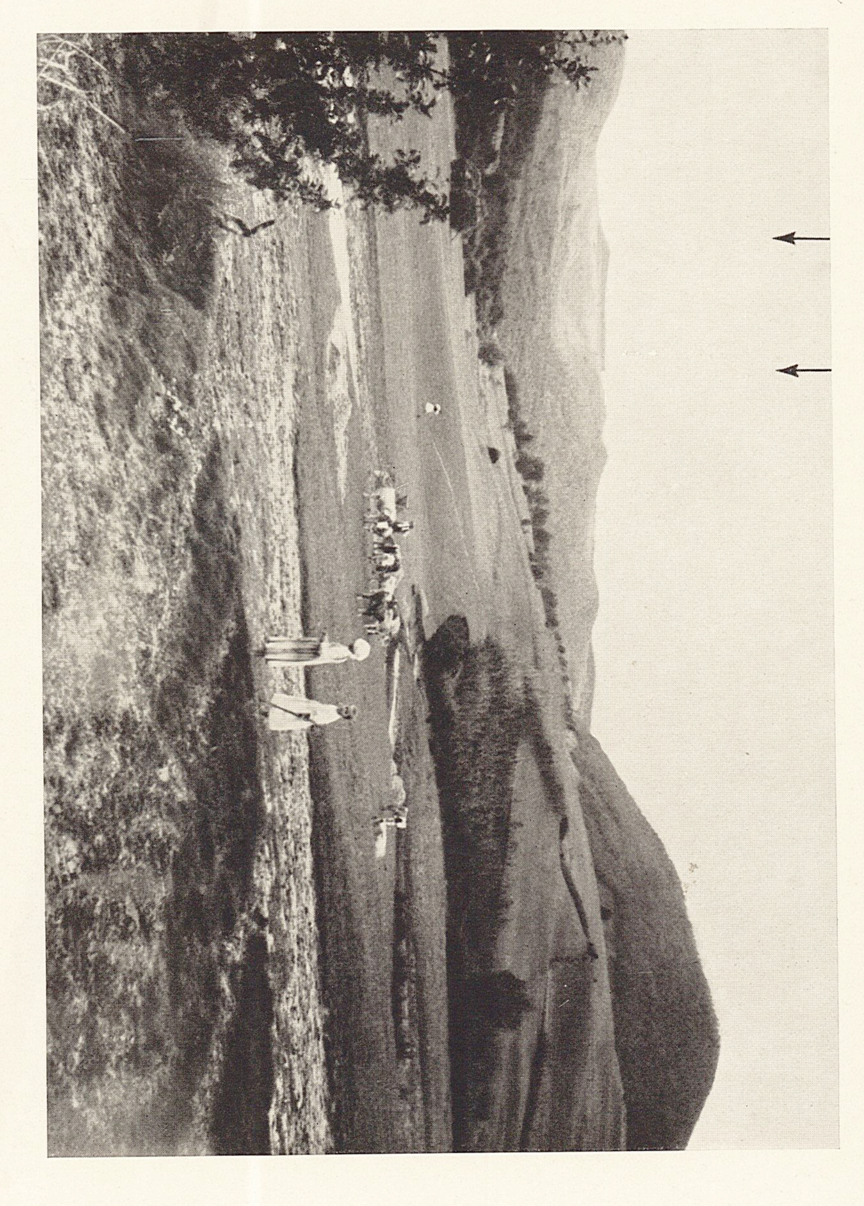


Abb. 8. Lagebild des Kastells Porolissum (S. 95).

gewollte Bestimmung zum Herrschen beschlossen. Ardeschir, der den Achaimeniden entstammt[1]), gesellt sich der Widder zu. Denn dieses Haus hatte, wie kein anderes, seine reine Abstammung betont: Dareios nannte sich einen Arier von arischem Samen. Umgekehrt muß der Parther Ardewan, wie alle Könige seines Stammes, bloßer Ursurpator bleiben; er darf nicht hoffen, gegen den neuen Träger des Chvarna aufzukommen.

Der Vorstellungskreis, der sich uns entfaltet hat, war aus älterem Glauben in das zarathustrische System eingedrungen. Doch für Ardeschirs Zeiten war er längst zum festen Bestandteil dieses Systems geworden. Das Chvarna teilt sich mit Ormuzd in die Rolle einer königlichen Schutzgottheit. Man hat den ersten Sasaniden dargestellt, wie er auf Ormuzd zureitet: der Gott überreicht seinem irdischen Gegenüber den Ring der Herrschaft.

Der Roman des Ardeschir läßt seinen Helden an vielen Orten das heilige Bahram-Feuer anlegen[2]). Es ist eine der fünf Formen, in denen sich das göttliche Element des Feuers, das als Sohn des höchsten Gottes Ormuzd gefaßt wird, zu offenbaren vermag. Genannt ist es mit einem Namen, der einstmals „Drachentöter" oder „Feindtöter" bedeutet hat und in dem vedischen Mythos dem Indra zugehörte, nunmehr aber den „Sieger" oder schlechthin den „Sieg" bezeichnet. Die Verbundenheit dieses Feuers mit dem Glanz der königlichen Macht liegt darin, daß das Chvarna Ardeschir den Sieg gebracht hat; sie liegt zugleich in dessen feuriger Wesenheit selbst. Darum läßt der Sieger Ardeschir die heilige Flamme an seinen Erfolgen teilhaben. Als er nach dem Osten zog, nach Merw, Balch und den äußersten Ländern von Chorasan, da tötete er viele Männer und sandte ihre Köpfe zum Feuertempel der Anahit, der in Istachr, im Herzen des persischen Landes, stand.

Solche Verehrung des Feuers war für Ardeschir altes Herkommen und mehr: es war Erbe und Verpflichtung. Einer seiner Vorfahren war Vorsteher jenes Tempels gewesen. Auf den Münzen, die die Fürsten der Persis in seleukidischer Zeit haben schlagen lassen,

[1]) Über die Tatsächlichkeit solcher Abstammung vgl. E. Herzfeld, a. O. 47; 76f.
[2]) Auch Schapur I tat das Gleiche, nach seinem Sieg über Valerian; vgl. W. B. Henning, *Bull. School Orient. Stud.* 9, 846 (neue Inschrift von der Kaaba des Zarathustra, Naksch-i-Rustam).

erscheint das Heiligtum des Feuers, ihm zur Seite die königliche Standarte und der Herrscher in verehrender Haltung. Ardeschir selbst und die, die ihm auf dem Throne folgten, lassen den Feueraltar auf ihren Prägungen erscheinen; sie setzen darin als Großkönige die Überlieferung ihres Stammlandes fort.

Diese Bewahrung eines ererbten Kultes findet ihre Ergänzung in einer Tat der Erneuerung. Die Wiederherstellung des heiligen Schrifttums der Zarathustrier, das Schaffen eines heiligen Kanons ist die religiöse Großtat der ersten Sasaniden.

Wechselreich sind die Schicksale dieser Schriften gewesen, die mit mittelpersischem Namen Awesta genannt werden. Ursprünglich, so berichtete die spätere Legende, wurden sie, mit goldener Tinte auf Kuhhäuten verzeichnet, im Archiv der Achaimeniden in Persepolis aufbewahrt. Alexander, der Zerstörer altpersischer Macht und Herrlichkeit, ließ dieses älteste Awesta verbrennen. Ein parthischer König hatte die erste Sammlung der noch vorhandenen Reste angeordnet. Ardeschir vervollständigte diese Sammlung, so daß sie „ein getreues Ebenbild des Originallichtes" wurde. Er ließ die Urschrift in der königlichen Schatzkammer niederlegen; eine weitere Fassung tat er ins Archiv und wieder andere ließ er im Lande verbreiten.

Die Sammlung des Awesta ist nicht denkbar ohne kräftige Mitwirkung der Priesterschaft[1]). Ein Name aus ihrem Kreise wird als Urheber der Redaktion genannt[2]). Oder es wird gesagt, Ardeschir habe zu seinem Unternehmen vierzigtausend Magier berufen, dann aus ihrer Zahl erst vierzig, dann sieben ausgewählt. Diese Magier oder Mobeds waren Richter und Inhaber der geistlichen Gewalt: jeder stand einem eignen Sprengel vor, und über sie alle war, gleich dem König der Könige, ein „Mobed der Mobeds" gesetzt. Eine ausgesprochene Hierarchie, der politischen Ordnung zur Seite, wird hier sichtbar. Und dieser Klerus, herrschsüchtig und mächtig wie nur irgendeiner, stand auch an Unduldsamkeit keinem anderen nach.

---

[1]) S. H. Nyberg (Die Religionen des alten Iran, übers. von H. H. Schaeder 414f.) will die Aufzeichnung des Awesta überhaupt unter Schapur II setzen; vorher habe nur mündliche Überlieferung bestanden. Die Frage kann hier nicht diskutiert werden.

[2]) Über Tansar jetzt Nyberg-Schaeder, a. O. 417f.; Andeutungen auf Grund neuer Funde bei E. Herzfeld, a. O. 100f.

Schon Ardeschir verlieh der unter ihm geschaffenen Sammlung kanonischen Rang. Alle awestischen Schriften, die nicht aufgenommen waren, ließ er in Acht und Bann tun. Unter Ardeschirs Nachfolger wurde ein eigener Gerichtshof geschaffen, der Streitigkeiten über die Religion zu entscheiden hatte. Es war des Königs Wille, daß nunmehr, wo das Licht des wahren Glaubens wieder strahle, alles Wahrheitswidrige als abgetan gelten müsse; keine falsche Religion dürfe fortan geduldet werden. Diese Einstellung ist etwas Neues in der Geschichte Irans. Auch die Achaimeniden bekannten sich zur zarathustrischen Lehre und ließen sich deren Ausbreitung in den Ländern des Reiches angelegen sein[1]). Gelegentlich begegnet die Bevorzugung eines Anhängers der zarathustrischen Lehre, wie sie unter solchen Voraussetzungen natürlich war; auch von einer Verfolgung fremder Götter ist einmal die Rede[2]). Gleichwohl war religiöse Duldsamkeit ein Grundzug der achaimenidischen Politik. Im neuen persischen Reich dagegen erschafft, nach anfänglicher Toleranz, das Königtum mit der Priesterschaft vereint den Begriff der Rechtgläubigkeit; die staatliche Gewalt fühlt sich veranlaßt, ihm innerhalb der Grenzen des Reiches unbedingte Geltung zu verschaffen. Alsbald wandte sich das neue Prinzip gegen die anderen Religionen, vor allem gegen das Christentum. Die Märtyrerakten der syrischen Kirche zeugen für den Verfolgungseifer der zarathustrischen Priesterschaft.

Mesopotamien war in erster Linie der Sitz der Religionen, gegen die sich die neue Haltung des Staatswesens richtete. Sie entsprangen dem Schoß des mesopotamischen Hellenismus. Das parthische Dura, Hatra, das spätere Seleukeia geben das Bild dieser Welt eigenen Gepräges, mit ihrer Durchdringung von Uralt-Bodenständigem mit neu übernommenem Griechengut. Wie Syrien, so war auch Mesopotamien die Heimat einer religiösen Schöpferkraft, die sich in zahlreicher Sektenbildung äußerte. Wiederum Dura hat das Nebeneinander der unterschiedlichsten Bekenntnisse deutlich gemacht: griechische und semitische Götter, Christus und Jahwe

---

[1]) E. Herzfeld, a. O. 40f.

[2]) M. Hartmann, OLZ. 1937, 145f.

[3]) Seine älteren Phasen sind von W. W. Tarn, a. O. 34f. glänzend geschildert worden; für die Spätzeit vgl. M. Rostovtzeff, *Dura-Europos and its art* 89f.

waren in seinen Mauern vereint. Im unteren Mesopotamien traten die Mandäer hinzu.

Mesopotamien war auch die Heimat der Religion, deren Stifter gleichzeitig mit den Sasaniden hervortrat. Mani, aus vornehmem parthischem Hause stammend, hatte ursprünglich einer südbabylonischen Täufersekte angehört, bis er im Gegensatz zu ihr seine eigene Lehre verkündete. Christliches und griechisches Gedankengut ist ihm durch gnostische Vermittlung zugekommen. Überhaupt gehört er in die Reihe der großen Gnostiker; neben Bardesanes von Edessa und Markion darf er in einigem Abstand genannt werden. Im mesopotamischen Hellenismus ist Manis geistige Heimat zu suchen; er war ein letzter Vertreter dieser Kultur, die der gleichartigen Syriens und Ägyptens zur Seite steht.

Mani erlag der Feindschaft der zarathustrischen Priesterschaft. Am Krönungstage Schapurs des Ersten, „als die Sonne im Zeichen des Widders stand", soll er zum ersten Male öffentlich gepredigt haben. Der Bruder des Königs schenkte dem Religionskünder seine Gunst und verstand ihn zu schützen. Mani durfte eine eigens für Schapur verfaßte Darstellung der Lehre diesem überreichen: der Herrscher gab die Erlaubnis zur Mission im Reich. Doch unter einem seiner unmittelbaren Nachfolger setzten es die Magier durch, daß Mani angeklagt und verurteilt wurde. Er starb am Kreuz; nach anderer Überlieferung wurde er geschunden, sein Haupt am Stadttor aufgehängt[1]).

5.

Die Parther sind erst nachträglich in ihre iranische Umgebung hineingewachsen; nur zögernd haben sie deren Formen übernommen. Das gilt nicht nur für die Religion, sondern auch für die Sprache. Obwohl von Hause aus einen iranischen Dialekt sprechend, bedienten sich die Arsakiden auf den Münzen und in den Inschriften des Griechischen. Diese Großkönige bezeichneten sich als Philhellenen; sie ließen sich am Hofe griechische Tragödien vorführen. Ein erhaltener Königsbrief an die Stadt Seleukeia am

[1]) Über die Einzelheiten jetzt Nyberg-Schaeder, a. O. 413f.; dort wird die geschilderte Todesart Manis als ungeschichtlich betrachtet, vgl. 414; 483f.

Eulaios[1]) zeigt, daß Bürger solcher Griechenstädte zu den höchsten Würden aufstiegen, daß die Hofkanzlei griechisch schrieb und der parthische Großherr die inneren Streitigkeiten der Stadt unter Berücksichtigung griechischen Rechtes entschied.

Unter den Sasaniden begegnet die Verwendung des Griechischen in den Königsinschriften nur noch vereinzelt und nur zu Anfang. Mit der griechischen Staatssprache verschwand das Bekenntnis zum Hellenismus innerhalb des staatlichen Wesens überhaupt. Es wurde eine Haltung maßgebend, die bewußt auf die Achaimeniden und auf das National-Iranische zurückgriff. Sie bezog sich auf einen älteren Zustand, der der rechte war, aber in den Zeiten des allgemeinen Niedergangs dem Verderben hatte anheimfallen müssen. Nach Alexanders Auftreten habe weltliche und geistliche Anarchie, Unglaube und Unwissenheit im Lande geherrscht, bis der heilige Adarpad sich dem Feuerordal unterworfen habe, um so die Reinheit des wiederhergestellten awestischen Schrifttums zu erhärten. So erzählt das Buch Arda-Viraf, und ähnlich stellte sich dem Roman des Ardeschir die politische Neuordnung dar. Wie dort auf die reine Lehre Zarathustras zurückgegriffen ward, so hier auf das Königtum der Achaimeniden.

Solche Beziehung ergab sich schon aus Ardeschirs Abstammung. Die Persis war seine Heimat, sein Vorfahre Sasan ein Nachkomme des alten Königshauses. In den schlimmen Zeiten war angeblich auch dieses Geschlecht in Niedrigkeit verfallen, so wie alles andere, Reich und Religion, von seiner einstigen Höhe herabgesunken war. Der Sage und nicht nur ihr: der allgemeinen Vorstellung hatte sich die beabsichtigte Verbindung mit dem großen Einst zur blutsmäßigen Abstammung geformt. Notwendig mußte sich die Erhebung Ardeschirs, seine Züge gegen Ardewan und die Teilkönige als das Vorgehen des rechtsmäßigen Erben darstellen, der sein angestammtes Reich als sein Hab und Gut zurückforderte. Darum schrieb der neue König bei seinem ersten Auftreten eindringliche Briefe an alle Teilkönige, in denen er sein Recht nachwies und sie aufforderte, ihm zu gehorchen. Als Ardewan in der Schlacht unterlegen war, trat Ardeschir das abgeschnittene Haupt des Besiegten

[1]) F. Cumont, *C. R. de l'Acad.* 1932, 238f.; *Suppl. Ep. Graec.* VII Nr. 1.

mit Füßen. Er ließ sich darstellen, wie er über die Leiche des letzten Partherkönig hinwegreitet: Ormuzd verleiht ihm die Herrschaft, auch er zu Roß und über den gefällten Ahriman hinwegreitend. Ebenso war auf dem Felsrelief über der Inschrift von Bisutun der Achaimenide zu sehen, wie er über den Betrüger und Rebell Gaumata, der am Boden lag, hinwegschritt[1]).

Als der große Kyros den Mederkönig niedergeworfen hatte, erbaute er sich als Zeichen des Sieges eine neue Hauptstadt: Pasargadai. Ardeschir hatte Ähnliches erreicht, hatte die parthische Herrschaft abgeschüttelt und das persische Land zu neuer Größe erhoben. Wieder errichtete sich der Sieger eine neue Residenz, der er den Namen „Ardeschirs Glanz" beilegte. Das Vorbild des ersten Perserkönigs war auch darin bewußt aufgenommen[2]).

Übereinstimmend damit war Ardeschirs Haltung gegenüber Rom. Er verlangte alles Land bis zur Propontis als altes persisches Erbe von seinen derzeitigen Besitzern zurück. Denn Kyros habe es erobert und von da ab sei es in der Hand seiner Nachfolger geblieben, bis Alexander das Reich der Achaimeniden zerstört habe. Seine, Ardeschirs Aufgabe, sei es, das einstige Eigentum wieder in Besitz zu nehmen.

Ausdruck des neuen Königtums ist die Kunst; sie empfängt von Herrscher und Hof die Antriebe ihres Schaffens. Auch die sasanidische Kunst greift bewußt auf die Vorbilder der achaimenidischen zurück, soweit sie ihr noch vor Augen standen. Gewiß ist das Pferd als neuer und bevorzugter Gegenstand mit der parthischen Zeit hinzugetreten; doch die Huldigungsbilder, die Triumph- und Tributzüge, die Opferhandlungen sind dieselben Gegenstände, die die altpersische Zeit vornehmlich pflegte. Symmetrie und Zerlegung des Gesamtbildes in übereinanderliegende Reliefstreifen begegnen hier wie dort. Und wie der Dialekt der Persis es ist, der unter den Sasaniden Iran erobert und von da an für die nationale Sprache und Literatur maßgebend wird, so hat die sasanidische Kunst von der gleichen Gegend ihren Ausgang genommen. Ihre Denkmäler liegen dort, wo auch die meisten Zeugen der Achaimenidenzeit

[1]) E. Herzfeld, a. O. 78f.; 81f.
[2]) E. Herzfeld, a. O. 76.

erhalten sind; oft ist der unmittelbare Anschluß vorhanden, am häufigsten in der Felsbildkunst.

Freilich konnte auch das sasanidische Königtum, so bewußt es sich nationaliranisch gebärdete und so sehr es gegen das nicht legitime und von Gott nicht gewollte Zwischenreich eingestellt war, von dem, was das parthische Königshaus bedeutet hatte, nicht ganz absehn. Es ging damit wie mit dem Rittertum und der Kampfweise zu Pferde, die man einfach übernommen hatte. Auch das Prinzip der Legitimität konnte durchbrochen werden, wenn man es für geraten hielt, sich zur Sicherung der neugewonnenen Herrschaft mit dem arsakidischen Hause verwandtschaftlich zu verbinden. Im Roman von Ardeschir nimmt dieser Ardewans Tochter, nach Erringung des Sieges und zum Zeichen desselben, zur Frau. Mit üppiger Ausmalung erzählt den gleichen Vorgang das spätere Königsbuch; es will seine Leser gar glauben machen, daß der Thronerbe und Nachfolger Ardeschirs, daß der König Schapur ein Sohn von jener arsakidischen Prinzessin gewesen sei. Genug: der Vernichter des arsakidischen Hauses, als der uns Ardeschir geschildert wird, wußte in bestimmten Fällen sich Einhalt zu gebieten. Auch dann, als das sasanidische Haus seinerseits zum Untergang bestimmt war, sollte einer der arabischen Sieger die Hand einer gefangenen persischen Königstocher nicht verschmähen, auf daß sie ihm und seinem Geschlecht königlichen Glanz verleihe.

Ardeschir nannte sich nach Ardewans Untergang „König der Könige von Iran". Darin lag, daß er seine Herrschaft über den Teilkönigen — den „kleinen Königen", wie man im deutschen Mittelalter die Herrscher der anderen Völker im Gegensatz zum Kaisertum wohl genannt hat — aufgerichtet wissen wollte. Doch schon sein Nachfolger trug den ungleich anspruchsvolleren Titel eines „Königs der Könige von Iran und Nicht-Iran". Solche Haltung greift über die nationalen Grenzen hinaus; es offenbart sich ein universalistischer Anspruch. Auch da wandelte man in den Fußspuren der Achaimeniden.

Der Anspruch leitete sich aus den Erfolgen im Osten her, wo die Herrscher Turans und des Indusgebietes sich dem König Irans unterwarfen. Er nährte sich aus dem Besitze Mesopotamiens; er

nährte sich von dem Stolz auf die Siege, die man über arabische Fürsten und über die Römer erfochten hatte. Im Gegensatz zu den Parthern erkannte man die römische Suprematie nicht, auch nicht mehr stillschweigend, an. Als ausdrücklicher Nebenbuhler Roms ging man zur Goldprägung über, ein Recht, das sich die parthischen Könige niemals angemaßt hatten. Und mächtig stieg das Selbstbewußtsein der neuen sasanidischen Macht, als ihr gelang, was keinem Vorgänger jemals gelungen war: die Gefangennahme eines römischen Kaisers.

Schapur rühmte sich in seiner Triumphinschrift, Valerian mit eigener Hand gefangen zu haben[1]). Er zählte die römischen Provinzen wie besiegte Königreiche auf[2]). Der Sasanide ist nicht müde geworden, das Ergebnis in seinen Denkmälern zu feiern. Da erscheint er hoch zu Roß, in der prunkenden Ausstattung der persischen Könige: vor ihm kniet ein Gefangener in römischer Tracht. Er trägt Fesseln an den Füßen; bittflehend hebt er Hände und Haupt empor. Dargestellt ist der gefangene Kaiser Valerian; hinter ihm steht, demütig die Hände in der Gegenwart des Oberherrn verhüllend, der Überläufer Cyriades[3]), den Schapur als Gegenkaiser aufgestellt hatte. Auf einem anderen Relief reitet der König an der Spitze seines Heeres und wieder kniet Valerian vor ihm. Der Ring, das Symbol der dem Römer genommenen Herrschaft, wird dem Sieger überreicht. Und in vier Reihen übereinander wird ihm die Kriegsbeute entgegengebracht: Wagen und Streitroß des Kaisers, ein Kriegselefant, an der Kette geführte Leoparden und Löwen, die kaiserliche Standarte und der Kriegsschatz; es folgen die Gefangenen, in die römische Toga gehüllt.

Der Sasanide durfte in solchem Augenblick glauben, den Titel eines Herren über „Iran und Nicht-Iran“ mit Recht zu tragen. Daß das Glück wandelbar sei, hat auch er erfahren müssen. Doch der Anspruch blieb: die Vorstellung, daß mit dem neuen Königsgeschlecht ein neuer Weltenherrscher gekommen sei, wie es die Sternkundigen im Roman von Ardeschir voraussagen, ward nicht

[1]) W. B. Henning, a. O. 834f.
[2]) W. B. Henning, a. O. 832f.
[3]) Anders E. Herzfeld, a. O. 83f.

aufgegeben. Wenn Dareios in seinen Inschriften sich rühmte, daß „des persischen Mannes Lanze fernhin vorgedrungen“ sei, daß „der persische Mann fern von Persien den kämpfenden Feind geschlagen“ habe, wenn dem herodoteischen Xerxes die Vorstellung vor Augen steht, daß seines Reiches Grenzen mit denen von Zeus Himmel zusammenfallen, so haben die Nachfolger der Achaimeniden darin nicht zurückstehen wollen.

Die mittelpersische Historienmalerei ist zweifellos die herrschende Kunst ihrer Zeit gewesen[1]), mögen von ihren Werken auch nur Reste erhalten sein. Schlachten und Kriege waren ein bevorzugter Stoff; man weiß von einem Gemälde, das die Belagerung von Antiocheia darstellte. Auf einem anderen waren die Könige der Erde bei dem Weltenherrscher iranischer Herkunft versammelt. Die früharabische Kunst, in vielem die Erbin der sasanidischen, hat diese Tradition fortgesetzt. Auf den Wänden eines omajadischen Lustschlosses sieht man den Kaiser von Byzanz, den letzten Westgotenkönig und den letzten Sasaniden, den Negus von Abessinien; sie alle waren, als Besiegte und Hörige, um den Sitz des Kalifen vereint. Auch die spätrömische Kunst hat dergleichen Gegenstände nicht verschmäht. Als Attila den kaiserlichen Palast von Mailand in Besitz nahm, ruhte sein erstaunter Blick auf einem Bilde, das die Kaiser auf ihrem Thron und die skythischen Fürsten zu ihren Füßen wiedergab.

Es war der gleiche Anspruch auf Weltbeherrschung, den man in Rom und in Ktesiphon erhob. Nur in Augenblicken größter Not verstand man sich dazu, die Gleichberechtigung des anderen anzuerkennen. Als Narseh von Galerius geschlagen, seine Gezelte und seine Frauen in des Siegers Händen waren, da wurde erstmalig der Ton herabgestimmt. Rom und Persien, so ließ sich der Unterhändler des Großkönigs vernehmen, seien die beiden Leuchter, die beiden Augen der Welt, die sich nicht anfeinden sollten; nur von einem Herrscher wie Galerius habe der Großkönig besiegt werden dürfen. Aber auch damals vergaß der Orientale nicht, den augenblicklichen Sieger an die Wandelbarkeit der menschlichen Dinge zu erinnern.

[1]) E. Herzfeld, a. O. 56; 63; 86.

Man mag die Bedeutung des sasanidischen Iran einschätzen wie man will, kein gerecht Wägender wird ihm einen Augenblick, dem inneren Werte nach, die Gleichberechtigung mit Rom zugestehen wollen. Dennoch bleibt es dabei, daß es ein gefährlicher und erfolgreicher Gegner des Imperium gewesen ist. Was ihm diese Bedeutung verlieh, war das Ergebnis einer einmaligen geschichtlichen Konstellation. Oft ist bemerkt worden, wie sehr das sasanidische Wesen — nicht auf die Anfänge der arabischen Eroberung, wohl aber auf das Reich der Kalifen in Bagdad eingewirkt habe. Vielleicht darf man diese Beobachtung noch allgemeiner fassen. Rittertum und Adel, Lehnswesen und Priesterschaft, Rechtgläubigkeit und Häresie, ein Universalreich theokratischen Charakters — all dies nimmt Formen vorweg, die für die Entwicklung zum Mittelalter hin kennzeichnend sind. Und zwar zu einem Zeitpunkt, da Rom solche Richtung noch nicht mit gleicher Entschiedenheit und mit gleichem Erfolge eingeschlagen hatte.

Darin also lag die Besonderheit dieses eigentümlichen Gebildes: es hat das Kommende, für eine Zeitspanne wenigstens, stärker vorweggenommen als der Nebenbuhler im Westen. Das sasanidische Reich ist das erste, das in allem typisch mittelalterliches Gepräge trägt. Eben darum mußte ihm — für jene Spanne, aber auch nicht für länger — die Vorhand zufallen. Sobald man auf der Gegenseite den Gang der Dinge begriffen hatte, holte man auf, und römische Form und Meisterschaft erwies sich auch in dieser Spätzeit noch als dem Orient überlegen.

ZWEITES KAPITEL

REICH UND RANDVOLK

1.

Das Auftreten der Sasaniden fällt mit der Erhebung des städtisch und bäuerlich gefügten Iran gegen die mittelasiatischen Reitervölker zusammen. Es vollzieht sich eine Besinnung der iranischen Welt auf ihr eigenstes und ererbtes Wesen. Und doch wird das Alte nicht einfach wiederhergestellt. Gegen die Eindringlinge kämpfend, setzt man sich mit ihnen auseinander; man übernimmt und behält was einem wertvoll dünkt, um es selbst als Waffe gegen den Feind zu wenden. Gewiß wird das Reich der Achaimeniden zu neuem Leben erweckt. Aber Reichsgedanke und von den Randvölkern übernommene Form, Iran und Turan sind beide an der Schöpfung der Sasaniden beteiligt. Beide gehen sie in das neue Gebilde ein, das zeitlich und sachlich am Anfang des Mittelalters steht.

Der Vorgang ist im iranischen Raum vielleicht anschaulicher als anderswo, aber er ist auf diesen Raum nicht beschränkt. Wir müssen weiter ausgreifen. Das Umfassende und das Einzelne bedingen sich gegenseitig: nicht nur im Allgemeinen, sondern auch im greifbaren Einzelfall. Er läßt sich nur fassen, wenn man das Ganze, in dessen Rahmen er hineingestellt ist, hinzunimmt. Die Zeitenwende, als die sich das dritte nachchristliche Jahrhundert erweist, bliebe unverstanden, wollte man vergessen, nach den weltgeschichtlichen Hintergründen zu fragen.

Es sei gewagt, für jenes Jahrhundert die allgemeine Lage in summarischen, manchmal vielleicht allzu summarischen Umrissen zu zeichnen. Dabei ist der Blickpunkt so gewählt, daß er den gesamten Landgürtel umfaßt, der sich von den Atlantischen Gestaden des Westens bis zu den Ufern des Hwangho im fernen Osten erstreckt.

Drei große Reiche und, mit ihnen zusammenfallend, drei Kulturkreise sind es, die innerhalb jenes Gürtels aufeinanderfolgen. Am

weitesten westlich die Länder um das Mittelmeer, die ihre staatliche Form im Imperium Romanum gefunden haben. Sodann Iran: ihm als Hochland sind zwei Stromgebiete Mesopotamien und, auf der entgegengesetzten Seite, Pendschab und Industal vorgelagert. (Indien ist eine eigene Welt; aber was von seiner Geschichte in diesem dunklen dritten Jahrhundert deutlich wird, wird es nur in der Bezogenheit auf Iran.) Als drittes und letztes bleibt zu nennen das chinesische Reich.

Die Beziehungen, die zwischen den drei Staatsgebilden obwalteten, waren verschiedener Art. Verbindungen, die in unmittelbarem, sei es kriegerischem oder friedlichem Austausch bestanden, gab es in stärkstem Maß zwischen Iran und Rom. Aber auch zwischen diesen beiden und China werden die Fäden deutlich. Der Handel hat sie in erster Linie geknüpft; er hat solche Verknüpfung die Jahrhunderte hindurch aufrecht erhalten.

„Die Route vom Steinernen Turm bis nach Sera", so lesen wir in der Geographie des Ptolemaios, „ist durch ein Handelsunternehmen bekannt geworden. Marinos sagt nämlich, ein gewisser Maes mit dem Beinamen Titianos, ein Makedone aus kaufmännischer Familie, habe die Wegevermessung aufgezeichnet, ohne selbst dorthin gelangt zu sein, vielmehr auf Grund von Angaben, die ihm seine Sendboten zu den Serern machten." Diese Straße, die vornehmlich, wenn auch nicht ausschließlich dem Seidenhandel diente, ging, den Flußtälern folgend, durch das Gebiet der Komeden hinauf zum Pamir[1]). Oft nur ein Pfad, eben Raum genug für ein beladenes Saumtier lassend, schlängelte sie sich an den Felswänden vorbei, die das Flußtal begrenzten. Bald senkte sie sich bis zu dem Bette herab, in dem das Wasser dahintoste, bald stieg sie an lotrechten Wänden schwindelerregend empor, das Wildwasser tief unter sich lassend. Es galt Gletscher zu überschreiten, deren übereinandergeschobene Eismassen den Weg für eine Spanne gänzlich abzuschneiden schienen.

Endlich begann die Straße zum westlichen Winkel des Alaitales hinabzusteigen. Hier stand auf der Paßhöhe, in der einsamen Umgebung von Bergen, die sich im Süden zu Siebentausendern erheben, der ‚Steinerne Turm'. Zwei Welten stießen da aneinander: wer an dieser Stätte vorüberzog, der hatte die Mittelmeerländer und Vorderasien hinter sich gelassen und trat in einen neuen Kulturkreis ein. Das Chinesische Reich begann.

[1]) Über die Einzelheiten der Route des Maes vergl. A. Herrmann, Das Land der Seide 101f.

Der Weg folgte bei seinem Abstieg dem Lauf eines Flusses. Man gelangte nach Kaschgar und ins Land der Issedonen[1]), das Tarimbecken. Heute Wüste: ohne Wasser, ohne Anbau und, wie das Sprichwort sagt: hinter Gottes Rücken gelegen — war es im Altertum wichtiges Durchgangsgebiet. Zwei Handelsstraßen durchzogen das Land; beide verliefen in der West-Ost-Richtung, den Gebirgen folgend, die das Land im Norden und Süden abschließen. Noch im letzten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung war die Unsicherheit groß. Ein chinesischer Geschichtsschreiber berichtet: „Wenn man auf der Nordstraße reist, so ist man den Überfällen der Hunnen ausgesetzt. Auf der Südstraße fehlt es an Wasser und Futter, und in vielen Landstrichen, wo sich längs der Straße keine Bevölkerung niedergelassen hat, herrscht großer Mangel." Durch die rastlose Tätigkeit der chinesischen Oberherren wurde Änderung geschaffen. Anschaulich beschreiben sie ihre Maßnahmen. Die Ausdehnung des Landes, die Berge und Flüsse, die Entfernungen auf den Straßen „wurden alle genau geprüft und aufgezeichnet". Es wurden Kolonien angelegt, Herbergen, Relaisstationen und ein Kurierdienst eingerichtet; es wurden Dolmetscher bestellt. „Die Fremden, welche sich dem Handel hingeben, klopften täglich an die Schlagbäume, auf daß man ihnen öffne."

Mitten in das Leben der Handelsstraße führen die Funde von Laulen, am Westufer des Salzsees, der das Tarimbecken abschließt.[2]). Hier endete die „Lange Mauer", jene gewaltige Grenzsperre, die, bis zur Mündung des Jalu verlaufend, das Land der Mitte von den nördlichen Grenzvölkern abriegelte. Laulen war militärischer Außenposten des chinesischen Reiches, es wurde aus dem Nichts geschaffen, denn die Umgebung war menschenleer und das Land

[1]) A. Herrmann, a. O. 125f.
[2]) Immer noch lesenswert ist die Schilderung A. Conradys (Die chines. Handschriften- und sonst. Kleinfunde Sven Hedins in Lou-lan 16f.), die aus der frischen Freude des Entdeckens heraus geschrieben ist.

trug sparsame Frucht. Die meisten Lebensmittel und vieles andere mußte aus dem Inneren herangeschafft werden. In Magazinen speicherte man auf, was man benötigte: Getreide zur Nahrung, die Waffenvorräte der Besatzung, Filztuch und Pelze, um den Winter durchzuhalten. Kolonnen von mongolischen Kamelen, von Eseln und Pferden aus Tibet standen als Tragtiere zur Verfügung. Über dem Ganzen waltete ein Beamtenstab, der nach chinesischer Weise schier alles dem Papier anvertraute: die Art und Preise der durchgehenden Waren, den Einlauf der Briefe und ihren Abgang, das angelangte und verbrauchte Material; über jeden Halfterstrick wurde Abrechnung verlangt.

Nicht nur die Grenzwacht gegen die Hunnen lag diesem Posten ob. Ihm war der Schutz des Verkehrs anvertraut, der das Tarimbecken durchzog. Unter den Waren stand an erster Stelle die Seide. Sie kam aus dem Inneren Chinas und war eigens für die Ausfuhr in Rollen von bestimmter Größe gewebt; Preis und Herkunft waren an ihnen verzeichnet[1]). Das umgebende Land, dessen Lieferungen mit Seide bezahlt wurden, der Westen, die Kaufleute Indiens stellten sich als Abnehmer ein. Sie brachten die Lebensgewohnheiten ihrer Heimat und vor allem deren Waren mit. Holztäfelchen mit Prakrittexten zeugen von der Anwesenheit der Inder, die Erzeugnisse syrischer Werkstätten von dem Tauschhandel mit dem griechisch-römischen Westen. Glaswaren, die aus Antiocheia stammten, nahmen ihren Weg bis nach Korea[2]); die Ornamentik der eingeführten Wollstoffe wurde von den chinesischen Seidenwebern übernommen und umgebildet. Umgekehrt versuchte man in Alexandreia die seltenen und kostbaren Seiden des Fernen Ostens nachzuahmen[3]).

Nicht nur wirtschaftlich war die Straße von Bedeutung. Der Kaufmann hat den Weg gebahnt für den Zug der großen Weltreligionen. Hier ist der Buddhismus einhergezogen, als er sich anschickte, China, Tibet und die Mongelei zu erobern. Die Missionare des nestorianischen Christentumes und, gleich ihnen durch die

---

[1]) A. Stein, *Hirth Anniversary Volume* 368; *Serindia* 373f.
[2]) C. G. Seligmann, *Antiquity* 1937, 16f.
[3]) F. Cumont, *L'Egypte des astrologues* 91.

unbarmherzigen Verfolgungen der Sasaniden vertrieben, die Verkünder von Manis Lehre sind hier vorübergekommen. Alle haben sie im Tarimbecken ihre Spuren hinterlassen. Buddhistische Höhlentempel, die Fresken, die die Prüfungen des Erleuchteten in hundertfacher Wiederholung darstellen, erscheinen dem Bema der Manichäer zur Seite oder den zierlichen Miniaturen, mit denen die Sekte ihre heiligen Bücher auszierte.

Nicht von ungefähr ist das Tarimbecken die Stätte, an der sich, seit dem fünften Jahrhundert n.Zw., eine Mischkultur eigentümlicher Prägung herausbildete. In Choten, Turfan und anderen Ortes ist sie unserem staunenden Blick wieder entgegengetreten. Hellenistische und chinesische Formen sind untereinander, sind mit indischen und sasanidischen eine Verbindung eingegangen, deren Vielschichtigkeit kein anderer Ort der alten Welt Vergleichbares zur Seite stellen kann.

Die Nachteile, die der Verkehr auf der Seidenstraße in sich schloß, waren die Entfernung, die Hindernisse, die die Natur in den Weg stellte, und nicht zuletzt das Fehlen einer unmittelbaren Verbindung zwischen China und Rom. Hoch waren die Gewinne des Zwischenhandels. Sie lasteten auf den Preisen: in Diocletians Höchstpreistarif war das Pfund (0,327 kg) Rohseide mit zwölftausend Denaren (etwa 219 Reichsmark) angesetzt[1]). Auch auf chinesischer Seite hat man des Mangels Erwähnung getan, und von dort wurde der einzige Versuch gemacht, ihn zu überwinden. In offiziellem Auftrag unternahm Kan-Jing[2]), etwa gleichzeitig mit dem Makedonen Maes, seine Reise nach dem Westen. Er sollte Südarabien oder das römische Syrien erreichen, kam aber nur bis Spasinu Charax am Persischen Golf. Bei diesem Vorstoß blieb es: den Vermittlern, deren Grenzen die Straße durchlief — den Parthern und Sogdern, den Kuschan — war an der Aufrechterhaltung des bisherigen Zustandes allzuviel gelegen.

Der Handel hat noch eine zweite Landverbindung zwischen China und dem Westen geknüpft. Führte die Seidenstraße über das „Dach der Welt“ mit seinen Schrecken: der Kälte, den Stürmen

---

[1]) Zum Preis der Seide vergl. noch *SHA., v. Aur.* 45, 2.
[2]) A. Herrmann, a. O. 89f.

und der Bergkrankheit, führte sie über Pässe, auf denen noch heute von Arbeiterkolonnen jahraus, jahrein der Weg durch den Schnee gestampft wird — so umging die andere Verbindung solche Hindernisse. Sie verlief nördlich des mittelasiatischen Massivs, nicht die engen Flußtäler, sondern die Ebene benutzend. Auch in ihr, als einem weiten Bett, ist der Handel seine Straße gezogen.

Der Weg führte durch den Bereich schweifender und räuberischer Stämme. Ihre Wanderungen erstreckten sich von den Grenzen Sogdianas bis zu den Vorlanden des Kaukasus. Man sagte den Steppenvölkern nach, daß sie die abgezogene Haut des erschlagenen Gegners zur Bedeckung der Streitrosse und des eigenen Körpers verwandten. Die Jent-sai, unfern des Aralsees seßhaft, konnten 100 000 Bogenschützen ins Feld stellen. Die antiken Autoren nannten sie Aorser; in der Folge tritt die Bezeichnung als Alanen an die Stelle, die dasselbe meint wie „Arier" oder „Iranier"[1]). Ein iranischer Stamm hatte demnach die Oberhand über die Nomaden gewonnen, ihnen durch seine Herrschaft auch den Namen aufgedrängt. Mit ihren Wagen und Herden durchwanderten diese Alanen die Steppe, von Fleisch und Stutenmilch sich nährend. Hochgewachsene, blondhaarige Männer, übten sie das Kriegshandwerk aus Neigung und als einzig würdigen Beruf. Nur dem Kriegsgott galt ihre Verehrung; im entblößten Schwert, das vor ihnen aufgerichtet wurde, trat ihnen sein Wesen sinnfällig entgegen.

Auf der Nordstraße gab es kein Volk, das gleich den Griechen oder Chinesen Nachrichten hinterlassen hätte. Man ist eingetreten in eine schriftlose und geschichtslose Welt. Nur die materielle Hinterlassenschaft, soweit sie im Boden sich bergen konnte, hat von Dasein und Richtung des Handels Kunde bewahrt. Aus den hunnischen Fürstengräbern von Noin Ula, in der äußeren Mongolei, kamen griechische Wollstickereien und chinesische Seidengewebe hervor. Zwei Formenkreise begegneten und durchdrangen sich zugleich. Wie lebhaft sie sich durchdrangen, zeigt die Ornamentik des hunnischen Stammes selbst. Sie hat gleichmäßig griechische und chinesische Formen in sich aufgenommen.

---

[1]) Zuletzt H. Jacobsohn, Arier und Ugrofinnen 234.

Verstehen läßt sich solche Übernahme nur, wenn von beiden Seiten ein starker und beharrlicher Zustrom erfolgt ist. Man kennt den archaisch-griechischen Löwenkopf, mit seinen ausgebildeten Bartkissen, der stilisierten Riefelung der Schnurrbarthaare. Grimmig zieht er die Lefzen zurück, um dem Beschauer das Gebiß, die heraushängende Zunge zu weisen. Auf vorderasiatische Vorbilder zurückgehend, von den Griechen umgeprägt, hat der Typus nachhaltig auf die skythischen Goldschmiede des Kubangebietes eingewirkt. In massigen Formen, aber diese durch eingelegte Arbeit in Bernstein und farbigen Pasten bereichernd, bildeten sie ihn nach. Von dort begann eine Wanderung, die über die Holzplaketten des Altaigebietes bis hin nach Transbaikalien führte. In Noin Ula begegnet der Löwenkopf; schließlich ist er bis in das chinesische Kunsthandwerk gelangt.

Auch der skythische Raum, am Schwarzen Meer und mit den transkaspischen Gebieten beginnend, hat eine Brücke zwischen der antiken Welt und dem Fernen Osten gebildet. Nicht erst seit den Jahrhunderten der ausgehenden Republik und frühen Kaiserzeit ist sie beschritten worden. Umgebildet und der Form chinesischer Ornamentik eingefügt, aber nach seinen Ursprüngen nicht zu verkennen, begegnet der archaische Löwenkopf bereits in der Kleinkunst der Tschau (1125 ?—250) und frühen Han (ab 206 v. Zw.).

Es waren äußere Verbindungen zwischen den drei großen Altkulturen, die bisher aufgesucht wurden. Wesentlicher ist eine Verbundenheit, die man als innere bezeichnen möchte — die Verbundenheit geschichtlichen Schicksals.

2.

Der Kampf zwischen Iran und Turan hatte mit Ardeschirs Erhebung einen nur vorläufigen Abschluß gefunden. Kaum war die parthische Herrschaft gestürzt, das neue Reich gefestigt, da erhob sich der alte Gegner mit verstärkter Kraft.

Das Königtum der Sasaniden selbst, so sehr es auf achaimenidische Überlieferung pochte, hatte der Formen, die die Parther aus den Steppen mitbrachten, nicht entraten können. Der reiter-

liche Stil, einmal eingeführt, war geblieben; altpersische Bodenständigkeit und nomadisches Rittertum waren eine neue Verbindung eingegangen. Auch die Befreiung des heimischen Bodens von turanischer Herrschaft hat sich nicht vollenden lassen. In weiten Teilen Irans saßen noch Abkömmlinge der Reitervölker, unbequeme und gefährliche Nachbarn. Daß es so blieb und bleiben mußte, lag in der geschichtlich überkommenen und geographisch bedingten Zweiteilung der iranischen Landschaft begründet.

Es fehlt ihr an der einheitlichen Gestalt. Politisch sondern sich bis heute zwei Gebiete im Osten ab: Afghanistan und die britische Kronkolonie Beludschistan. Der Raum, der durch die Städte Herat, Balch und Kandahar bestimmt wird und im Wesentlichen die einstige Satrapie Baktrien umfaßt, gleicht nicht nur nach dem Fünfstromland, sondern auch nach Westen einer schwer zugänglichen Burg. Die Ausläufer des Hindukusch erheben sich von Herat ab zu ungleich größerer Höhe als die Ketten, die Chorasan nach der Steppe hin abgrenzen. Auch der Süden bis hin zum Meer ist vom iranischen Westen abgeriegelt: die wasserlose Wüste legt sich als Hindernis dazwischen. Erst mit Sistan, der Gegend um den Hamun-See, nimmt das Land wieder ein fruchtbares Ansehen an.

Geschichtlich reicht die Scheidung des Ostens vom Gesamtgebiet Irans weit zurück[1]). Nach dem Sturz der Achaimeniden gedachte sich der Satrap Bessos in Baktrien ein eigenes Reich zu gründen. Der Plan scheiterte, wie er mußte, an Alexanders zugreifender Kraft; aber wenig später wurde er unter günstigeren Zeichen erneuert. Die östlichen Satrapien lösten sich, kaum daß ein halbes Jahrhundert seit des großen Makedonen Hingang verstrichen war, vom seleukidischen Nachfolgestaat und bildeten ein eigenes, griechisch-baktrisches Königreich[2]). An Versuchen, den losgetrennten Bestandteil dem Ganzen wieder zuzubringen, hat es nicht gefehlt: dauernder Erfolg blieb ihnen versagt.

Schon damals spielte die von Turan drohende Gefahr mit herein. Nach Alexanders Tod hatten die Nomaden des Nordens die Oase

[1]) W. W. Tarn, a. O. XIX hat gezeigt, daß sie in den achaimenidischen Keilinschriften schon vorliegt.
[2]) Die einzelnen Stadien jetzt bei W. W. Tarn, a. O. 72f.

Merw überrannt und die dort gegründete Griechenstadt zerstört[1]). Dann übernahmen die baktrischen Könige den Grenzschutz und bauten ihn durch eigene Anlagen aus[2]). Sie spielten in Iran die gleiche Rolle als Beschützer der städtischen und bäuerlichen Kultur vor den nordiranischen Steppenvölkern: Dahern, Sakarauken und Saken, wie es die makedonischen Antigoniden taten, die die Barbaren des Balkans abwehrten[3]). Als der Seleukide Antiochos III. den baktrischen König in dessen Hauptstadt belagert hielt, da bewog ihn dieser durch die Drohung, er werde die Nomaden über die Grenzen rufen, zum Friedensschluß[4]). Es stand vor beider Augen, daß dann der Untergang der Griechenherrschaft über Ostiran unvermeidlich war. Die Ereignisse der Folgezeit sollten die Richtigkeit solcher Voraussicht zeigen. Das Verhängnis brach herein, als ein erneuter Zwist zwischen den Seleukiden[5]) und dem baktrischen Haus der Euthydemiden die Kraft des östlichen Griechentums geschwächt hatte.

Von den ersten Jahrzehnten des zweiten Jahrhunderts ab drang Welle auf Welle der mittelasiatischen Völkerschaften vom Nordosten her in Iran ein. Nach 174 v. Zw. kamen die Tocharer oder wie sie mit chinesischem Namen hießen: die Jüetschi[6]) in Bewegung. Geschlagen und gedrängt von anderen Nomadenvölkern, ihrerseits die benachbarten Saken aufscheuchend, bemächtigten sie sich des Landes Baktrien und machten der hellenistischen Herrschaft ein Ende. Die Saken, ihnen voraufziehend, gingen weiter nach Süden; sie ließen sich nach längerer Wanderung in dem nach ihnen genannten Sakestan (Sistan) nieder.

Gleichzeitig waren die Parther, die bereits um die Mitte des dritten Jahrhunderts v. Zw., aus den transkaspischen Steppen

[1]) Plin., *nat. hist.* 6, 47; W. W. Tarn, a. O. 72; 117.
[2]) W. W. Tarn, a. O. 116f.; über Baktrien als Fruchtland: a. O. 102.
[3]) W. W. Tarn, a. O. 79; 143.
[4]) W. W. Tarn, a. O. 82; 117 Anm. 1.
[5]) Hierzu W. W. Tarns weitreichende Vermutung, daß Eukratides' Erhebung mit Antiochos' IV Epiphanes Unterstützung erfolgte: a. O. 183f. Tarns Auffassung von Heliokles' Erhebung und dem Parthereinfall (a. O. 219f.) vermag ich freilich nicht zuzustimmen.
[6]) Zur Frage der Gleichsetzung G. Haloun, Zeitschr. Deutsch. Morgenl. Gesellsch. 91, 243f. W. W. Tarns Ausführungen (a. O. 275f.; 285f.) sind ohne Kenntnis dieses Aufsatzes geschrieben.

kommend, sich „wie Diebe“ in der Satrapie Parthien festgesetzt hatten, in neue Bewegung geraten. Innerhalb eines Menschenalters gewannen sie Medien, dann Mesopotamien. Als ihr großer Eroberer Mithridates I. starb, reichte die parthische Macht über den ganzen Westen Irans; im Osten begriff sie Chorasan und Teile von Afghanistan ein.

Eine Sturmflut mittelasiatischer Reiter- und Nomadenstämme hatte sich des iranischen Gebietes bemächtigt. Was von Alexanders Werk blieb, war einmal der Name, der seinen Zauber nicht verlor. Bis in neueste Zeit[1]) rühmten sich kleine Dynastengeschlechter im Hindukusch, Alexandernachkommen zu sein; die Mirs von Badachschan ließen gar ihre Pferde von dem Bukephalos abstammen ... Es blieb sodann eine Nachwirkung kultureller Art, gerade auch im Osten, wo die Hellenisierung mit besonderem Nachdruck betrieben worden war. Freilich hielt sich das Griechentum nicht unvermischt. Jene reinen und im besten Sinne klassischen Bildungen, welche die ältesten Münzen griechisch-baktrischer Könige aufweisen[2]), traten zurück. Die griechischen Formen durchsetzten sich mit einheimischen, aber sie durchdrangen diese zugleich und verhalfen so noch ungefügen Vorstellungen zu bildlichem Ausdruck. Als die baktrischen Herrscher das nordwestliche Indien unterwarfen, gerieten sie in den Bereich von Buddhas Lehre; sie ergriffen, ohne selbst Buddhisten zu werden, für diese und gegen den Brahmanismus Partei[3]). Seitdem begann eine griechisch-indische Mischkunst die später kanonisch gewordenen Typen der buddhistischen Ikonographie zu gestalten.

Der Einbruch der Nomaden fügte wenige, aber bezeichnende Züge hinzu. Die Parther brachten ihren mittelasiatischen Tierstil mit nach Iran; sie haben ihn in vereinzelten Fällen bis in späte Zeit bewahrt. Im Osten unterwarf sich der Buddhismus auch diese Eindringlinge; er gab ihnen nicht nur die Lehre, sondern mit ihr die Gestaltungen seiner Kunst. Nur daß die Könige der Tocharer oder, wie sie sich nannten: die Kuschan, daß die „Kschatrapas“ der

---

[1]) W. W. Tarn, a. O. 302f.
[2]) „*X*“ und „*school of X*‘ — nach W. W. Tarns Benennung (a. O. 75f.).
[3]) W. W. Tarn, a. O. 172f.; 268f.

Saken sich zu Roß und in ritterlicher Haltung auf ihren Münzen darstellen ließen. Denn überall kehrten sie ihre Herkunft hervor: im Stolz auf ihr Kriegertum wie im Beibehalten der mittelasiatischen Schnurbarttracht oder darin, daß sich diese Herrscher vor ihrem Nomadenzelt, auf ausgebreiteten Teppichen sitzend, den Untertanen zur Schau stellten.

Als politische Macht schien das Hellenentum in Iran ausgelöscht zu sein. Doch die Trennung eines baktrischen Sonderkönigtums von dem Großreich der Seleukiden wirkte unter veränderter Lage nach. Während die Parther vornehmlich auf seleukidischem Gebiete sich einrichteten, nahmen Tocharer und Saken den Osten. Nur kurze Zeit vermochte sich eine arsakidische Nebenlinie im Kerngebiet der ostiranischen Lande zu behaupten[1]).

Als Ardeschir sich gegen die jahrhundertelange Herrschaft des Steppenvolkes erhob, machte sein universaler Anspruch vor dem Osten nicht Halt. Seine natürlichen Widersacher mußte er auch da in den Herrschaften erblicken, die die mittelasiatischen Stämme auf dem Boden des einstigen Achaimenidenreiches errichtet hatten. Zunächst schien den Sasaniden Erfolg beschieden zu sein. Bis nach Nischapur, Merw, Balch und in das Land Chwarizm, südlich des Aralsees, ist Ardeschir gezogen; der König der Tocharer und die Sakenfürsten brachten ihm Huldigungen dar. Unter den Nachfolgern reichte die sasanidische Oberherrschaft bis zur Mündung des Indus. Wenn Schapur I. sich als „König der Könige von Iran und Nicht-Iran“ bezeichnete, so bedeutete dies im Osten ebensowenig bloßen Anspruch wie nach der Besiegung Valerians im Westen. Doch sollte diese Stellung von nur kurzer Dauer sein.

Die große Inschrift von Paikuli kündet in persischer und parthischer Sprache von dem Sieg des Sasaniden Narseh (293—303) über seinen Vorgänger und Nebenbuhler. Alle auswärtigen Herrscher haben zu diesem Sieg ihre Glückwünsche gesandt, so wird da gesagt. Neben dem „Kuschan-schah“, dem König der Tocharer, und dem „Chwarizm-schah“, neben dem „Caesar von Rom“ erscheinen die sakischen Fürsten Südostirans und des nördlichen Indien.

---

[1]) E. Herzfeld, Arch. Mitteilungen aus Iran 4, 70f.; W. W. Tarn, a. O. 281; 320; 499.

Nur erscheinen sie nicht mehr als Unterwürfige, sondern als selbständige Herrscher. Diese Inschrift, die sich als Denkmal großköniglicher Macht gibt, enthüllt in Wahrheit den Zusammenbruch der sasanidischen Macht im Osten. Dort hatte man den Kampf um den Thron, der innerhalb des königlichen Hauses ausgefochten wurde, dazu benutzt, um sich freizumachen. Das östliche Iran entzog sich wieder dem Gebot der Sasaniden, wie es sich zuvor Parthern und Seleukiden entzogen hatte.

Auch dieser Umschwung konnte nicht mehr rückgängig gemacht werden. Denn alsbald gelangte das nomadisch-mittelasiatische Element im Osten zu neuer Geltung. Im Verlauf des vierten Jahrhunderts n. Zw. drangen Stämme türkischer oder mongolischer Herkunft ein, die zusammen mit ihren Vorgängern den Kampf gegen die Sasaniden fortsetzten. Die ständige Bedrohung durch die Nomaden des Nordostens und Ostens, die Abwehr der Randvölker erwies sich fortan als Schicksal des persischen Reichs.

Im Norden hatten sich schon unter den Parthern die Alanen gezeigt. Jenseits des Kaukasus sitzend, drangen sie unter Neros Regierung in Armenien und Medien ein. Die Folgezeit sah die Wiederkehr der Einfälle. Ihr nächstes Ziel waren die kaspischen Tore, der Paß zwischen Tiflis und Wladikawkas, den Alexander der Sage nach durch eiserne Tore verschlossen hatte.

Auch von Süden schob sich die Flut heran. Arabische Stämme rückten über den Euphrat vor und setzten sich zwischen beiden Strömen fest. Schapur hatte mit ihnen zu kämpfen: auf seinen Siegerreliefs erscheint ein Huldigungszug kamelzüchtender Beduinen. Man hatte es mit unverächtlichen Gegnern zu tun. Das arabische Hatra widerstand dem Angriff zweier römischer Kaiser und den Versuchen Ardeschirs.

Die nomadische Welle, die im zweiten Jahrhundert v. Zw. über Iran hinwegging, hatte im Fernen Osten ihren Ausgang genommen. Durch eine gewaltige Sperranlage schloß sich das nördliche China gegen die Völker der Steppe ab. Sie war das Werk der Tsin und frühen Han; auch dort begann ein Abwehrkampf gegen die andrängenden Grenzstämme. Ihm antwortete die Begründung eines großen Hunnenreiches durch Mautun; es erstreckte sich von der

chinesischen Mauer nach Ostturkestan. Beide, Reichsgründung und Mauerbau, bewirkten, daß die übrigen Steppenvölker aufgestört wurden. Da ihnen der Weg nach Süden, zu den Ufern des Hwangho, versperrt war, wandten sie sich nach Westen. Die Tocharer, deren Straße am vollständigsten sich verfolgen läßt, sind von den Ebenen nördlich des Tsaidam und des Kukunor aufgebrochen, durch das Tarimbecken bis nach Ferghana gewandert, bevor sie ins griechische Baktrien eindrangen.

Ein nomadischer Einbruch und in seinem Gefolge die Herrschaft mittelasiatischer Stämme blieb dem damaligen China erspart. Gleichwohl hat die Auseinandersetzung mit den Randvölkern des Nordens auch da eine Umwälzung hervorgerufen, deren Wirkung nicht überschätzt werden kann. Denn diese Auseinandersetzung beschränkt sich nicht auf eine Abwehr und Abschließung nach außen. Ihnen zur Seite stand ein Vordringen von Kulturformen, die ihre Herkunft aus dem nomadischen Norden und Nordwesten nicht verleugneten, mag die Folgezeit sie auch umgeschmolzen und zu einem Bestandteil chinesischen Wesens haben werden lassen. Mit dem Beginn der Neuzeit erscheint der mittelasiatische Tierstil im chinesischen Bereich und, ursächlich mit ihm verknüpft, die neue Bewertung und Bedeutung des Tieres selbst. Theriomorph war schon die Vorstellungswelt des älteren China gewesen; die Bronzegefäße der Tschauzeit mit ihren seltsamen, der wirklichen oder fabelhaften Tierwelt entnommenen Bildungen sind dessen Zeuge. In hieratisch gebundenen Formen, im kunstvoll geschlungenem Ornament, im ruhigem Nebeneinander und Gegenüber stellen sich diese Bildungen dar. Mit den Han tritt eine neue Haltung auf den Plan: die Tierkörper lösen sich aus ihrer ornamentalen Erstarrung, sie werden aufgeregt, leidenschaftlich und in energischer Bewegtheit, in pathetischen Kampfszenen zeigt sich eine bisher unbekannte Bereitschaft, sich von tierischem Wesen ergreifen zu lassen. Auch die Tiere selbst sind andere geworden: das Pferd tritt in den Mittelpunkt. In immer neuen Bildern sucht man es darzustellen und dadurch seiner habhaft zu werden; es ist, als sei man staunend gewahr geworden, was es mit diesem Tiere auf sich habe. In der Kunst der Tang erwachsen dann jene Schöpfungen vor-

nehmlich der Plastik, in denen pferdhaftes Sein in einer Tiefe erfaßt wurde wie nur selten sonst. Dieses Geschöpf in seiner Ruhe wie im Feuer der Bewegung, im Gefallen am eigenen Sein sich gleichsam entzündend oder in zitternder Erwartung dessen, was da kommen wird: Spiel, Kampf und Zurschaustellung — all dies vor Augen zu stellen ist diese von reiterlichem und ritterlichen Wesen erfüllte Zeit nicht müde geworden.

Der neue Stil erfaßt die Kunst zugleich und das Leben. Funde aus der äußeren Mongolei und dem nördlichen China zeigen ein Eindringen von den Randgebieten her; Gegenstände der gleichen Art finden sich im gesamten Süden Sibiriens bis in die benachbarten Teile Rußlands. Neue Formen der Taktik und kriegerischen Ausrüstung standen der künstlerischen Formgebung zur Seite; sie hielten in der gleichen Zeit und von den gleichen Gegenden aus in China ihren Einzug.

Wiederum gewann das Pferd eine Einschätzung, die vordem nicht vorhanden war[1]). Tschangkien hatte während seines ersten Aufenthaltes im Westen von der „blutschwitzenden" Rasse Ferghanas gehört, der man himmlischen Ursprung zuschrieb. Bei seinem zweiten Aufenthalte (115 v. Zw.) brachte er solche Tiere nach Hause: schwere Schlachtrosse parthischer Züchtung, wie sie die Wandkritzeleien in Dura noch aus späterer Zeit zeigen; man fand sie stärker als diejenigen Chinas. Auf die Kunde von einer noch vollkommeneren Pferderasse unternahmen die Chinesen einen Krieg gegen die Stadt Irschi, nur zu dem Ziele, sich in den Besitz einiger Exemplare zu setzen. Trotz mancher Fehlschläge gelang ihnen dies und seitdem erscheint der neue Pferdetyp auch in der chinesischen Kunst. Der Gründer der Tang-Dynastie ging so weit, den sechs schweren Hengsten, die er in seinen Schlachten geritten, ein eigenes Denkmal zu errichten. Alexanders Liebe zu Bukephalos, die Grabinschrift von Hadrians alanischem Leibpferd hatten damit ihr fernöstliches Gegenbild erhalten ...

Genug: auf der ausgebreiteten Verwendung des Pferdes gründete sich eine Umwälzung des chinesischen Kriegswesens, die vornehm-

[1]) Zum Folgenden W. W. Tarn, a. O. 308f.; (vgl. 16 und seine älteren Ausführungen in *Hellenistic military and naval developments* 77f. und *App*. II); W. P. Yetts. *Euras. Sept. antiq.* 9, 231f.

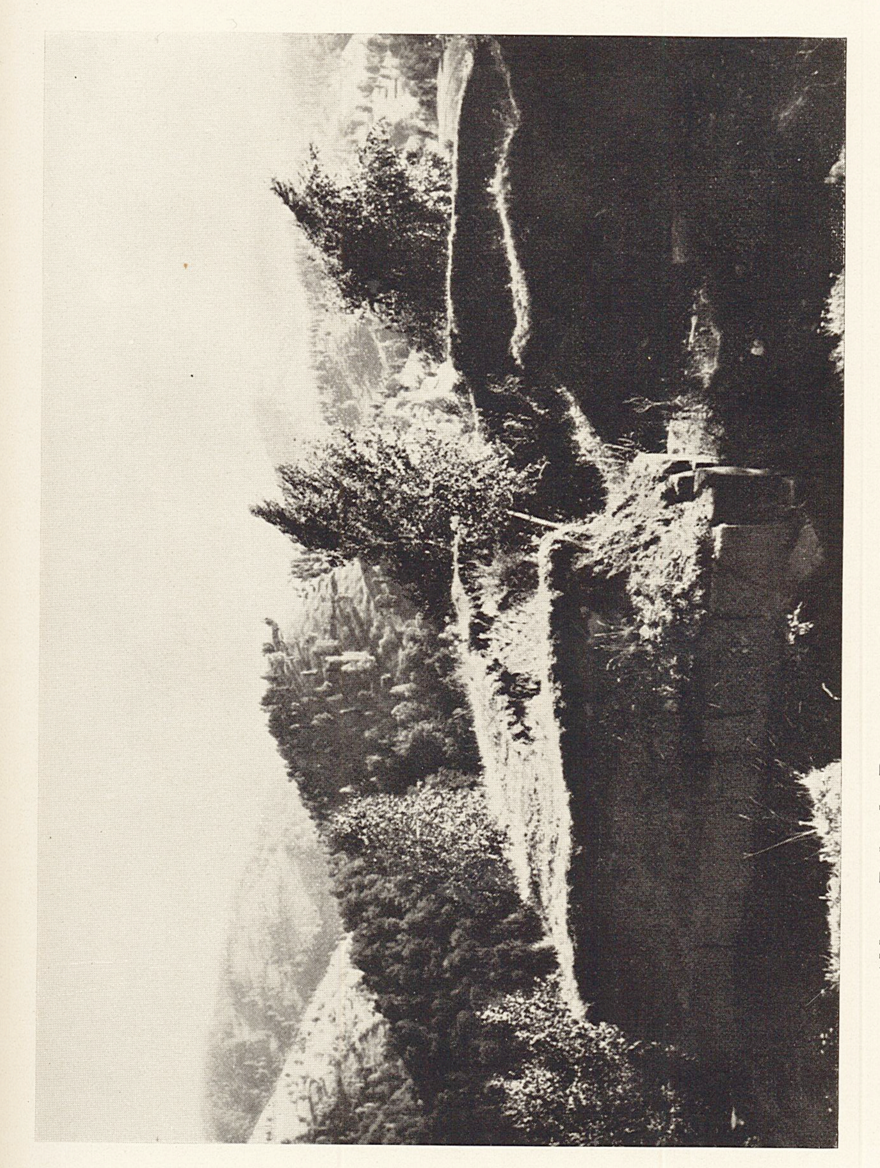


Abb. 9. Dakische Burganlage. Costeschti, Hunedoara (S. 98f.; 266).



Abb. 10. Dakische Burganlage. Costeschti (S. 98f.; 266).

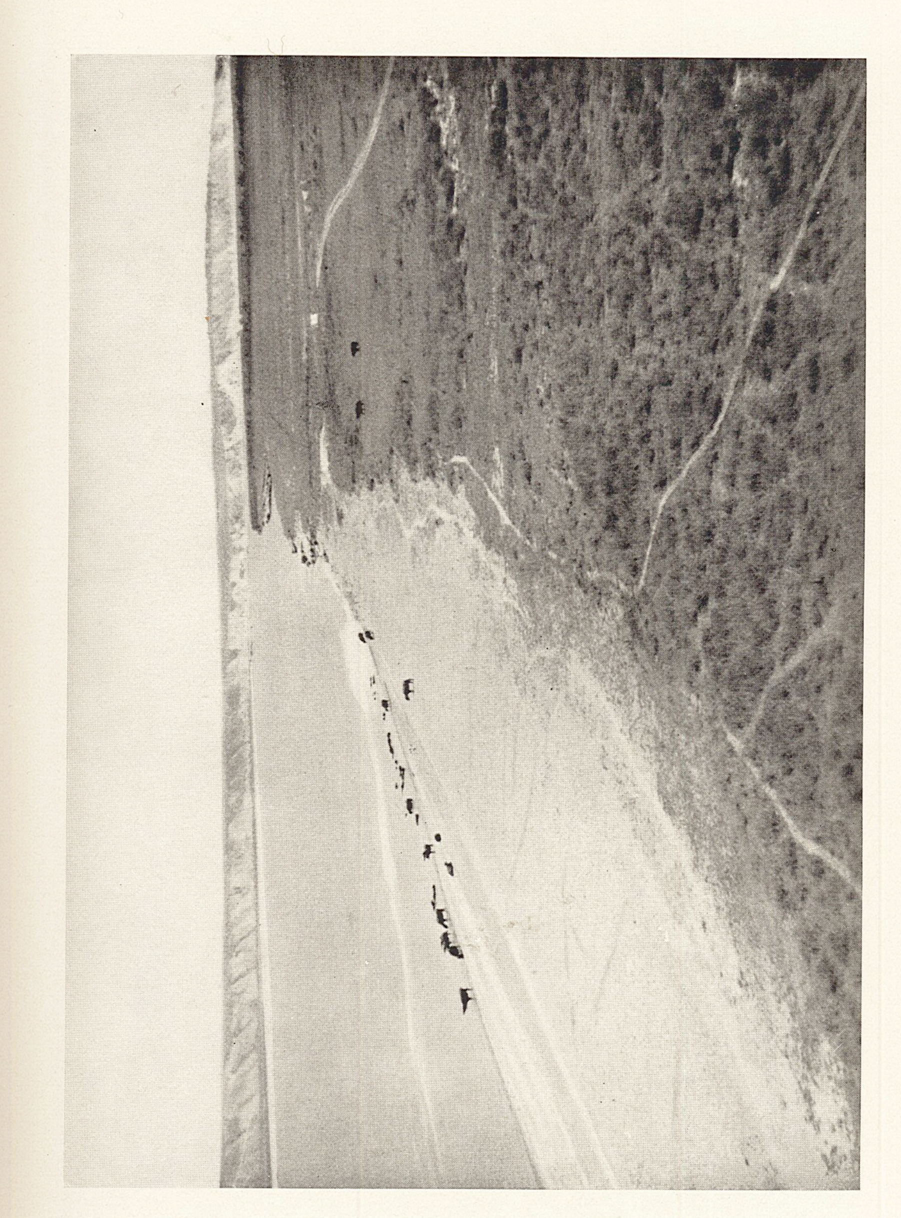


Abb. 11. Donau bei Cernavoda. Grenze zwischen Großer Walachei und Dobrudscha (S. 97).

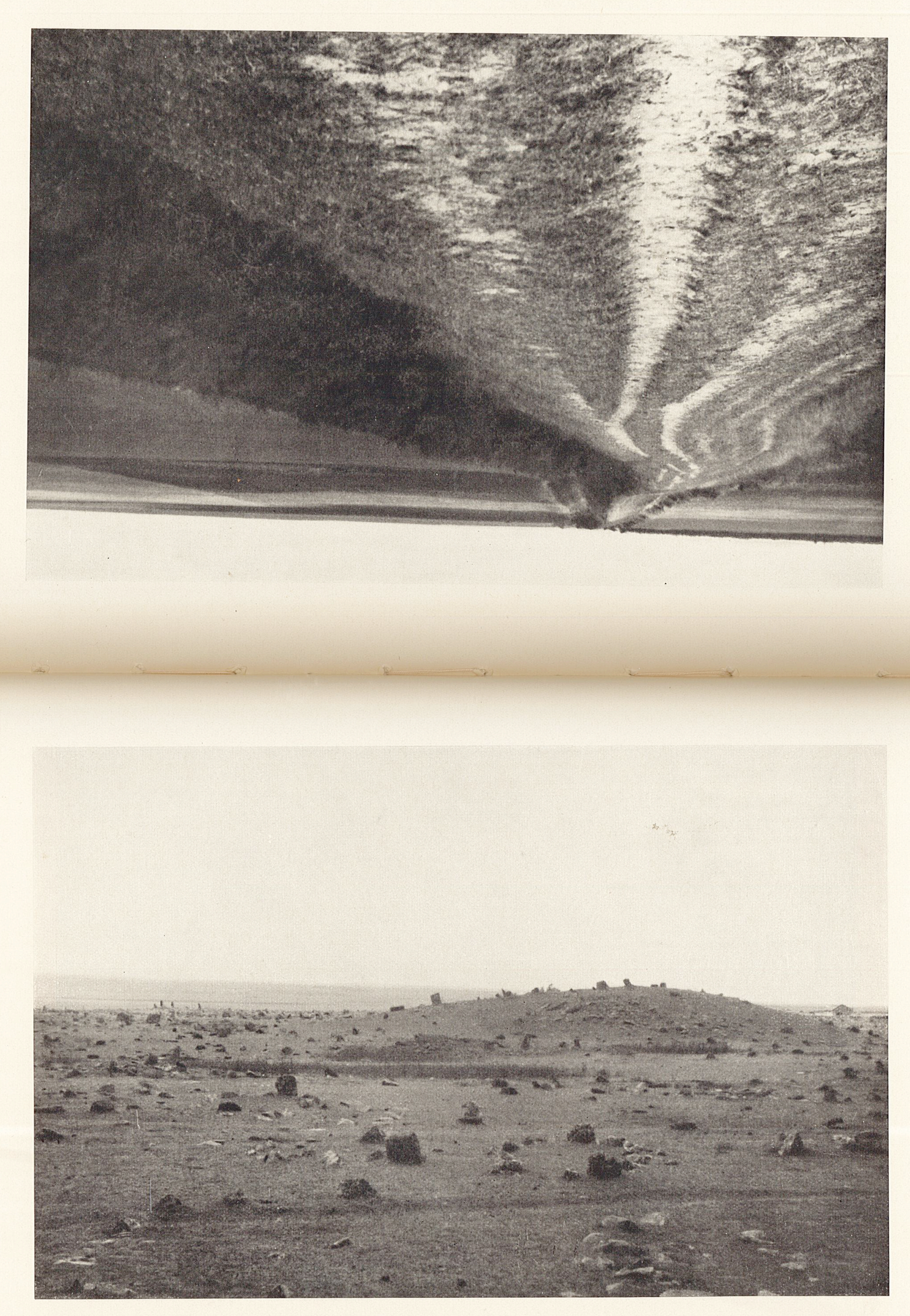


Abb. 13. Trajanswall westlich von Constanza (S. 97).

Abb. 12. Skythischer Kurgan. Karaharman bei Histria, Dobrudscha (S. 97).

Abb. 15. Stadtmauer von Abrittus (S. 100f.).



Abb. 14. Dobrudschalandschaft. Karaharman unweit Histria (S. 97).



Abb. 16. Das Schlachtfeld von Abrittus (S. 100f.).

lich aus den Denkmälern ersichtlich wird. Unter dem Druck der Hunnen und der anderen Reitervölker sahen sich Chinas Heerführer veranlaßt, die schwerfälligen Ordnungen des Fußvolkes und den veralteten Streitwagen aufzugeben zu Gunsten einer berittenen Truppe, die nach mittelasiatischer Art in schwerer und leichter Bewaffnung auftrat. Dieses neue Heer hat mit dem, was ihm voraufging, so wenig zu tun wie die parthischen und sasanidischen Reiterheere mit dem Fußvolk und den Sichelwagen der Achaimeniden. Hier wie dort war von außen her ein Neues in den Bereich einer ursprünglich andersgearteten Alt- und Hochkultur eingetreten; es wird sich noch zeigen, daß ein verwandter Vorgang in der römischen Welt sich vollzogen hat.

Einmal in den Stand gesetzt, den Kampf gegen die Steppenvölker zu bestehn, sind die Hankaiser in der Folgezeit ihrer kriegerischen Politik treu geblieben. Um die Wende des ersten nachchristlichen Jahrhunderts gelang der entscheidende Schlag. Von den Siegen der chinesischen Heere zermürbt, von der Erhebung einstmals unterworfener Stämme im eigensten Bereiche bedroht, gab das Volk der Hunnen den Kampf auf. Ein Teil verließ seine angestammten Sitze und wanderte nach Westen, dem Aralsee hin ab; ein anderer ordnete sich der chinesischen Oberhoheit unter[1]). Die Hauptgefahr schien gebannt, doch die Beseitigung des äußeren Gegners rief die innere Zwietracht auf den Plan. Von häuslichen Wirren zerrissen, zerfiel nach dem Tod des letzten Han (221) der Einheitsstaat; es begann die Periode der „drei Reiche“.

Dies war eben der Zeitpunkt, da sich innerhalb Irans der Umschwung vollzog. Ardeschir beseitigte die parthische Dynastie der Arsakiden und suchte das altpersische Reich in seinem alten Glanz und seinen alten Grenzen wiederherzustellen. Auch in China gelangte der Einheitsstaat wieder empor: der Kaiser Wuti fügte noch einmal zusammen, was bei dem Untergang der Han zerbrochen war. Zur gleichen Zeit stand die sasanidische Herrschaft über den Osten Irans auf ihrem Höhepunkt. Doch wie hier der nomadische Bereich den verlorenen Boden zurückgewann und durch Nachschübe neuer Stämme sich verstärkte, so wurde der Beginn des

[1]) J. Werner, *Euras. Sept. ant.* 9, 259f. weist diesem die Ordosbronzen zu.

vierten Jahrhunderts in China durch ein ähnliches Geschehnis gekennzeichnet. Tungusische Stämme waren in die von den Hunnen geräumten Gebiete der äußeren Mongolei nachgerückt und wurden zu unmittelbaren Nachbarn und Gegnern des Reichs. Mit dem Ergebnis, daß sie, gefördert durch vorher stattgefundene Ansiedlungen von Barbarenstämmen auf nordchinesischem Boden, alles Land bis zu den Ufern des Hwangho besetzten.

Die Analogie geschichtlichen Schicksals bedingt die Hervorbringung analoger geschichtlicher Bildungen. Wie in Iran und China die Abwehr der Reiter- und Steppenvölker einen guten Teil der Kräfte in Anspruch nahm, so vollzog sich diese Abwehr hüben und drüben in gleichen Formen. Nicht nur das Reich der Mitte suchte sich durch ein System von Sperranlagen gegen den unliebsamen Nachbarn zu schützen: Iran hat zu demselben Mittel seine Zuflucht genommen.

Schon die Zeiten griechisch-baktrischen Königtums sahen das Entstehen solcher Anlagen[1]). Der Jaxartes bildete eine natürliche Barriere, die durch Militärkolonien und befestigte Posten verstärkt wurde; Alexander war mit ähnlichen Anlagen zum Schutze Sogdianas vorangegangen. Der zweite Seleukide hat die Oase Merw nach einem nomadischen Überfall mit einer Mauer umgeben lassen[2]); solche Mauern beschirmten in späterer Zeit das Gebiet von Bochara, Samarkand und Balch[3]). Als der Chinese Tschangkien 128 v. Zw. ins baktrische Land kam, fand er überall ummauerte Städte vor; sie gewährten Schutz gegen die Raubzüge der Nomaden[4]).

Ähnlich blieb es unter den Parthern[5]) und den Sasaniden. Erhalten ist von ihren Anlagen nichts und die Bodenforschung hat kaum begonnen[6]). Doch man weiß von Burgen, die an den Grenzen Gurgans gegen die räuberischen Turkstämme des Nordens entstanden. Später wurde eine regelrechte Sperrlinie geschaffen. Städte und Burgen, Wälle und andere Bauten wurden aufgeführt, „auf daß sie den Einwohnern zum Schutz dienten und sie sich bei plötzlichen Überfällen des Feindes dorthin flüchten könnten". Eine andere Anlage zog sich vom Westgestade des Kaspischen Sees bis zum Kaukasus hinauf, die Berge und Täler von Dagestan und Georgien durchlaufend. Sie verschloß die albanischen und iberischen Tore den von Norden kommenden Alanen. Wie man sich gegen die Wüste und ihre Sanddünen durch feste Bepflanzung schützt, wie man gegen herabstürzendes Wildwasser Dämme errichtet, so suchte man durch die Sperrbefestigungen der nomadischen Kraft Herr zu werden. Markgrafen werden genannt, die gegen die Kuschan und andere Stämme eingesetzt waren. In ihrer Hand vereinigte sich die Leitung der langgestreckten Verteidigungslinien.

[1]) Zum Folgenden W. W. Tarn, a. O. 117 Anm. 1; 120; 121f.; 475f.
[2]) Strabon 11 p. 516; Plin., *nat. hist.* 6, 47; W. W. Tarn, a. O. 117.
[3]) W. W. Tarn, a. O. 117; vgl. 82.
[4]) W. W. Tarn, a. O. 118; 121f.; vgl 279f.
[5]) W. W. Tarn, a. O. 121f.
[6]) Zum folgenden Th. Nöldeke, Tabaris Gesch. d. Perser u. Araber 158 und Anm. 1; 123 und Anm. 2; 131 Anm. 1; 168 und Anm. 6; A. Stein, *Geogr. Journ.* 47, 313f.; 48, 227f.; E. Herzfeld, Islam 11, 152 Anm. 1.

Allenthalben wird sich der Vergleich mit Rom aufdrängen, bei den großartigen Sperranlagen am unmittelbarsten. In einem weiten Bogen, von dem Quell des Euphrat bis zu dem der Donau, dann nordwärts verlaufend, umzieht diese befestigte Grenze das spätrömische Reich, es gegen das unheimliche, bewegte Draußen der Randvölker absperrend und schützend. Doch erschöpft sich darin der Vergleich nicht. Wie die Sasaniden und die Hankaiser der Nomaden sich nicht nur erwehrten, sondern, um solche Abwehr zu vollbringen, nomadische Waffen und Kampfweise übernahmen, so auch Rom. Wieder tritt es den beiden anderen Großreichen zur Seite. Denn auch die römische Heeresgeschichte des dritten Jahrhunderts wird weithin durch Übernahme barbarischer Kampfformen und Truppengattungen gekennzeichnet.

Es hebt sich bereits in Umrissen das Bild dieses dritten nachchristlichen Jahrhunderts ab. Iran, das China der ausgehenden Han, das römische Imperium — sie alle sind durch eine Reichsbildung, überhaupt durch ein staatliches Gefüge von vergleichsweiser Stärke und Beharrlichkeit ausgezeichnet. Hochgezüchtete Altkulturen, in ihre Spätform eintretend und reif geworden, umgeben sich mit Formen, die sich verfestigen, die zu erstarren beginnen. Allenthalben sind sie von unruhig wogenden, im Werden

begriffenen Bereichen umgeben: den altgewordenen Hochkulturen tritt eine noch gestaltlose, aber zukunftsträchtige Welt „barbarischer“ Randvölker[1]) gegenüber. Deren bedrohliche Kraft zwingt die Angegriffenen auf neue Abwehrmittel zu sinnen. Sie entnehmen sie ihren Gegnern, und indem sie dies tun, geht Neues und Altes eine Verbindung ein — eine Verbindung, die wir als mittelalterlich im universalgeschichtlichen Sinn bezeichnet haben.

---

[1]) Um Mißverständnissen vorzubeugen, sei bemerkt, daß „barbarisch“ nicht im Sinne eines Werturteils, sondern lediglich zur Kennzeichnung des Gegensatzes zu den Hoch- und Altkulturen verwandt wird. Es fehlt dafür in den modernen Sprachen an einem geeigneten Wort.

DRITTES KAPITEL

DIE GRENZEN

1.

Angriff und Verteidigung sind an den römischen Grenzwehren so alt wie diese selbst. Die erste Einbuße, die nicht wieder eingebracht werden sollte, wurde ihnen in den Zeiten des Commodus zugefügt. Sie leitete eine neue Epoche ein, wie der Kaiser selbst, in dessen Jahre das Ereignis fällt.

Zwei große Stämme wohnten in dem Teile Schottlands, das von römischer Besatzung freigeblieben war: die Maeaten weiter nach Süden, die Kaledonier nördlich von ihnen. Als wildes und wasserloses Gebirge schildern die römischen Geschichtsschreiber das Land, unterbrochen von menschenleeren, sumpfigen Ebenen. Städte, Mauerbau, die Bestellung des Ackers waren diesen Stämmen fremd, Viehzucht und Jagd, ein wenig wildes Obst gewährten ihnen die Nahrung; den Fang der Fische, die ihr Meer in großen Mengen hervorbrachte, haben sie verschmäht. Überall lebten sie in einfachsten Formen: sparsam bekleidet und ohne Schuhe hausten sie in ärmlichen Hütten. Sie hätten, so hieß es, ihre Weiber gemeinsam und erkannten die Nachkommenschaft aus solchen Verbindungen an. Hunger, Kälte und jedes Ungemach ertrugen sie standhaft. Wenn sie sich in ihren Sümpfen verbargen, hielten sie es tagelang aus, angeblich nur den Kopf aus dem Wasser haltend. In ihren Wäldern begnügten sie sich mit Rinde und Wurzeln; von einer eigens bereiteten Speise bedurften sie nur eines Stückchens von der Größe einer Bohne, um nicht zu hungern und zu dürsten. Auch die Bewaffnung war von einfachster Art: Schilde, aber keine Helme und Panzer; dazu ein kurzer Speer, am unteren Ende mit einer bronzenen Kugel versehen, deren Rasseln den Feind erschrecken sollte. Streitwagenkämpfer, eine Reiterei auf kleinen, aber raschen Pferden, ein behendes und standhaftes Fußvolk traten nebeneinander auf.

Der barbarisch-urtümlichen Welt des Nordens stand die römische Provinz gegenüber. Zwei Sperrlinien riegelten sie gegen die unabhängigen Stämme des schottischen Hochlandes ab. Im Süden verlief die Anlage Hadrians: ein gewaltiger Wall, zehn römische Fuß dick und doppelt so hoch, mit Steinwerk und Ziegelmauern verstärkt, zog sich, ohne der Geländeschwierigkeiten zu achten, quer durch die Halbinsel. Sechzehn große Steinlager waren diesem Wall eingefügt; dazwischen folgten in Abständen kleinere Forts und gemauerte Türme aufeinander.

Weiter nördlich verlief eine zweite Anlage, deren Errichtung unter Antoninus Pius fiel. War der Hadrianswall in dauerhaftem Stoff gefügt, so beschränkte man sich hier auf Erdbauten mit Holzverstärkung. Wurden dort größere Einheiten in entsprechenden Lagern vereinigt, um stets geschlossene Heereskörper verfügbar zu haben, so blieb hier die Truppe auf eine Postenlinie verteilt. Nicht eine Verteidigungsstellung, sondern wirksame Grenzkontrolle hatte man beabsichtigt.

In den ersten Jahren des Commodus brachen die unabhängigen Stämme des Hochlandes gegen die Befestigungen los. Sie überschritten den Wall des Antoninus und schlugen die römischen Streitkräfte in offenem Feld; der Statthalter selbst war unter den Toten. Ulpius Marcellus, vom Kaiser gesandt, trat an die Stelle: er bändigte durch scharfe Disziplin die Truppen und gewann das Verlorene zurück. Aber der nördliche Wall blieb in Trümmern; die ganze Anlage wurde von den Römern selbst rasiert und die Grenze an die Linie des Hadrian zurückverlegt.

Kurz darauf geriet auch diese Linie in Gefahr. Clodius Albinus zog alle verfügbaren Truppen aus Limes und Provinz heraus, um sie zum Entscheidungskampf gegen Septimius Severus zu verwenden. Ihre Abwesenheit benutzten die Maeaten, um an dem verhaßten Festungsgürtel, der sie abschloß und einengte, ihr Mütchen zu kühlen. Sie fielen über die geräumten Lager her und zerstörten sie gründlich. Sie brannten nicht nur nieder, sondern brachen die Mauern, rissen die Steine aus ihren Bettungen, die Schwellen aus dem Boden; jede Spur der römischen Zwingherrschaft sollte getilgt werden.

Die Statthalter, die Septimius Severus in das Land sandte, hatten die Aufgabe des Wiederaufbaus vor sich. Gewaltige Anstrengungen wurden gemacht und nicht ohne Grund blieb das erneuerte Werk mit des Kaisers Namen verknüpft. Im Jahre 208 erschien Severus selbst: nicht nur die Verteidigungsanlage Hadrians sollte wiederhergestellt, auch der Angriff gegen die unabhängigen Teile der Insel sollte aufgenommen werden.

Als den Kaiser nach vierjähriger Bemühung der Tod in York ereilte, gaben die Söhne das eroberte Gebiet auf. Sie räumten Lager, die bis nach Aberdeen hinauf angelegt waren. Die Kampfweise der Barbaren, die sich nie stellten, aber mit ihren Leichtbewaffneten und Streitwagen den Römern manchen Abbruch taten, ließ es zu dauerndem Erfolg nicht kommen. Immerhin hat die Unternehmung ihren Eindruck auf die Stämme nicht verfehlt: ein volles Jahrhundert ward die Grenze nicht mehr angegriffen. Aber die Unterwerfung des Hochlands blieb unerreichtes Ziel; auch der antoninische Wall wurde nicht mehr hergestellt.

2.

Kurz nach der Jahrhundertmitte fällt ein ähnliches Ereignis auf germanischem Boden. Schwerwiegender als die Räumung der vorderen Stellung in Britannien, nimmt es sich wie das Vorzeichen eines Zusammenbruchs der Römerherrschaft überhaupt aus. Es ist der Verlust des oberrheinischen Limes und des Gebietes zwischen ihm und dem Rhein, der ‚Zehnlande‘[1]).

Schon Caracalla hatte hier einen Vorstoß der Alamannen abzuwehren. Sie versuchten, über den Main einzudringen, der Kaiser rückte von der Flanke her (über den rätischen Limes) gegen das eigne Land der Angreifer vor und zwang sie, von ihrem Vorhaben abzustehen. Unter Alexander Severus erfolgte ein zweiter Vorstoß der Alamannen. Er traf die Verteidigung dort, wo rätischer und germanischer Limes zusammenstießen. Aber über einen Anfangserfolg kam auch dieses Unternehmen nicht hinaus.

---

[1]) E. Norden, Altgermanien 152f.; E. Hesselmayer, Klio 1938, 92f.

Unter dem Druck der Alamannen verstärkten sich die Kastelle des Limes. Auf der Saalburg wurde die Umfassungsmauer, die nach gallischer Weise mit wechselnden Balken und Steinlagen erbaut war, in massivem Stein erneuert. Rechtsrheinische Städte wie Faimingen und Heddernheim umgaben sich mit festgefügtem Mauerring. Bei dem äußeren Limes Obergermaniens, der am Main, bei Miltenberg, beginnend südwärts verlief, wurden Wall und Graben durch Steinmauern ersetzt.

Gleichwohl ließ sich das Geschick nicht aufhalten. Valerian hatte die Reichsgrenze entblößt, als er mit den Marschabteilungen der dortigen Legionen gen Süden zog und die Krone errang. Franken und Alamannen benutzten die Gelegenheit, und es gelang, was ihnen früher versagt geblieben war. Die Franken gewannen das Land um die Lahn und bis zur Sieg, das, dem nördlichen Teil des Grenzwall vorgelagert, zum Reich gerechnet wurde[1]). Valerians Sohn Gallienus, dem der Vater die Sorge um den Westen anvertraut hatte, mußte es erleben, daß die Alamannen die Grenzsperre durchbrachen. Keine schriftliche Kunde meldet von dem Ereignis, das so folgenschwer gewesen ist. Nur der Zustand der Kastelle bei ihrer Auffindung, die starken Brandschichten, mit menschlichen Gliedern und feindlichen Waffen durchsetzt, lassen erahnen, was sich da abgespielt haben mag. Schon war die Rheinlinie bedroht, als es Gallienus gelang, sie mit Hilfe britannischer Verstärkungen zu halten.

Gleichzeitig ging auch die rätische Provinz verloren. Zwar kommandierte Aureolus dort noch im Jahre 268; aber nach ausdrücklichem Zeugnis wurde sie von Gallienus verlassen. Unter ihm wurde die römische Stadt auf dem Lindenberg bei Kempten erobert und von ihren Bewohnern für immer verlassen. Die Inschriften brechen bereits mit dem Jahre 257 ab. Vergeblich suchte das wiederbefestigte Vindonissa den siegreichen Alamannen den Weg über die Alpen zu verlegen: sie drangen bis Oberitalien vor.

Aventicum, der Vorort des helvetischen Landes, wurde von ihnen verwüstet; seitdem begann die glänzende Stadt, durch

[1]) *Laterc. Veron.* 15, 7; zuletzt R. v. Uslar, Westgerman. Bodenfunde 178 Anm. 26; J. Steinhausen, Archäol. Siedlungskde. des Trierer Landes 381f.

Vespasian zum Rang einer Kolonie erhoben, langsam zu veröden. Im vierten Jahrhundert war sie bereits eine verlassene Stätte, aber an den zerfallenden Gebäuden erkannte man noch die Spuren einstmaligen Glanzes. „Gewaltig muß der Widerhall gewesen sein, den der Fall der Römerstadt rings in der germanischen Welt erregte. Noch im zwölften Jahrhundert lebte, auf nordische Helden übertragen, die Erinnerung an den Zug nach Italien und die Einnahme von Aventicum fort in isländischen Sagas, in denen man von Ragnar Ladbroks Söhnen erzählte, wie sie südlich der Alpen heerten und ‚Vifilsborg‘ (d. i. Aventicum) brachen.“[1])

Gallienus, der von der Rheingrenze herbeieilte, schlug die Eindringlinge bei Mailand. Er hatte nur geringe, von allen Seiten zusammengeraffte Streitkräfte zur Hand: Vexillationen einer rheinischen und zweier Donaulegionen, dazu die illyrische Garde, die in Rom und Albanum stand[2]), im ganzen 10 000 Mann. Zu dem Zeitpunkt, da die Erhebung der oberpannonischen und moesischen Legionen[3]) Gallienus auf einen neuen Schauplatz rief, brechen die Münzfunde in den Limeskastellen ab. Postumus' Erhebung und der Abfall der rheinischen Legionen[4]) haben das Schicksal der letzten noch gehaltenen Posten besiegelt.

Die meisten Kastelle scheinen planmäßig geräumt worden zu sein. Auch ein Teil der Bevölkerung wurde aufs linke Rheinufer überführt; bei größeren städtischen Siedelungen war dies anders kaum denkbar. Einen Beleg, den man übersehen hat, bietet die Geschichte der Teutonen. Reste dieses weitgewanderten Germanenstammes saßen zusammen mit Kimbern und Ambronen

[1]) F. Stähelin, Die Schweiz in röm. Zeit[2] 252. Die Chronologie würde sich ändern, wenn die gleich zu nennende Arbeit Alföldis mit ihrem Ansatz von Valerians Katastrophe auf 260 Recht hätte. Oder Fredegar 2, 40 (*MGH., script. rer. Merov.* 2, 64) müßte nicht die Alleinherrschaft des Gallienus, sondern sein Mitkaisertum gemeint haben. Aber Alföldis Ansatz ist jüngst von H. Mattingly, *Numism. Chron.* 1936, 99 mit Nachdruck bestritten worden; vgl. noch L. Laffranchi, *Transactions Internat. Num. Congr.* 1936, 207; H. D. M. Parker, *Hist: Rom. world 138—337.* 344 n. 26; S. Bolin, Die Chronologie d. gall. Kaiser (*Bull. Soc. Litt. Lund* 1931—32) 9f.; 16f. Letzte Äußerung zur Frage: A. Stein, *Laureae Aquincenses* 1, 256f.

[2]) A. Alföldi, *Numism. Chron.* 1929, 253f.

[3]) A. Alföldi, a. O. 255f.

[4]) Zur Datierung: L. Wickert, RE 13, 245; 345f.; A. Stein, RE 3, 1659; A. Alföldi, a. O. 261f.; doch vgl. H. Mattingly, a. O. 99 Anm. 23.

bei Miltenberg am Main, im Schutz des dort verlaufenden Limes. Sie verehrten unter römischem Namen ihren Gott Wodan und bedienten sich, wie der Teutonenstein lehrt, ihrer überkommenen Schriftzeichen, der Runen[1]). Die römische Herrschaft hatte sie keltisiert, wie ihre spätere Namensform und ihre gallischen Umgangstempel zeigen. So ist es verständlich, daß sie die römische Herrschaft den germanischen Verwandten vorzogen und nach Gallien übersiedelten. Sie endeten dort im vierten Jahrhundert als Grundhörige: in der Nähe von Chartres begegnen wir dem letzten Reste dieses stolzesten Stammes als *laeti Teutoniciani*[2]).

An Versuchen zur Wiedereroberung der verlorenen Gebiete hat es nicht gefehlt. Die Römer behaupteten einen Teil der Mainebene und das für die Verbindung Galliens mit der Donau wichtige Gebiet nördlich des Bodensees und am Neckar. Aber der Limes wurde nicht wieder hergestellt.

Gleichzeitig mit der Aufgabe der oberrheinischen und rätischen Grenzwehr verlegte man auch am Niederrhein die Verteidigung rückwärts. Der Limes längs des Altrheins, von Utrecht über Leiden nach Katwik an der Nordsee verlaufend, wurde geräumt und das Utrechter Kastell, der Schlüssel der Stellung, nach seiner Zerstörung 260 verlassen[3]). Auf einer neuen Linie weiter südwärts, in Belgien, leistete man den Franken Widerstand[4]). Sie folgten vom Nordufer des Stromes auf dessen Südufer nach.

Postumus' gallisches Kaisertum griff nie über die Rheingrenze hinaus. Aber an ihr schuf er dem germanischen Vordringen Halt, wobei er sich germanischer Hilfstruppen bediente. Trier wurde die Hauptstadt des Teilreiches und als solche neu befestigt. Auch längs des Stromes und bis ins Hinterland[5]) errichtete man Befestigungen.

[1]) Zu allem vgl. die neue Untersuchung des Miltenberger Toutonensteins bei F. Altheim und E. Trautmann, Vom Ursprung der Runen 74f.

[2]) *Notit. dignit., occ.* 42, 33. *Teutoniciani* neben *Teutoni* wie *Armoriciani, Liticiani* (Jord., *Get.* 36, 191; vgl. Schönfeld, RE 12, 447), *Germaniciani* (zuletzt W. Wagner, Die Dislokation der Auxiliarformationen 206). Abwegig W. J. Beckers, Rhein. Mus. 1939, 87, der von einer „Kolonie" der Teutonen spricht. Über die Herkunft der an dieser Stelle genannten *laeti* hat Schönfeld (a. O. 446f.) längst das Richtige gesagt.

[3]) W. Vollgraff, *Il limes Romano nei Paesi Bassi* (*Il Limes Romano V* in: *Quaderni dell'impero*) 6; 16f.

[4]) H. Nesselhauf, Abh. Berlin. Akad. 1938, 2, 53f.

[5]) L. Lantier, 20. Ber. Röm.-germ. Komm. 135f.

Es ging darum, eine neue Grenzwehr an Stelle der verlorenen zu schaffen.

Die Beseitigung des letzten dieser Herrscher durch Aurelian zwang die Zentralgewalt, selbst nach dem Rechten zu sehen. Die zunehmende Schwäche des gallischen Kaisertums hatten sich die Germanen zunutze gemacht, die Provinzen zu Land und zur See überfallen. Aurelian verjagte sie über den Rhein; auch die in Italien eingedrungenen Juthungen, Alamannen und Markomannen traf er mit vernichtenden Schlägen. Probus, der als Befehlshaber an der germanischen Grenze belassen wurde, gewann für eine Weile die Grenzlande am südlichen Limes zurück.

Doch die Gegner gaben sich nicht zufrieden. Wenige Jahre später war das Limesgebiet wieder verloren und der nunmehrige Kaiser Probus hatte neue Einfälle niederzukämpfen. Longionen, gefolgt von Alamannen, und Franken brachen gleichzeitig über die Reichsgrenze; was folgte, war die größte Katastrophe, die Gallien bis dahin getroffen hatte: siebzig unbefestigte Städte gingen in Flammen auf und die verheerten Landstriche verwandelten sich in eine Einöde. Auch Trier blieb nicht verschont; schwerer noch wirkte sich die Katastrophe auf dem Lande aus[1]). Ein anderer fränkischer Haufen warf sich in die Schiffe und suchte das Mittelmeer heim. In Griechenland und Sizilien Schrecken verbreitend, plünderte er Syrakus, wurde vor Karthago abgewiesen und kehrte mit seinem Raub unbehindert nach Hause zurück.

Probus überließ die Niederwerfung der in Gallien eingedrungenen Franken seinen Heerführern. Er selbst marschierte gegen die Alamannen, trieb sie über den Neckar und die Abhänge des Schwarzwaldes zurück. Die wiedergewonnene Rheingrenze sicherte er durch Kastelle, die er auf dem rechten Ufer erbauen ließ. Er gab den Besatzungen Land und Häuser, auf daß sie in der Umgebung der Kastelle siedelten: mit der Reichsgrenze hatten sie fortan die eigene Scholle zu verteidigen.

Auch im benachbarten Britannien erfand man neue Formen der Verteidigung. An der Südküste Englands entlang zog sich eine Kette von Befestigungen, höher und mächtiger als die Anlagen der

[1]) J. Steinhausen, a. O. 381f.

älteren Kaiserzeit. Auf den Bastionen zeichnen sich die Bettungen für die schweren Geschütze ab, die von dort aus den Strand beherrschten. Am Ende des dritten Jahrhunderts wurden diese Werke aufgeführt; mit ihnen suchte Constantius dem Vordringen der Sachsen und Franken zur See — diesen Vorläufern der späteren Eroberer Britanniens und der Wikinger, zu begegnen.

Solche Mittel der Abwehr mußten geschaffen werden, denn die Wucht des germanischen Angriffes war erheblich gewachsen. Einzelne Stämme traten kaum mehr auf, überstammliche Bünde hatten ihre Stelle eingenommen. Das Wort ‚Alamannen' wurde schon im Altertum als Vereinigung mehrerer Stämme[1]) gedeutet. Der Frankenname war als solcher am Niederrhein heimisch, wo ihn einst die Chamaven trugen. Seit Gallienus wurde mit ihm der gesamte Stammesverband bezeichnet, dessen Wohnsitze sich bis zu den sumpfigen Niederungen an der Flußmündung erstreckten. Von den Sachsen wußte der Geograph Ptolemaios, daß sie auf dem ‚Nacken' der kimbrischen Halbinsel saßen; auch drei Inseln unfern der Elbmündung waren ihnen zu eigen. Von dort drangen sie nach Westen vor: sie unterwarfen sich die Chauchen, Angrivarier und Cherusker, die einst mächtige Stämme gewesen waren[2]). Noch zur Zeit des Markomannenkriegs hatten die Chauchen in plötzlichem Vorstoß den Niederrhein heimgesucht;[3]) nicht ohne Mühe hatte sie Didius Julianus, der spätere Kaiser mit der eiligst zusammengerafften Landwehr zurückgeschlagen. Seit den ersten Jahren Diocletians treten ihre neuen Herren, die Sachsen, an die Stelle; gemeinsam mit den salischen Franken heerten sie an den Küsten beiderseits des Kanals bis herab zur Bretagne.

Politische Bildungen größeren Umfangs traten bei den Germanen dann auf, wenn die Auseinandersetzung mit einem mächtigen Gegner sie dazu zwang. Die beiden ersten Reichsbildungen, die des Marbod und Arminius, entstanden in Erwartung oder Abwehr des römischen Angriffs. Als sich jetzt die Stämme längs des Rheines anschickten, ihrerseits die römischen Grenzsperren zu durch-

[1]) E. Norden, German. Urgesch. in Tac. Germ. 495f.
[2]) Zuletzt M. Lintzel, Sachsen und Anhalt 13, 32f.
[3]) U. Kahrstadt, Gött. Gel. Anz. 1938, 418.

brechen, wiederholte sich der Vorgang[1]). Die staatliche und militärische Fügung des Imperium zwang durch ihre Festigkeit den jenseits des Grenzwalls wohnenden Stämmen Geschlossenheit und ebenfalls festere Formen auf. Gleichzeitig erschienen neue Stämme auf dem Kampfplatz. Das Auftreten der Alamannen, mit dem die schwersten Angriffe gegen den Limes einsetzten, fiel zeitlich und sachlich mit der Abwanderung der Semnonen aus ihrer Heimat östlich der Elbe zusammen; ein von römischer Zivilisation noch unberührter Stamm des Inneren drang gegen die Reichsgrenze vor. Seine unverbrauchte Kraft vereinigte sich, unter neuem Namen, mit den dort Ansässigen und führte den Zusammenbruch der Grenzwehr herbei. Überall wogten hinter den unmittelbaren Nachbarn Roms neue germanische Wellen heran, die, einmal in Bewegung geraten, das Drängen der vorn Stehenden verstärkten.

Auf Fünen und in schleswiger Mooren sind Mengen von Waffen und großen Beutestücken zutage gekommen. Boote hat man heraufgeholt, deren eines nicht weniger als 28 Rudersitze zählte. Immerwährendes Kämpfen und Morden muß sich da abgespielt haben: die Sieger überließen einen Teil des speergewonnenen Gutes den Göttern, versenkten es in die Moore[2]). Über mehrere Jahrhunderte erstrecken sich die Funde und ebensolange müssen die Kämpfe gedauert haben. Ihr Beginn fällt in die Mitte des dritten Jahrhunderts.

Die Dänen sind damals gegen die in Jütland und auf Fünen wohnenden Heruler, von Norden und Osten her, vorgedrungen. Langsam haben sie den Gegner und Nachbarn aus seinen Sitzen verdrängt; erst um 500 wurden die Reste herulischer Herrschaft in diesen Gegenden vernichtet. Gleichzeitig hatten die Sachsen ihre Ausbreitung nach Süden und Südwesten begonnen. Sie drückten ihrerseits auf fränkische Stammesteile, schoben sie vor sich her oder rissen sie mit sich fort auf die See. Frische Kraft stand bereit, die Stämme abzulösen, die im Kampf mit den Römern, an der Nachbarschaft zersetzender Zivilisation sich verbraucht hatten.

[1]) H. E. Stier, Westfäl. Forsch. I 3, 296f.
[2]) Thorsberg ist jetzt von H. Jankuhn auf der Detmolder Tagung 1938 als Stammesheiligtum der Angeln gedeutet worden.

Auch die Neuankömmlinge wuchsen mit der Aufgabe, die sie übernommen hatten, in die Form des Stammesverbands hinein.

Die neue Regsamkeit der germanischen Welt im dritten Jahrhundert beschränkte sich nicht auf den politischen und kriegerischen Bereich. Der Umschlag zeigte sich kaum weniger stark im Handelsverkehr mit Rom.

Von allen Seiten führten die Wege des römischen Handels ins freie Germanien, meist auf den Spuren vorgeschichtlicher Straßen. Allein über die Bernsteinstraße, die von der Donau (Carnuntum) zum baltischen Gestade verlief, hat sich schriftliche Kunde erhalten. Aber die Flußtäler, die Funde römischer Münzen und römischer Waren lassen die Richtung erkennen, den der Einfuhrhandel einschlug[1]). Weiter nach dem Norden hinauf führte der Seehandel: die südskandinavischen Felsbilder, das Schiff von Nydam aus dem dritten Jahrhundert und ein älteres aus Südschweden zeigen, daß die Germanen selbst ihn betrieben. Die römische Münze stand in Germanien weithin im Kurs, und als man im Jahre 107 das vorneronische Geld einzog, verschwand es im freien Germanien ebenso wie im Reich.

Mit dem dritten Jahrhundert gingen die Verbindungen zurück; teilweise brachen sie gänzlich ab. Die Verschlechterung des römischen Geldes hatte zur Folge, daß die Germanen sich ans Silber, weniger an die Bronze zu halten suchten[2]). Die politischen Erschütterungen und die nicht endenden Kriege zeitigten ein Nachlassen der Einfuhr aus dem Reich. Der Verkehr auf der Bernsteinstraße verringerte sich gegen Ende des Jahrhunderts und entsprechend nehmen die Funde innerhalb des römischen Gebietes ab. In Diocletians Preisedikt findet das selten gewordene Gut keine Erwähnung. Nur der Handel über den Rhein blieb unvermindert: Münzen der gallischen Kaiser haben sich bis an die Weichsel gefunden.

Das Nachlassen auf der einen Seite bedingte ein Anziehen auf der anderen. In den Zeiten der Reichskrise gewann das germanische

[1]) O. Brogan, *Journ. Rom. stud.* 1936, 195f.; vgl. auch die Karten bei G. Eckholm, *Scandia* 10, 161f.; H. J. Eggers, Germania 20, 146f.

[2]) O. Brogan, a. O. 205f.

Handwerk, ein Zeichen des erstarkten Selbstbewußtseins, langsam die Oberhand. In Ostpreußen entstanden bereits eigene Emailwerkstätten, deren Erzeugnisse bis nach Rußland hinein Verbreitung fanden[1]). Es bereitete sich eine Entwicklung vor, die in der Kunst der germanischen Völkerwanderung den Höhepunkt erreichen sollte.

3.

Die Donau ist geschichtliche Grenzscheide gleich dem Rhein; sie ist es mehr noch als dieser umstrittene Strom.

Die Lande am Unterlauf: Dobrudscha, Walachei und Bulgarien, dann Siebenbürgen, Bessarabien bis hin zur Ukraine und Galizien — sie bildeten seit der jüngeren Steinzeit den Bereich einer einheitlichen Kultur. Es blühte ein nahrhaft-bäuerliches Leben, das aus dem mütterlichen Ackerboden und seinen willig gewährten Gaben die Kräfte zog. Unter runden Hütten hausend, die halb im Schutze der Erde sich bargen, auf dieser Erde schlafend und Vorräte und Habe ihr anvertrauend, brachten die Tripoljeleute auch die Toten unverbrannt der großen Allmutter zurück, die ihnen Spenderin und Erhalterin des Lebens war. Auf böhmisch-mährischem Boden fand dieses demetrische Dasein seine Fortsetzung in der bandkeramischen Kultur, die sich bis nach Mitteldeutschland, im Süden bis hinab ins heutige Bosnien und Serbien erstreckte. Die Spiralen der Keramik von Butmir in Bosnien, von Ariuschd und Turdasch in Siebenbürgen, von Cucuteni in der Walachei — alle diese schweren und trägen Geschlinge, diese breiten, teigartigen Rollen und Bänder, mit Schwarz und rotem Ocker ausgeziert, sind Ausdruck dieser erdhaften Welt eigenen Gepräges.

In diesen Bereich stießen von Norden und Osten her feindliche Wellen vor. Härteren und ärmeren Stämmen entspringend, trafen sie sich im Gebiete der Tripoljeleute und Bandkeramiker. Beide Wellen gingen von Indogermanen aus: von Norden drängten Illyrier und Germanen heran, vom Osten die hauptsächlich iranischen Reiter- und Steppennomaden. Im Kampf zogen die ansässigen Bauern den kürzeren. Aber während die Tripoljeleute sich den

[1]) O. Brogan, a. O. 212f.

fremden Eroberern fügten, wichen die Bandkeramiker nach Österreich und dem ungarischen Becken zurück, um sich dort, auf fetten und ertragreichen Böden, in dichteren Massen zusammenzuballen.

Auch dorthin drangen ihnen die Gegner nach. Schon zu Ausgang der jüngeren Steinzeit legte sich eine Schicht nordischer Einwanderer über die bandkeramische Bevölkerung der Donaulande. In Vintscha, östlich von Belgrad, beobachtet man ihr Eindringen, aber auch ihr rasches Verschwinden in der Masse der Ansässigen. Die Nordleute brachten Rechteckhaus und Totenverbrennung mit, aber sie behaupteten sich nur kurze Zeit[1]). Schon vorher scheinen asiatische Reiterstämme die Ebenen der unteren Donau überflutet zu haben. Namhafte Teile der ansässigen Bevölkerung wanderten aus; bis in den fernen Osten glaubt man ihre Spuren verfolgen zu können[2]).

Am Ende des 13. Jahrhunderts gewannen die Illyrier erstmalig weltgeschichtliche Bedeutung. Überall spürt man ihre Macht, ihr Vorwärtsdringen und ihre Ausbreitung. Sie wurden die treibende Kraft der Aegaeischen Wanderung[3]). Mit den Thrako-Phrygern drängten sie nach dem Südosten, mit den Dorern durch Griechenland südwärts, mit den oskisch-umbrischen Italikern in die Apenninhalbinsel. Sie waren Anstoß dieser Wanderung und zugleich ihre Träger. Im ostdeutsch-polnischen Raum begründeten sie die Lausitzer Kultur.

Doch damit kam die Bewegung nicht zur Ruhe. In dem Maße, wie die Illyrier die Donaulande und den deutschen Osten durchdrangen, wandelten sie sich aus Angreifern zu solchen, die selbst getrieben wurden. Langsam wechselten sie zu ihrer neuen Rolle hinüber. Als die Lausitzer Kultur, in ihrer Blütezeit bis nach Schlesien reichend, um die Wende des siebten zum sechsten Jahrhunderts zusammenbrach, war es das Werk neuer nordischer Stämme, einstmaliger Genossen und nunmehriger Gegner der Illyrier. Germanische und skythische Scharen überrannten die Wall-

[1]) C. Schuchhardt, Abh. Berl. Ak. 1937, 4, 10f.
[2]) L. Bachhofer, Welt als Geschichte 3, 256f.
[3]) Darüber ist eine Arbeit von H. Krahe zu erwarten. Vgl. die Ankündigung in der „Geistigen Arbeit" 1938, nr. 18, 1f., der ich mich in der Formulierung angeschlossen habe.

und Pallisadenburgen, in denen die Lausitzer sich zu halten suchten. Sie mußten, wie ihre Vorgänger, nach Süden abwandern. Andere skythische Scharen überschwemmten die Donaugebiete; man findet ihre wohlgearbeiteten Pfeilspitzen aus Bronze und Knochen bis hinauf ins siebenbürgische Bergland[1]). Germanen und Reiterstämme hatten erstmalig in geschichtlichem Zusammenwirken Epoche gemacht.

Die große Keltenwanderung legte, von Westen kommend, eine neue Erobererschicht über Alpenländer und Donaubecken. Bis nach Ungarn und Thrakien[2]), vielleicht bis Südrußland[3]) hat sie sich erstreckt. Dann setzte, mit dem Beginn des zweiten Jahrhunderts v. Zw. eine neue Welle ein. Die skythische Macht stürzte zusammen, gleich der kimmerischen vier Jahrhunderte zuvor. Abermals erschien eine nomadische Welle aus dem Osten, um die Erbschaft anzutreten; die Sarmaten. In Südrußland stießen sie mit den germanischen Bastarnen und Skiren zusammen, die von Schlesien her, nördlich der Karpathen und den Dniepr abwärts, weitergewandert waren. Zum zweiten Male vereinigte sich germanische Kraft mit der der Reiterstämme. Die Welle schien für einen Augenblick bereits die Donau zu überschreiten, indem die Bastarnen Miene machten, in die Kämpfe zwischen Rom und Makedonien einzugreifen. Perseus' Unentschlossenheit und Roms Sieg haben damals einen Riegel vorgeschoben.

Dem Weg der Bastarnen folgten die Kimbern. In Böhmen, das unter der Herrschaft der keltischen Boier stand, vermochten sie noch nicht einzudringen. Doch kurz darauf wichen die boischen Stämme unter neuem germanischen Druck. Markomannen und Quaden faßten im böhmisch-mährischen Becken, Hermunduren weiter westlich Fuß. Marbods Reich lastete eine Weile gleich einem Alpdruck auf Rom, um dann rasch zusammenzubrechen. Einem weiteren Vordringen stellte sich abermals die römische Macht in den Weg. Allenthalben war sie bis zur Donaugrenze vorgedrungen; stärker und in sich gefestigter denn je zuvor, schickte sie sich an, an dieser Grenze ein Bollwerk für Jahrhunderte zu errichten.

[1]) M. v. Roska, *Eurasia Sept. ant.* 11, 167f.; dazu O. Floca, *Sargetia* 1, 57f. Über Bulgarien vgl. B. Filow, *Eurasia Sept. ant.* 11, 203.
[2]) S. Kazarow, *C. R. Acad. Bulg., sect. hist.* 1919, 66; R. Vulpe, *Istros* 1, 139.
[3]) M. Rostovtzeff, *Iranians and Greeks* 146.

Notgedrungen machte der nordische Vorstoß Halt. In der Nachbarschaft Roms verharrte man über 150 Jahre, wobei kriegerische Auseinandersetzungen und friedliche Durchdringung sich ablösten. Die Quaden hatten ihre Sitze am weitesten nach Südosten vorgeschoben: sie reichten bis in die Ebene zwischen den Ausläufern der slowakischen Karpathen und der Donau. Dort, wo der Fluß sich südwärts wendet, beginnt die große ungarische Tiefebene, grenzen kleines und großes Alföld aneinander. Hier trafen diese Vorkämpfer des Germanentums erneut mit den Reitervölkern zusammen. Es war ein Treffen in einem von Geschichte erfüllten und für Geschichte vorbestimmten Raum: eine Konstellation von vielen, die vorangegangen waren und anderen, die folgen sollten.

Als geschichtlicher Raum wird das heutige Ungarn von Gegensätzen bestimmt. Östlich der Donau erstreckt sich weit und einförmig das „große Feld". Seine Kornfelder erfüllen und begrenzen zugleich den Blick. Dazwischen spärliche und niedrige Höfe, die in den Boden sich gleichsam ducken, um den Anblick dieser fruchtbaren Öde nicht zu stören. Oder es dehnt sich die Puszta mit ihren Herden von Rossen, von Kühen und Stieren; hier ist der berittene Hirt, daneben allenfalls der Zigeuner Herr des Landes. Die Theiß, mit ihren Windungen und flachen Ufern, ihren sumpfigen Gestaden erinnert an Irtysch und Ob, an die Flüsse des nördlichen Asiens[1]), von denen das magyarische Volk einst ausgezogen ist. Anders südlich der Donau. Im Gegensatz zur Theiß ist der Fluß selbst ein Bruder des Rheins; er ist europäisch. An seinen Ufern erheben sich die Berge zu mäßiger Höhe, und in ständigem Auf und Ab, in lieblichem Wechsel von Hügel, Tal und Seen, von malerisch gelegenen Dörfern und Schlössern entfaltet sich das alte Pannonien. Nicht Weide, nicht Kornfeld, sondern Weinberg und Obstgarten bestimmen seine Landschaft. An die Stelle der extensiven ist die intensive Bewirtschaftung getreten, und statt einer „trostlosen Fruchtbarkeit" zeigen sich kunstvolle Pflege und Züchtung. Alföld und Puszta waren Vorboten der schwarzen Erde Rußlands und der asiatischen Steppe, in ihrer äußeren Gestalt und im raschen Wechsel des Klimas zur Zeit der Tages- und Nachtgleiche. Umgekehrt lassen der aromatische Duft des Landes und seiner Erzeugnisse, die Mannigfaltigkeit der Bildungen, der halkyonische Glanz, der über allem zu ruhen scheint, dieses pannonische Gebiet als Vorboten Italiens erscheinen.

[1]) A. Sauvageot, *Découverte de la Hongrie* 25.

Danach verteilten sich die Rollen beider Gebiete im Lauf der Geschichte. Verwies schon die Natur Pannoniens nach Italien, so war es kein Zufall, daß die Römer sich eben diesen Teil zu Eigen machten. Dionysos, seit alter Zeit in Pannonien Herrscher, hat sich in zahlreichen Darstellungen bis ins Mittelalter hinein erhalten. Überhaupt sind in der Romanik und Gotik dieses Landes antike und insonderheit römische Motive immer wieder aufgetaucht. Auch das, was man als die Form der ungarischen Kunst bezeichnet hat: der Sinn für das Runde und Volle, die Freude am mäßig und schön Gewölbten, in Malerei, Plastik und in den Schöpfungen der Volkskunst — es ist zum guten Teil römisches Erbe, durch Pannonien übermittelt. Das Gefühl für das Körperliche und Sinnliche, das der antiken Kunst eigen war, hat sich darin erhalten.

Umgekehrt sind die Nomadenvölker, so viele ihrer im Laufe der Jahrhunderte ungarisches Land betraten, südlich und westlich der Donau nie heimisch geworden. In den weiten Gefilden des Nordens tummelten sie ihre Rosse, weideten sie die Herden und schlugen ihr wechselndes Zeltlager auf. Skythische und sarmatische Stämme, Hunnen, Awaren haben hier bis zur Landnahme der Magyaren ihre Spuren hinterlassen. Es war schon etwas Besonderes, daß Arpad seinen eigenen Stamm zwang, auch im transdanubischen Land festen Fuß zu fassen. Was danach kam, Petschenegen und Kumanen, hat sich wieder in den endlosen Niederungen zwischen Theiß und Donau heimisch gemacht.

Mit der Besetzung des „kleinen" Alföld waren die Markomannen und Quaden in den Bereich der Reitervölker vorgestoßen. In den Jahrhunderten vor der Zeitwende hatten skythische Horden in der ungarischen Tiefebene nomadisiert; dann waren, wie im südlichen Rußland, Sarmaten als ihre Nachfolger aufgetreten. Ihren mächtigsten Stamm bildeten die Jazygen, zwischen Theiß und Donau. In allem waren sie Artverwandte ihres südrussischen Muttervolkes: im Ritus ihrer Begräbnisse, in Bewaffnung und Kunsthandwerk,

in der Schätzung des Pferdes. Obwohl römische Formen eindrangen[1]), blieb man der überkommenen Weise treu. Das Fürstengrab von Borsahalom enthielt in seiner aus Baumstämmen gefügten Kammer die Leiche des Toten, die nach skythisch-sarmatischer Art mit zahllosen Goldplättchen bedeckt waren. Um ihn lagen sein Schmuck, mit farbigen Steinen inkrustiert, die Waffen, die als Totenopfer dargebrachten Sklaven. Das Grab dieses Nomadenherrschers, der hier mit seinen Schätzen, seinen Gefolgsleuten und Rossen begraben wurde, unterscheidet sich in nichts von einem der Kurgane am Dniepr oder am Don.

Langsam wurden die germanischen Ankömmlinge von den Formen erfaßt, die den iranischen Nomadenstämmen eigentümlich waren. In Marbods Heer zählte die Reiterei noch nicht ein Zwanzigstel des Ganzen; in der Folge begnügte man sich mit einer Truppe von landfremden Sarmaten. Doch eben sie brachten das Neue. Den Quaden gegenüber lag im zweiten Jahrhundert eine Schwadron von *contarii* im Kastell Arrabona (Raab)[2]). Sie war bewaffnet mit der langen Lanze (*contus*), die eine Eigentümlichkeit der sarmatischen und alanischen Reiterei bedeutete[3]). Wenn die römische Truppe sich der fremden Waffe bediente, so darum, weil ihre quadischen Gegner den Reiterkampf mit der Stoßlanze sich inzwischen angeeignet hatten.

Es war nur ein erster Schritt. Die Quaden übernahmen auch den Schuppenpanzer aus Horn, der asiatischen Ursprungs ist; sie übernahmen Pfeil und Bogen, die wendige Art des Kämpfens, die die Berittenen bald vorprallen, bald in verstellter Form sich zurückziehen ließ[4]). Im vierten Jahrhundert war kein Unterschied mehr zwischen Quaden und Sarmaten[5]): die nomadische Kampfweise zu Pferd hatte sich dieser Germanen gleichsam bemächtigt. Auch die Juthungen, zu Beginn des dritten Jahrhunderts Nachbarn der Quaden, brüsteten sich Aurelian gegenüber, vierzigtausend Berittene in die Schlacht führen zu können. Mochte dies übertrieben sein, so zeugt es doch für die Bedeutung der adeligen Reiterei. Denn es waren „nicht Mischvolk oder Schwächlinge“, wie sie sagten, „sondern reine Juthungen, deren Ruhm im Reiterkampf groß ist“. Hinterlist und Überfall als Kampfmittel mögen sie gleichfalls von den Nomaden gelernt haben; dadurch brachten sie sogar den gewaltigen Schlachtenkaiser in ernste Gefahr.

[1]) J. Kovács, *Dolgozatok* 5, 120.

[2]) W. Wagner, Die Dislokation der Auxiliarformationen 30f. Der *contus* war kein Wurfspeer, sondern wurde beim Anritt zum Stoß nach vorne verwandt: Arrian., *tact.* 4, 2. Dieses „Hervorstoßen“ (ἐξωθεῖν) der Lanze während des Anrittes ist auch im älteren deutschen Kavalleriereglement gelehrt worden.

[3]) Arrian., *tact.* 4, 2; 7.

[4]) Arrian., *tact.* 44, 1.

[5]) Amm. Marc. 17, 12, 1f.

Auch die Drachenfahne, dieses mittelasiatische Sinnbild, übernahm man von den Reiternomaden; sie erschien bei den Quaden schon am Ende des zweiten Jahrhunderts[1]). Alle diese Entlehnungen waren nicht denkbar ohne engste Nachbarschaft und politische Verbundenheit. Eine neue Vereinigung beider Ströme, des nordisch-germanischen und des östlich-iranischen, bahnte sich an. Sie war die dritte dieser Art: die vereinigte Kraft mußte sich gegen das Bollwerk wenden, das Rom an der Donau aufgerichtet hatte. Gleichzeitig mit Markomannen und Quaden auf dem nördlichen Donauufer angelangt, waren die Jazygen natürliche Verbündete der Germanen. Domitian hatte schon gegen ihre vereinigte Macht schweren Kampf zu bestehen, und mit Trajan maßen sich, als dakische Bundesgenossen, germanische Bastarner und sarmatische Bogenschützen im Schuppenkleid, auf gleichfalls gepanzerten Rossen.

Trügerische Ruhe leitete den kommenden Sturm ein. Bereits schienen die Grenzvölker in ein Klientelverhältnis zum römischen Reich hineinzuwachsen; den Quaden setzte Antoninus Pius einen König nach seiner Wahl ein. Da kam der Umschlag. Unter dem Kaiser Marcus verschworen sich alle Stämme vom illyrischen Limes bis hin nach Gallien[2]). In Ballomar, dem Markomannenkönig, schien ein zweiter Marbod erstanden zu sein. Er vereinigte die altansässigen Hermunduren, Markomannen und Quaden. Ihnen zur Seite traten Stämme, die man bisher an dieser Stelle noch nicht kannte: Langobarden, dann Charier, Victualen, Asdinger, alle den Wandalen zugerechnet, und Lakringer, ihnen eng-

[1]) J. Dobiaš, *Transact. Intern. Numism. Congr.* 1936, 169f.

[2]) Eine schöne Bestätigung dieses Satzes der Marcusvita gibt J. Dobiaš, a. O. 169.

stens verwandt. Die Reitervölker waren gleichfalls zur Stelle und auch sie hatten Zuzug erhalten. Neben Jazygen und Roxolanen, die westlich und östlich der dakischen Provinz[1]) die großen Ebenen bevölkerten, meldeten sich neue Namen: Kostoboken, Buren und ein Volk, das uns noch in anderem Zusammenhang begegnen wird, die Alanen.

Was war geschehen? „Andere Völker", so sagen unsere Quellen, „kamen auf der Flucht vor nördlich wohnenden Siegern an die Reichsgrenze, mit Krieg drohend, wenn man sie nicht aufnehme". Damit wirft die Wanderung der Goten erstmalig ihren Schatten über die Geschicke des Reichs.

4.

Die Goten saßen in vorchristlicher Zeit im südlichen Schweden. Die Insel Gotland, Väster- und Östergotland haben dort den Namen erhalten. Die Felsinschrift von Himmelstalund[2]) und die Schnalle von Vi bestätigen, daß auch nach der Abwanderung beträchtliche Teile des Volkes in der Heimat verblieben. Gleich den nach Britannien fahrenden Mannen der Hengist und Horsa sollen auch die ausziehenden Goten ihr Geschick drei Schiffen anvertraut haben. Zur See gelangten sie ans Baltische Gestade. Westpreußen bildete den Mittelpunkt ihres Gebiets; die Gegend um die Weichselmündung wurde nach ihnen als „gotische Küste" (Gothiscandza) bezeichnet[3]).

Dieser erste Schritt nach dem Süden griff kaum tief ins Leben der Goten ein. Ihre archäologische Hinterlassenschaft ist dieselbe an der Weichsel wie in Schweden. Auch das Land glich weitgehend der alten Heimat: ein sanft gewelltes Hügelland, kleinere Seen, Mischwald und leichter Buschschlag, alles durchzogen von dem schwer-süßen Geruch des Erntekrauts. Nur jene eigentümliche Helligkeit des Nordens, die die Lichter leuchtender, die Schatten farbiger erscheinen läßt und in seiner durchsichtigen Klarheit an

[1]) Über ihre Sitze A. Alföldi, *CAH.* 10, 85 Anm. 3.
[2]) F. Altheim u. E. Trautmann, Vom Ursprung der Runen 81f.
[3]) R. Much bei Th. Hoops, Reallex. germ. Altertumskde. 2, 8.

die Tage des Spätherbstes gemahnt, trafen sie nicht wieder an. Sie standen im Begriff, das Land der hellen Nächte gegen die grenzenlosen Ebenen des Ostens, die Fernsichtigkeit gegen die Weiträumigkeit einzutauschen.

Von der Weichselmündung brachen sie von Neuem auf. Sie drängten nach Wolhynien und Podolien vor; Ziel waren die Länder am Schwarzen Meer. In diese Zeit fallen die Auswirkungen, die sich im Markomannenkrieg fühlbar machten. Andere Stämme, die gleich den Goten der skandinavischen Halbinsel entstammten, schoben diese vor sich her: die Burgunden nach dem Südwesten, die Wandalen nach Schlesien. Alles geriet in Bewegung. Die Semnonen, die nach Süddeutschland auswanderten, die Chauchen, die über den Niederrhein drangen, waren ebensolche Getriebene wie die Reitervölker, die Langobarden und jene Völkersplitter, die erstmalig an der Donau neben den schon ansässigen Germanenstämmen hervortraten.

Schließlich gelangte der wandernde Strom in die Moldau und näherte sich den Grenzen Roms. Unter Commodus fanden zwölftausend außerhalb der Grenzen lebende Daker, die aus ihren Sitzen vertrieben wurden, in der Provinz Aufnahme; auch darin wird man eine Auswirkung der Gotenwanderung zu erblicken haben[1]). Auch in Südrußland müssen die Goten schon damals Fuß gefaßt haben. Nördlich von Bombay sind auf buddhistischen Inschriften des zweiten Jahrhunderts die Namen zweier Goten zutagegetreten[2]). Der Zug der großen Wanderung hatte sie bis ins ferne Indien verschlagen.

Auch in den Funden spiegelt sich der Zug der Goten wieder. In den Ländern um die Ostsee sind Münzen römischer Kaiser keine Seltenheit[3]). Aus Gotland stammt die größte Zahl: sie umfaßt allein zwei Drittel alles Gefundenen. In langem Abstand folgen die benachbarten Inseln, das schwedische und norwegische Festland. Die zeitliche Verteilung bietet ein noch ausgeprägteres Bild. Die großen Münzhorte, zuweilen über tausend Denare enthaltend, be-

[1]) Dio 72, 3, 3 nach einer Vermutung C. Daicovicius.
[2]) Zweifel bei W. W. Tarn, *The Greeks in Bactria and India* 257 Anm. 2.
[3]) Zum folgenden H. Shetelig-H. Falk, *Scandinavian Archeology* 201f.

ginnen mit dem Kaiser Marcus, also in dem Augenblick, da der Druck der Gotenbewegung fühlbar wurde, diese in den weiteren Bannkreis des Römerreiches trat. Die Nachbargegenden: Ostpreußen, Polen, Schlesien und Südwestrußland bestätigen mit ihren Münzfunden das Ergebnis. Die gotische Runeninschrift der Lanzenspitze von Kowel beweist, daß gotische Teile um 200 noch südlich des Pripet saßen; die Verwandtschaft ihrer Sinnbilder mit pontischen Zeichen, daß man gleichzeitig an der Nordseite des Schwarzen Meeres Fuß gefaßt hatte[1]).

Mit Caracalla brechen die römischen Münzfunde in Südschweden und im östlichen Europa plötzlich ab. Das ist ebensowenig Zufall wie ihr Beginnen unter Marcus. Schon in den letzten Jahren des Septimius Severus setzte die starke Befestigung der dakischen Nord- und Nordwestgrenze ein. Verfallene Anlagen wurden hergestellt[2]), die Erdlager in steinerne verwandelt. Wie die gleichen Maßnahmen an Rhein und Main, wie der Bau der rätischen Mauer mit Caracallas Alamannenkrieg und der persönlichen Anwesenheit des Kaisers zusammenfiel, so auch dort. Er selbst erschien in vorderster Linie: im Jahre 213 war er in Porolissum, dem Hauptbollwerk des oberen Dakien[3]). Und schon waren die Goten an der Grenze angelangt. Nach der Überlieferung hat Caracalla als Erster mit den Goten Krieg geführt.

Man hat diese Überlieferung angezweifelt, aber mit schlechten Gründen[4]) und gegen das Zeugnis der Bodenfunde. Das Bild, das die Münzhorte des nördlichen und östlichen Europa boten, setzt sich in der Moldau, also an der Ostgrenze der dakischen Provinz, fort[5]). In Bacău haben sich zwei Horte gefunden, deren Kaisermünzen wieder mit Caracalla abbrechen[6]). Im benachbarten Sascut hob man fast tausend Denare, die diesmal nur bis Commodus

---

[1]) H. Arntz, Runendenkmäler 22f.
[2]) E. Panaitescu, *Bull. Sect. Hist.* 15, 81f.; C. Daicoviciu, *La Transylvanie dans l'antiquité* 73.
[3]) C. Daicoviciu, a. O. 73 Anm. 2 nach einer Inschrift, die er demnächst veröffentlichen wird.
[4]) Das habe ich Germanien 1939, 49f. ausführlich zu zeigen versucht.
[5]) Das Folgende beruht auf Hinweisen von C. Daicoviciu.
[6]) M. Macrea, *An. Instit. Studii Clasice Cluj.* 1, 131f.; er denkt (a. O. 132) bereits an die Goten.

reichen[1]). Noch weiter südlich liegt Poiana, das eine gotische Runeninschrift gebracht hat[2]). Sie enthält ein zweifellos gotisches Wort und kann nicht später als das Jahr 200 angesetzt werden[3]).

In der Moldau saßen um diese Zeit bereits Teile des gotischen Volkes. Die Gotenkämpfe des Caracalla gewinnen damit eine neue Bestätigung. Und weiter westlich befand sich — im heutigen Judiziat Ciuc, noch innerhalb des Gebirgswalls gelegen — ein befestigtes Widerstandszentrum der Karpen[4]). Sie waren die gegebenen Bundesgenossen der Goten, und Caracalla hat auch mit ihnen Krieg geführt. Karpen und Goten haben gemeinsam die Donaugrenze überrannt.

5.

Der gotische Einbruch bedeutet für den südrussischen Raum weniger Umsturz als Weiterbildung ererbter Formen durch neue Träger. Längst hatte germanischer Einfluß, im Gefolge der Bastarnen und Skiren[5]), beiderseits des Dniepr um sich gegriffen; hier konnten die Goten ansetzen. Im übrigen haben sie die Lebens-

---

[1]) G. Severeanu, *Bucuresti* 2, 218f.
[2]) Verf., Germanien 1939, 49f.; die dort genannten Runen von Fălticeni sind inzwischen als Fälschungen erwiesen; vgl. A. Ferenczi, Siebenbürg. Vierteljahrsschr. 60, 169f. (Hinweis von C. Daicoviciu und H. Arntz).
[3]) Germanien 1939, 52f. hatte ich die Zeichen 4—9 als got. *tawida* „ich verfertigte" gedeutet. Zeichen 8 mit seinen beiden übereinanderliegenden Halbkreisen hatte ich „bis zum Erweis des Gegenteils" als *d* angesprochen. H. Arntz (briefl.) macht mich unter Hinweis auf die Urne von Niesdrowitz (Arntz-Zeiß, D. einh. Runendenkm. 45) darauf aufmerksam, daß paläographisch eher ein *j* anzunehmen ist. Die Lesung *tawija* statt *tauja* besitzt in *Þrawijan* statt *Þraujan* auf dem Stein von Tanum ihr Gegenstück: W. Krause, Runeninschr. im ält. Futhark 85f. Nr. 49; 238; doch vergl. auch die anderslautende Deutung A. Noreens, Altisl. u. altnorw. Gramm.[4] 389, Nr. 76. Man müßte entweder annehmen, daß *tawija* runische Schreibung für *tauja* ist. Oder *tawija* als ältere Lautform auffassen, die lange vor Fixierung der gotischen Literatursprache durch Wulfila liegt; vergl. H. Jellinek, Gesch. d. got. Spr. 66 § 62,4 (Hinweise von J. Weisweiler).
[4]) Unten S. 98f.
[5]) Nach dem Zeugnis der Protogenesinschrift (B. Latyschew, *Inscr. ant. or. septentr. Ponti Eux.* 1, Nr. 16) Z. 108f.; dazu F. Stähelin, Festschrift Th. Plüß 50; 56f.; E. Norden, Die german. Vorgesch. in Tac. Germania 79 Anm. 4; H. Jacobsohn, Zeitschr. f. dt. Altert. 66, 236.

formen, die seit alters an den Gestaden des Schwarzen Meeres bestanden, in überraschender Weise geachtet. Mehr noch: sie haben diese Formen übernommen und weitergebildet.

Nachdem die südrussischen Hafenstädte in die Hand der Goten gefallen waren, stand ihnen der Zugang zum Meere offen. Das Vordringen gegen die römischen Grenzen zu Lande konnte durch ein solches zur See ergänzt werden. An Vorbildern fehlte es nicht. Noch unter Marc Aurel war der dakische Stamm der Kostoboken bis ins mittlere Griechenland durchgebrochen, hatte dort das eleusinische Heiligtum in Asche gelegt. Der Einfall zu Lande war durch einen Raubzug zur See begleitet worden; im Verein mit anderen Stämmen des nördlichen Pontus durchfuhren die kostobokischen Schiffe den Bosporus und heerten an den Gestaden der Propontis, wohl auch an den Küsten des Mittelmeers[1]). Der große Goteneinfall des Kniva führte unter Decius' Nachfolger Trebonianus Gallus zu einem neuen Raubzug zur See, der sich gegen Kappadokien und das innere Galatien richtete. Ein Teil dieser Piraten drang in die Aegaeis ein und suchte die Umgegend von Ephesos heim[2]). Im Folgejahr, schon unter Valerians Regierung, versuchten die Boraner, vermutlich ein sarmatischer Stamm, von der Maeotis einen neuen Vorstoß. Die Einwohner des bosporanischen Königreiches, das, von den römischen Besatzungen verlassen, ihnen ausgeliefert war, zwangen sie, Schiffe zu stellen. Das Unternehmen scheiterte an der tapferen Haltung der Stadt Pityus und ihres römischen Kommandanten, wurde aber im nächsten Jahre erneuert. Diesmal gelang es den Boranern, die Goten, ihre Genossen aus voraufgegangenen Donaukämpfen, zum Mitfahren zu bewegen[3]). Damit erschienen Germanen zum ersten Male auf dem südlichen Meer, noch geführt von einem sarmatischen Stamm und auf den Schiffen der Bosporaner. Der gewaltige Erfolg der Unternehmung stachelte die am Dniestr wohnenden Goten

[1]) A. v. Premerstein, Klio 12, 145f.; RE 11, 1505f.; doch vgl. A. M. D. Parker, a. O. 316 n. 57.

[2]) Zos., 1, 28, 1; verschieden von 1, 31, 1f.

[3]) Zos., 1, 27, 1; 31, 1. Über die Teilnahme der Goten vgl. den Brief des Gregorios Thaumaturgos an Lykos: Migne, *Patrol. Graeca* 10, 1037f.; Jahrb. f. protest. Theol. 7, 730f.; vgl. A. A. Vasiliev, *The Goths in the Crimea* 4f.

zu eigner Leistung an. Dem Einfall des Jahres 256[1]), der sich gegen die Donaumündung richtete, ging ein Raubzug vom Meere her zur Seite. Kriegsgefangene und fremde Kaufleute mußten den Schiffsbau übernehmen. Ausgangspunkt war Tyras an der Mündung des Flusses selbst.

Der Dniestr ergießt sich, bevor er ins Schwarze Meer mündet, in eine tiefe Bucht. An der Südseite dieses „Liman" lag auf hohem Ufer die antike Stadt, von den Milesiern im siebten Jahrhundert gegründet. Die Bürger von Tyras betrieben mit den Eingeborenen Handel: bis zu 400 km flußaufwärts fuhren die Schiffe, um Erzeugnisse griechischer Handfertigkeit gegen südrussisches Korn zu tauschen. Auf den Münzen von Tyras erscheint darum Demeter im Ährenkranz. Die Römer hatten das Gebiet der Stadt stark befestigt. Ihre Wälle und Schanzen zogen sich vom Pruth bis zum Dniestr, unterhalb von Bender; Vexillationen von drei Legionen hatten an den Mauern der Stadt selbst gearbeitet[2]). Gleichwohl ging sie in den Wirren von Maximins Todesjahr an die Goten verloren.

Der feste Platz war damit in die Hände von Roms gefährlichstem Feind gefallen. Der ausgezeichnete Hafen, der die ionischen Seefahrer angezogen hatte und später die Genuesen zur Festsetzung verlocken sollte, stand den Goten zur Verfügung. Sie zögerten nicht, ihren Erfolg auszunutzen. Sie wiederholten ihre Raubzüge, oft Jahr für Jahr, und dehnten sie nicht nur über Kleinasien, sondern bis hinab zur Peloponnes aus. Bald schlossen sich ihnen die neu angekommenen Heruler mit eigenen Flotten an.

Bei einem dieser Züge gelang ihnen ein Schlag, der in der gesamten antiken Welt schmerzlichen Wiederhall fand. Im Jahre 262 plünderten die Goten Thrakien und Makedonien, belagerten Thessalonike, und drangen nach Athen vor, das seit Sullas Zeiten keinen Feind vor seinen Mauern gesehen hatte. Von dort ver-

[1]) Die Datierung nach einem Aufsatz von A. Alföldi, der in der Zeitschrift „*Berytus*" erscheinen wird. Zos. 1, 35, 2 rechnet diesen Zug der germanischen Nachbarn der Boraner als „zweiten", obwohl er einen „ersten" nicht anführt. Also hat seine Quelle, Dexippos, bereits von einem vorangegangenen Unternehmen der Goten gewußt: eine willkommene Bestätigung der Nachricht des Gregorios Thaumaturgos (vgl. die vorige Anmerkung).

[2]) P. Nicorescu, *Acad. Român., Mem. Secţ. Ist.* 1937, 217f.

trieben, brachen sie in Kleinasien ein. Sie überfielen das uralte Artemisheiligtum von Ephesos, die Zierde der ganzen Küste; der vor der Stadt gelegene Tempel wurde verwüstet und zerstört. Auch das Didymeion von Milet wurde von den Eindringlingen belagert, war aber durch eine Mauer in Verteidigungszustand gesetzt. Apollo selbst, so wußte man zu berichten, sandte eine Quelle empor und rettete die im Tempel Eingeschlossenen vor dem Durst. So mußten die Goten abziehen. Die Städte Ephesos und Milet selbst blieben unbehelligt; der Asiarch Markarios hatte hier die Verteidigung organisiert[1]).

Die Nordgermanen waren zu Genossen der pontischen Völker geworden, denen Seefahrt und Seeraub im Blute lag. Und doch bedeutete den Goten das Hineinwachsen in eine fremde Form letztlich nur das Wiederaufleben einer eigenen. Sie hatten sich auf ihrer Südostwanderung des Meeres entwöhnt, aber bei der ersten Berührung erwachte wieder, was vergessen schien. Zur See waren sie einst an die Weichselmündung gelangt, und dieselbe See hatte ihrer skandinavischen Heimat das Gepräge gegeben.

Östergötlands Granitkuppen, seine Wiesen und Wälder bestimmen das Wesen der Landschaft nicht so sehr wie das Meer. Es ist überall gegenwärtig, als salziger Duft und als leuchtender Streif am Horizont; man spürt es auch dort, wo es sich den Blicken entzieht. An den Rändern der Äcker hatte dort der Mensch von altersher den vom Gletscher glattgeschliffenen Felsen anvertraut, was ihm das Herz bewegte. Seine Kämpfe, seine Götter, die Sinnbilder der Sonne und ihres Laufes, und immer wieder: die See mit ihren Schiffen. Als Gott Himmel und Erde schuf, sagt ein schwedisches Sprichwort, hat er Södermanland vergessen. Zwischen diesen Fjorden und Schären mußte sich der Sinn der Bewohner von selbst auf Schiffahrt und Seeraub richten. So bedecken die Bilder der langgezogenen „Kiele" mit ihren hochragenden, seltsam geformten Steven die Felsen in unzähliger Wiederholung. Diese Kunst war noch nicht erstorben[2]), als die Goten gen Süden und Südosten

[1]) Th. Wiegand, Achter. vorl. Ber. über die Ausgrab. in Milet und Didyma (Abh. Berl. Akad. 1924) 21f.; weitere Literatur bei O. Kern, Relig. d. Griech. 3, 274 Anm. 2.

[2]) F. Altheim u. E. Trautmann, a. O. 81f.

übers Meer aufbrachen. Und mit Macht zog es sie wieder auf dieses Meer, sobald es in der neuen Heimat vor ihren Augen auftauchte.

Ähnliche Wege ging die gotische Landnahme selbst. Als sie unter ihrem König Filimer in den Süden kamen, da bezeichneten die Goten die neue Heimat nach ihren Wiesen und wasserreichen Triften als das Land der „Auen". Der landschaftliche Eindruck fand seinen Niederschlag in den Stammesnamen. Schon im dritten Jahrhundert schied sich das Gesamtvolk in die Ostgoten oder Greutungen und in die Wisen oder Terwingen. Greutungen[1]) — das sind die Bewohner des Feldes, also des Gebietes, das mit den „Auen" ganz oder teilweise zusammenfiel[2]): der freien Ebene des östlichen Südrußlands. Terwingen hingegen bedeutet Waldbewohner: gemeint sind die Waldgegenden des Westens zwischen Donaumündung und Dniestr. Schon unter den Skythen zerfiel das Land in das der ackerbauenden Stämme und das Gebiet des Waldes[3]); dies gleiche Gegenüber kehrt bei den südrussischen Slawen zu Beginn ihrer Geschichte wieder. Die Goten sind hier in gegebene Formen von übervolklicher Dauer hineingewachsen[4]).

Die adeligen Landbesitzer des bosporanischen Reiches haben auf den Wänden ihrer Gräber abschildern lassen, wie es in ihrem Leben zuging. Da sieht man das Nomadenzelt, in dem der reiche Grundherr den Sommer auf seinen Gütern zubringen muß. Weib, Kind und Gesinde sind neben dem Zelt versammelt: er selbst reitet auf sie zu, gefolgt von einem gleichfalls berittenen Diener mit

[1]) Über das Verhältnis von *Visi-Vesi* und *Visigothae-Vesegothae* vgl. P. Kretschmer, Glotta 26, 231f. Das Alter der Stammesnamen ist oft bezweifelt worden. Aber wenn sich die Goten erst an dem Zuge von 255 ins östliche Kleinasien beteiligen, getrieben von den gleichfalls nach Osten wohnenden Boranern — dann aber 256 ihren Ausgangspunkt im westlich gelegenen Tyras haben, so setzt dies bereits eine Trennung in eine östliche und westliche Gruppe voraus.

[2]) Müllenhoff im Glossar von Th. Mommsens Jordanes-Ausgabe *MGH. auct. ant.* 5, 1 p. 113; zur geographischen Ansetzung Jord. 4, 27 und 5, 39; Filimer ist König im Skythenland an der Maeotis.

[3]) Herodot kennt die Hylaia im Mündungsgebiet des Borysthenes-Dniepr (4, 18). Westlich von ihr wohnen bis zum Hypanis-Bug die „Pflüger"-Skythen (4, 17), östlich die ackerbauenden Skythen (4, 18); vgl. K. Kretschmer, RE 3 A, 929f.

[4]) Hierüber ist ein Aufsatz von F. Specht zu erwarten; ihm verdanke ich alles Entscheidende. Über das „Greutungental" Amm. Marcell. 31, 3, 5 vgl. L. Schmidt, Gesch. d. dt. Stämme 1[1], 101f. Es bildete wohl die Westgrenze des Gebietes; dann waren damals, unter Abweichung von Herodot, mit den Waldgegenden die Striche zwischen Karpathen und Dniestr gemeint.

Handpferd. Beide, Herr und Diener, sind bewaffnet, denn es gilt, das Land und die Leibeigenen, die es bebauen, gegen die ständigen Übergriffe räuberischer Nachbarn zu schützen. Auf anderen Malereien erscheint der adelige Grundbesitzer in solchem Kampf: mit Schuppenpanzer, Kegelhelm und langer Reiterlanze ausgerüstet geht er gegen einen sarmatischen Bogenschützen und einen gleichfalls gepanzerten Reiter an. Ein Gefolge von Fußkämpfern, aus den eigenen Bauern gebildet, folgt ihm mit Schild und Speer.

Diese Grabfresken spiegeln das Schicksal der Kultur von Pantikapaion, die seit dem zweiten vorchristlichen Jahrhundert zu einer hellenistisch-iranischen Mischkultur geworden war[1]). Überall begannen die Sarmaten einen nachhaltigen Einfluß zu üben. Die bosporanischen Grundbesitzer hatten sich in Lebensweise und Bewaffnung ihren Nachbarn und Gegnern weitgehend angeglichen. Feste Formen bildeten sich heraus. Sie haben sich nicht geändert, als die Goten die Nachfolge antraten; ebensowenig, als dann die Waräger ihre Stelle einnahmen[2]). Eine halbnomadische Lebensweise war damit gegeben; der einstmals seßhafte Adel der Goten gewöhnte sich daran, den Sommer draußen auf den Feldern und Steppen, im Zelt und fern von fester Behausung zuzubringen. Hier begann gotisches Dasein einzumünden in das ihrer Nachbarn, der Alanen.

Dieses Volk hauste einst zwischen Don und Wolga, nördlich des Kaukasus. Ein großer Teil blieb auch weiterhin in seiner Heimat; dort stieß er später mit den Hunnen zusammen, schloß mit ihnen Waffenbrüderschaft. Andere Teile waren nach Westen, teilweise bis zur Donau, vorgedrungen und hatten sich die Landstriche unterworfen, die einst den Sarmaten gehörten. Die einwandernden Goten vertrugen sich mit den neuen Herren: beide zusammen begründeten ihre Herrschaft über die seit altersher bestehende Schicht bäuerlicher und nomadischer Hintersassen, wie es schon vor ihnen die Skythen und ihre sarmatischen Nachfolger getan hatten[3]). Dabei behielten die Alanen die ererbte Lebensweise der Nomaden bei, und bald begann sie, auch die Goten in ihren Bann zu schlagen.

[1]) M. Rostovtzeff, *Monum. Piot* 6, 137f.
[2]) M. Rostovtzeff, *Iranians and Greeks* 210f.
[3]) Vgl. H. Dumitrescu, *Istros* 1, 133f.

Andere Mächte traten jetzt in das Dasein dieser Goten ein. Solange sie skandinavische Bauern waren, mochte auch die Pflanze ihr Leben bestimmen. Nunmehr trafen sie auf einen Kulturkreis, in dem das Tier immer und ausschließlich geherrscht hat.

An sich fehlte den Germanen das Tiererlebnis nicht. Doch dort, wo es ihr Denken ergriff, war es vornehmlich das angriffslustige Raubtier, das sie sich als Vorbild eigenen Kämpfens erwählten. Die Masken der germanischen Krieger ließen ihn als Stier oder Eber, Bär oder Wolf erscheinen; der Schmuck von Helm und Schild konnte auf die gleichen Tiere Bezug nehmen. Auch der nordische Berserker vermag in tierische Formen einzugehen, sich geradezu in jene Tiere zu verwandeln, die sich germanisches Wesen wegen ihrer Stärke, ihrer Kampffreudigkeit zu Vor- und Ebenbildern wählte. An ihnen entzündete sich ihre kriegerische Kraft, entzündeten sich die zermalmenden Angriffe, die die Römer mit dem Ungestüm wütender Raubtiere verglichen. Denn diese Kämpfer mit den Stierhörnern auf dem Helm, dem aufgesperrten Wolfsrachen über dem Haupt haben selbst „Stiere" und „Wölfe" sein wollen. Mit drohenden Gebärden, kriegerischem Getön, mit Zähneknirschen und Wutschreien stürzten sie sich auf den Feind[1]).

Überhaupt ist die kämpferische Ekstase ein Bestandteil nordischer Form von altersher[2]). Wer sie leugnet, hat nichts von dem Geist schwedischen Landes verspürt: von der rauschhaften Schönheit seiner Seen und Wälder, von der verzauberten Welt, die Bohuslän heißt. Die nordischen Felsbilder, diese ältesten Zeugen germanischen Wesens, sind erfüllt mit Kampf und kriegerischem Wesen. Einen Lanzenschwinger von mehr als gewöhnlicher Größe, von Tieren und Schiffen umgeben, zeigt eine Granitplatte bei Litsleby. Gewaltig reckt sich das Glied dieses Kämpfers, (mag er nun ein Gott oder ein menschlicher Held gewesen sein): Sinnbild seiner kämpferischen Ekstase, nicht seiner Fruchtbarkeit, wie man gemeint hat. Eben dieses Ekstatische, ein dämonisches und uner-

[1]) Ammianus' Schilderung der Alamannen- und Gotenkämpfe, insbesondere der Schlacht bei Adrianopel, gibt hierfür Belege.
[2]) Grundlegend sind die Werke O. Höflers und M. Nincks. Weitere Bemerkungen bei F. R. Schröder, Germ.-Rom. Monatsschr. 1938, 97f.

gründliches Wesen machten den Gott Wodan zu dem, was er ist; sie kommen selbst in seinem Namen zum Ausdruck.

Als germanisches Erbe werden auch die Goten ein Erfülltsein von tierischem Wesen und die ekstatische Art des Kämpfens besessen haben, die davon untrennbar war. Hierin trafen sich Germanentum und Reitervölker; sie trafen sich, um sich gleichwohl zu scheiden. Denn dem Germanen heißen Angriff, Nahkampf, dem Gegner ins Auge blicken die Tugenden des Helden, während die Kampfart der nomadischen Krieger solche ausschließliche Wertung nicht kennt. Täuschung, Überfall und Überraschung, die verstellte Flucht, die Erledigung aus der Ferne — sie sind die Mittel, deren man sich mit Vorliebe bedient. Nicht so sehr unter dem Bilde der angriffslustigen Bestie, als in tierischer Flucht und Verfolgung, im Gegenüber von Raubtieren und Gejagtem, von Schnelligkeit und List stellt sich dem Nomaden kriegerisches Dasein dar. Dabei verändern beide Kämpfer dauernd ihre Gestalt: wenn der eine als Taube entkommen will, packt ihn der Gegner als Adler; wenn er in Fischgestalt entflieht, holt ihn der Feind als Hecht ein[1]). Wie das Spiel von Fliehendem und Verfolger, so ist solch ständiger Wandel dem germanischen Wesen fremd.

Auch die Reiterstämme wollten Tiere darstellen: Wölfe, Vielfraße, Bären oder anderes blutgierig-wehrhaftes Raubzeug. Einen goldenen Wolfskopf trugen die westlichen Türken an der Spitze ihrer Fahne. Anderswo erscheint der Hirsch an der gleichen Stelle[2]), und manche Stämme nannten sich nach ihrem Tier. Oft sind diese Erscheinungen mit einer Abstammungssage verknüpft, die von tierischen Ahnen spricht. Nicht als Ausnahmefall wie bei Berserker oder Werwolf, nicht nur in Kampf- und Blutrausch vollzieht sich der Übergang von Mensch zum Tier, sondern ständig und ohne festes Gesetz. In tierischer Verwandlung steigt der Schamane in den siebenten Himmel hinauf oder in die Unterwelt hinab; als Gans flog der oberste Gott umher, als er die Welt erschuf. Auch bei gewöhnlichen Menschen bedarf es oft nur eines Zauberwortes, um eine sofortige Verwandlung zu bewirken.

[1]) A. Alföldi, Arch. Anz. 1931, 399f; K. Kerényi, *Mnemos.* 1939, 161f.
[2]) A. Salmony, *Euras. Sept. antiq.* 10, 54f.

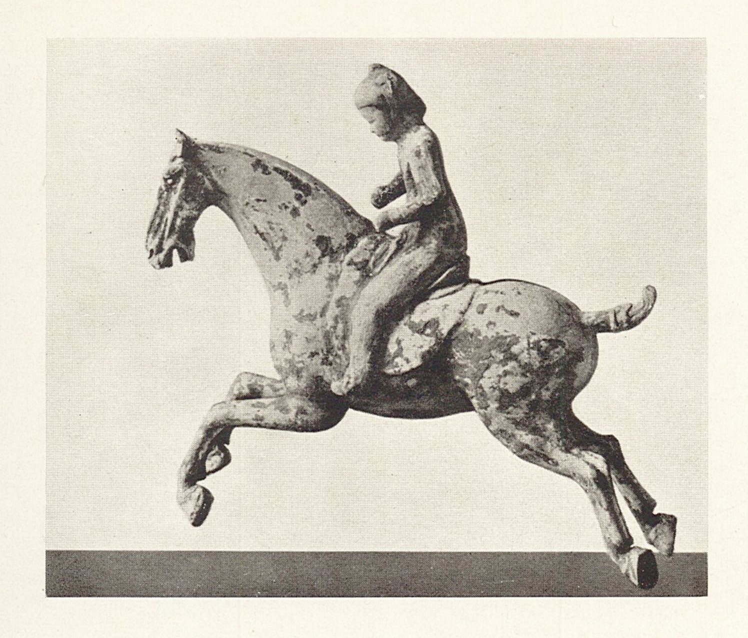


Abb. 17. Polospielerin. China, Wei oder Tang (S. 26).



Abb. 18. Karpenburg von Schimleul Mare, Judiziat Ciuc (S. 98f.).

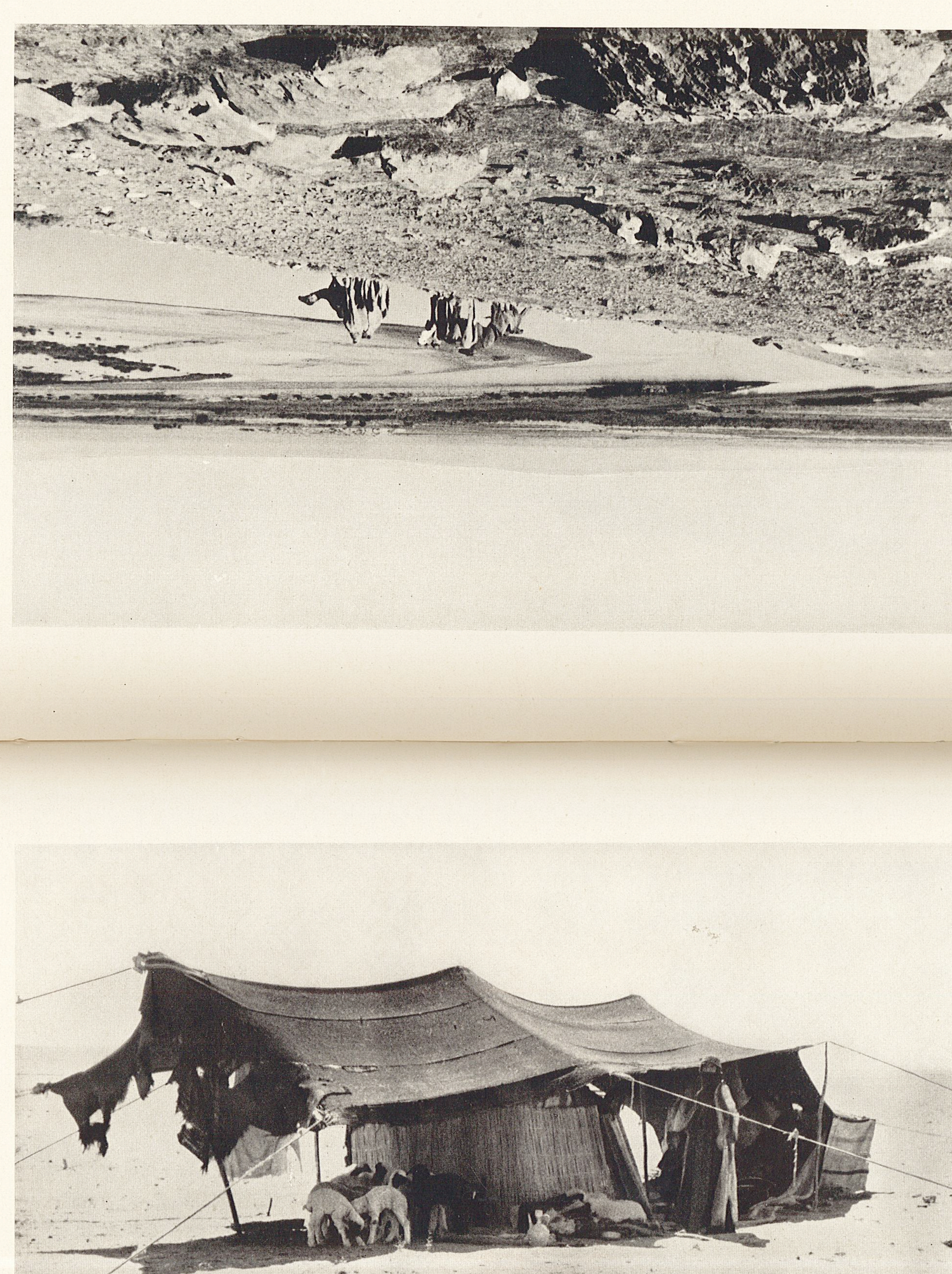


Abb. 19. Haarzelt der Beduinen. Umgebung von Hatra (S. 107).

Abb. 20. Der Tigris zwischen Schergat und Mossul (S. 107).

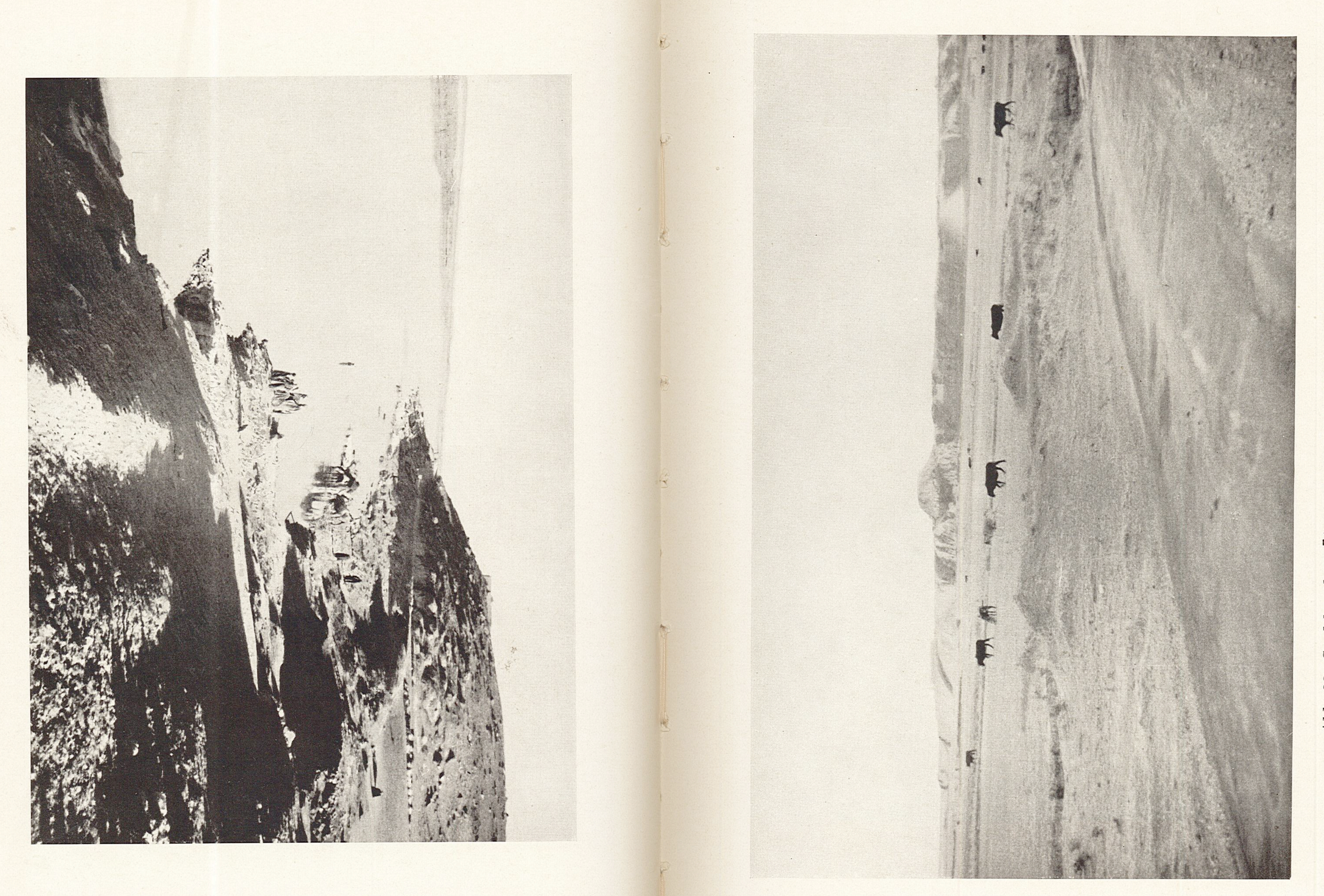


Abb. 21. Tigris bei Assur (S. 107).

Abb. 22. Stadthügel von Assur. In der Mitte die Reste der Zikkurat (S. 107).

Abb. 24. Hauptpalast, Hatra (S. 108).

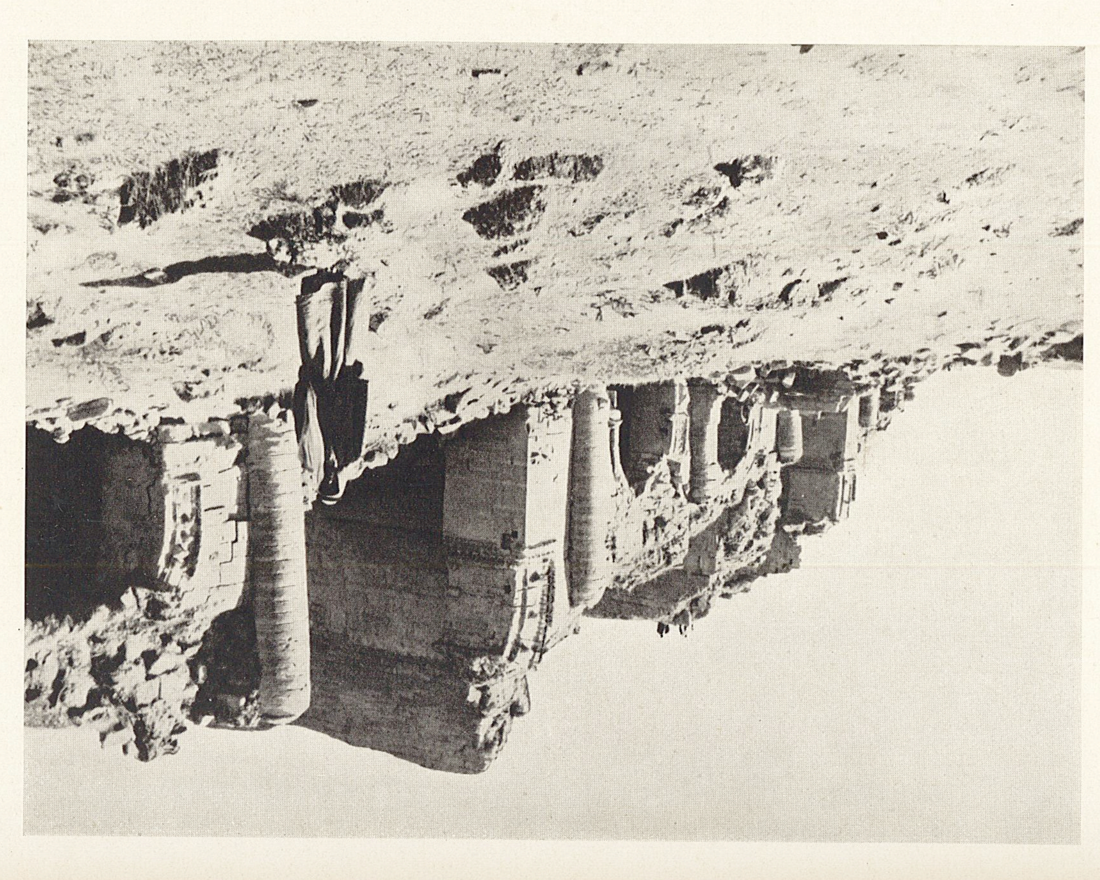




Abb. 23. Blick auf den Karawanenhof. Hatra (S. 108).

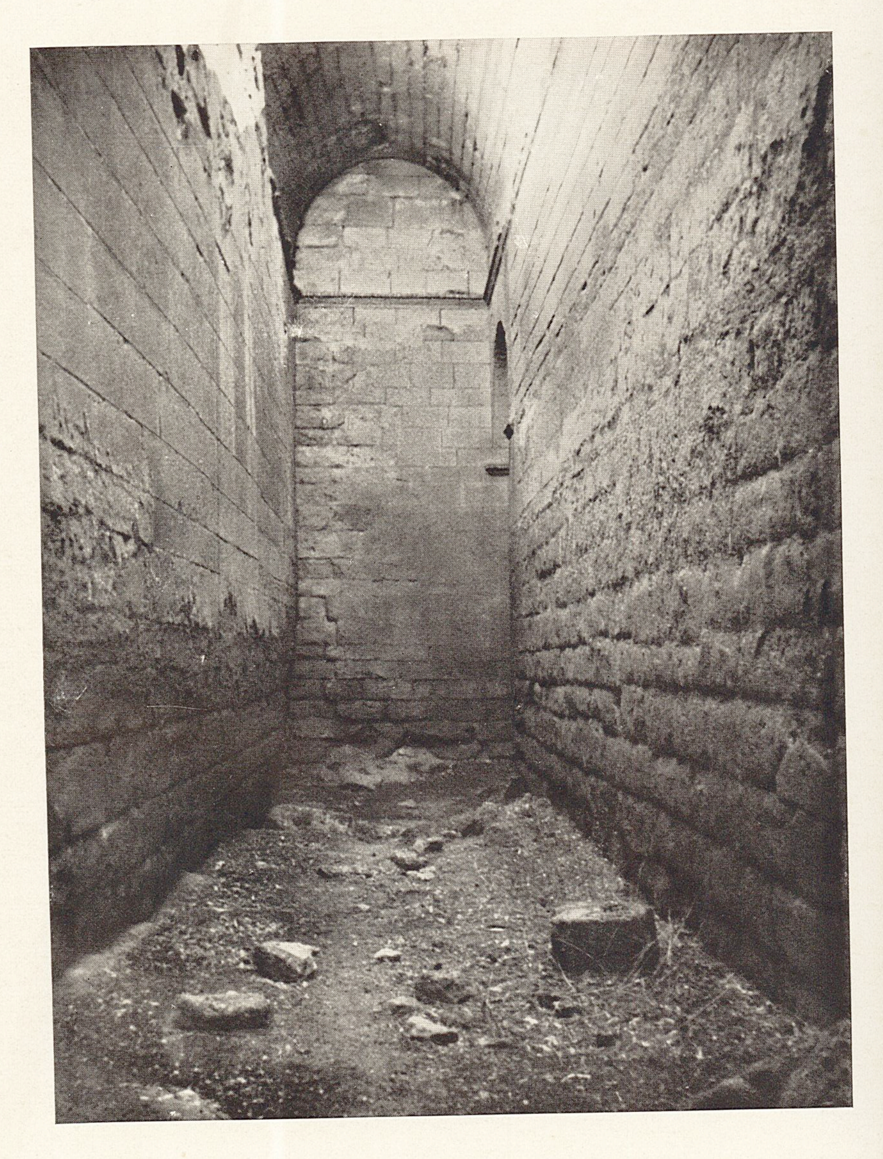


Abb. 25. Sonnentempel, Hatra (S. 108).

Überall vermag tierisches Dasein in menschliches herüberzugleiten und umgekehrt. Das unbewußte, fast zwangsmäßige Wandern dieser Stämme erklärt sich allein vom Tiere her. Gleich Schwärmen von Zugvögeln oder wandernden Fischen brechen sie, von dunklen Mächten getrieben, zu unbekannten Zielen auf. Zuweilen begegnen Heerkönige, dämonische Naturen, die die Masse fortreißen, ihr unbedingte Gefolgschaftstreue einflößen; doch Seite an Seite mit ihnen erscheint die Führerstellung des Tieres. Wolf und Hirsch sind die Leiter der Wanderungen mittelasiatischer Völker; eine göttliche Hinde hat, hunnische Jäger hinter sich herlockend, diese selbst und ihr ganzes Volk einer neuen Heimat entgegengeführt. Es ist die Breite des Tiererlebnisses, die den Nomaden von dem Germanen scheidet. Sie erklärt sich in dem Augenblick, da man sich den Formen nomadischen Daseins zuwendet.

„Es war einmal ein junger Mann“, so beginnt ein Märchen der arktischen Nomaden, „der zog aus, um Renntiere zu jagen. Aber er hatte seine eigene Art des Jagens: er verfolgte die Renntiere nur, ohne sie zu töten. Er ermüdete sie, war unaufhörlich hinter ihnen her; er tauchte immer wieder auf, wenn sie versuchten, ihm zu entkommen. Zuletzt waren die Tiere so ermattet, daß sie nicht mehr vor ihm ausweichen konnten. Sie gewöhnten sich an seinen Geruch, an seine Kleider und seine Stimme; sie waren nicht mehr bange vor ihm.“ Eines Tages brachte er sich eine Frau mit, die er heiratete, und dann lebten beide das Leben, wie er es gewohnt war: „immer folgte er den Renntieren, die er einmal ermüdet hatte. Er war klug im Umgang mit ihnen, und da er sie niemals erschreckte oder sie unnötigerweise jagte, konnte er bald sein Zelt bei den Herden errichten. Er wurde ein Mann, der ganz von zahmen Renntieren lebte. So entstand der erste Renntierzüchter.“

Dem Märchen sei eine antike Schilderung[1]) zur Seite gestellt. „Die Alanen“, heißt es da, „besitzen keine Hütten noch bedienen sie sich des Pflugs. Sondern sie nähren sich von Fleisch und reichlicher Milch, hausen auf ihren Wagen, die sie mit einem gewölbten Dach

[1]) Amm. Marc. 31, 2, 18f. Zur Typik der Schilderung: M. Rostovtzeff, Skythien u. d. Bosporus 1, 73; 103f.; A. Alföldi, Gnomon 9, 565. Ohne mich über die Frage dieser „Typik“ hier zu äußern, sei betont, daß es auch mir nur auf die allgemeinen Züge ankommt.

aus Rinde versehen; auf ihnen ziehen sie durch die endlos sich dehnende Steppe. Kommen sie an einen Weideplatz, so fahren sie ihre Karren in einen Kreis zusammen und nähren sich nach Art der wilden Tiere; ist das Gras abgeweidet, ziehen sie mit ihrem Gemeinwesen auf Wagen weiter. Auf dem Wagen vereinigen sich Mann und Weib, wird die Nachkommenschaft geboren und aufgezogen. Er ist ihr ständiger Wohnsitz und in welcher Gegend sie auch wandern, immer bedeutet er den Alanen die Heimat. Das Vieh treiben sie vor sich her, mit den Herden suchen sie sich ihre Nahrung. Sorgfalt widmen sie der Pferdezucht. In ihrem Land trägt der Boden stets frischen Wuchs und von Zeit zu Zeit kommt man an Orte, wo Bäume ihnen Früchte spenden. So können sie überall hin weiterziehen, denn an Nahrung und Futter besteht kein Mangel; beides lassen die Feuchtigkeit des Bodens und die häufigen Flußläufe in ausreichender Menge wachsen."

Beide Berichte sind von ungleichem Standpunkte aus verfaßt. Der Renntiernomade erzählt von dem Ursprung dessen, was sein Leben ausmacht; er erzählt mit Sachkenntnis, aus täglichem Umgang heraus. Umgekehrt schildert der Römer staunend eine Welt, der er nicht angehört, sondern die ihm feindlich, unfaßlich entgegengetreten ist. Im einen Fall handelt es sich um Renntiere und Lappkota, im anderen um Rinder, Pferde und Planwagen. Und doch ist beiden Berichten dies gemeinsam: die Abhängigkeit des Menschen, seiner Lebensweise und Artung, von dem Tier. Von ihm erhalten sie alles: Felle zur Kleidung, Fleisch und Milch zu Speise und Trank. Das Tier bestimmt das Tempo des Wanderns, die Art des Wohnens; nach seinen Bedürfnissen regelt sich menschliches Leben.

Beherrschend tritt bei den Alanen die Rossezucht hervor. Die sarmatische und alanische Rasse war berühmt; in einer Inschrift pries der Kaiser Hadrian sein verstorbenes Lieblingspferd, den ‚Borysthenes Alanus Caesareus Veredus', der mit ihm über die Sümpfe und Hügel Toscanas hin ‚flog'. Was bei den Parthern zutage trat, kehrt bei den Alanen wieder: erst der Besitz des Pferdes und sein Erleben machte den Mann zu dem, was er war. Es bedeutete ihm Voraussetzung und Ausdruck eines Herrenmenschentums, das die Welt als eine ihm zufallende Beute ansah.

Neben dem Nomaden und Reiter steht der Jäger. Auch für ihn ist das Tier Norm seines Daseins und nicht nur Beute; auch er erhält von ihm alles: Kleidung und Nahrung. Die Jagdtiere sind die Spender und Wohltäter der Menschen; durch Zauberkraft bezwungen oder freiwillig ergeben sie sich dem, der sie braucht. In fernen Meeren, so erzählt ein arktisches Fischermärchen, hausen die Graufische, die Lachse — massenhaft, so daß ein Boot nur schwer hindurch kann. Von dort brechen sie auf zu den Menschen, gütig und willig, damit es diesen niemals an Beute mangele.

Gestalteter Ausdruck der nomadischen Lebensform war der ‚Tierstil'. So alt wie das Auftreten der Reitervölker im südosteuropäischen Bereich, kam er zuerst mit den Skythen und ihren kimmerischen Vorläufern aus Mittelasien. Die Sarmaten brachten aus ihrer Heimat eine neue Welle mit: eine kräftige und doch aufs höchste verfeinerte Kunst, die von den älteren Stilstufen sich durch ihre Farbigkeit unterschied. Waffen und Gerät, silberne und goldene Platten waren mit aufgesetzten bunten Steinen verziert. Stangenenden mit Tierbekrönungen, Darstellungen kämpfender und verfolgter Tiere, die Hinde und der Vielfraß, der Elch und der wölfische Stammvater kehren allenthalben wieder. Die Tiersymbolik erscheint auf den Gürtelschließen und Riemenzungen, den Armbändern und Plaketten, den Filzapplikationen und Wollstickereien vom nördlichen Balkan bis hin zu den Grenzen Chinas.

Es war eine neue Welt, die den Goten entgegentrat. Empfänglich für Fremdes, wie sie es waren — ihr späteres Verhalten zur antiken Kultur erweist es zur Genüge — konnten sie sich dem Eindruck nicht entziehen. Zugang zur Mitte nomadischen Daseins, zum Tier, war ihnen vom germanischen Tiererlebnis her gegeben. Die Goten verschlossen sich dem, was ihnen an Neuem entgegentrat nicht; sie verleibten es sich, es umgestaltend und neuformend, ein.

Das gotische Handwerk kam sogleich unter den Einfluß der südrussischen Metallkunst, die auf hohes Alter zurückblicken konnte. Filigran und Granulierung, aufgesetzte Karneole begegnen schon in den gotischen Friedhöfen in Schlesien und am Muresch. In Südrußland angelangt, übernahmen die Goten die farbigen Einlagen, die die sarmatische Goldschmiedekunst auszeich-

neten; mit weinroten Almandinen überzogen sie das Gold ihrer Schnallen und Fibeln. Tierdarstellungen sollten sich erst nach unserer Zeit als bestimmende Form durchsetzen. Germanische Vorliebe für das Spiel verschlungener Linien verband sich mit dem Stil der Nomaden zu neuer und zukunftsträchtiger Schöpfung: zur germanischen Tierornamentik.

Dem Wandel der äußeren Form entsprach ein solcher der inneren. Erst in Südrußland wurden die Goten zu den großen Beweglichen, als die sie in der Geschichte fortleben. Ihre Unruhe und Wanderlust waren der Schrecken der römischen Nachbarn. Aurelians Größe und seinen Gotensieg zu preisen, wußte Ammianus keine bessere Kennzeichnung als die, daß der furchtbare Feind während eines Jahrhunderts ‚unbeweglich' geblieben sei.

Wegen Übervölkerung verließen diese Goten ihre Sitze an den Baltischen Gestaden; neues Ackerland zu suchen zogen sie aus. Doch anders als die Westgermanen hielt es sie nicht lange auf der eroberten Scholle. Bald erschienen sie als Beutesuchende und Wandernde, mit ihren Planwagen einherziehend. Die Lebensweise der Alanen, denen Karren und Wagenburg Heimat waren, hatte das Vorbild abgegeben; schon unter Gordian kämpften die Goten mit den Reiterstämmen vereint gegen die Römer. Als Gallienus Goten und Heruler auf ihrem Rückzug aus Griechenland überfiel, rettete sie ihre Wagenburg vor der Vernichtung. Eine Verschanzung aus zusammengefahrenen Wanderkarren bildete auch bei den Kämpfen mit Kaiser Claudius den Rückhalt des Gotenheeres; sie bildete es noch in den Schlachten des Jahres 378. Von dem christlich gewordenen Volk konnte der Heilige Ambrosius sagen, daß der Wagen ihm jetzt zur Kirche diene, wie er ihm bisher zur Wohnung gedient habe.

Neben den Wanderwagen trat das Pferd; es drang in alle Bereiche des Lebens ein und machte selbst vor dem Tode nicht Halt. Von Berittenen wurde das Begräbnis des Helden gefeiert. Attilas aufgebahrte Leiche umkreisten auserwählte Reiter: sie umkreisten sie wie im Zirkus und sangen den Preis des Toten in eigenem Lied. Dann feierten sie auf dem Grabhügel ein gewaltiges Gelage, Freude mit Totentrauer mischend. Unser Gewährsmann spricht von

Hunnen und hunnischer Sitte, aber gotisch ist bei ihm der Name des Gelages[1]). Auch sonst kannten die Germanen den Preis des Verstorbenen, den Umritt ums Grab:

„Dann haben die Helden den Hügel umritten
Zwölf Edelingssöhne alle zusammen,
Wollten Kummer klagen, des Königs gedenkend,
Worte verströmen, wohl von ihm reden.
Sie priesen sein Mannestum rühmten sein Heldenwerk"

— heißt es im Beowulfslied. Von einem der Reiterstämme — von Sarmaten oder Alanen, nicht erst von den Hunnen — mögen die Goten den Umritt empfangen haben. Sie gaben ihn weiter, bereits als germanische Sitte an Deutsche und Angelsachsen.

Notwendig mußten diese Goten die Schätzung der Reiterei von den nomadischen Nachbarn übernehmen.

Sarmaten und Alanen galten im Fußkampf als feige, aber ihr Angriff in geschlossenen Geschwadern war unwiderstehlich. Mann und Roß staken in Rüstungen aus Eisenplatten oder dickem Leder; ihre langen Lanzen, ihre Schwerter handhabten sie mit beiden Händen vom Sattel herab, wenn sie sich unter dem Rufe Marah! Marah! auf den Feind stürzten.

Wenn Claudius' Fußvolk gegen die Goten nichts vermochte, wenn man der Reiter bedurfte, um des Gegners Herr zu werden,[2]) so lag schon damals gotische Stärke in der berittenen Truppe. Neben den Hunnen waren es Goten und Alanen, nach deren Vorbild die römische Reiterei neugebildet und zu größerer Schlagkraft erhoben wurde. Gotische Pfeilschützen waren gefürchtet durch ihre Masse und Treffsicherheit; auch darin hatte man die nomadische Kampfweise übernommen[3]). Man verschmähte es nicht, die iranischen Reiter in die eigenen Reihen aufzunehmen. Durch

[1]) *strava* Jord., *Get.* 49 nach Priskos. Vgl. H. Jacobsohn, AfdW. 42 (1923), 88. Die feste Terminologie zeigt, daß der Brauch älter war. Auffassung und Belege verdanke ich G. Baesecke, von dem auch die Übersetzung der Beowulfverse stammt.

[2]) Zosim. 1, 45, 2.

[3]) Veget., *epit.* 1, 20. Da hiernach die gotischen Schützen sich erst auswirkten, als unter Gratian das römische Fußvolk Helm und Panzer ablegte, so bestanden sie schon vorher; die Vorgänge bei Decius' Tod treten als Beleg hinzu.

Alanen verstärkt, sollte die westgotische Reiterei in der Schlacht bei Adrianopel die Entscheidung bringen. „Wie ein Blitz", so sagt ein Zeitgenosse, „fuhr sie unter die Feinde; alles, was ihr bei dem raschen Ansturm in den Weg kam, wurde niedergeritten." Und „wie ein Blitz" hatte schon Kniva das Heer des Decius bei Beroia zersprengt[1]).

Im vierten Jahrhundert wurde die pannonische Donaufront zunehmend mit Reiterei ausgestattet[2]). Die Maßnahme richtete sich außer gegen Sarmaten und Quaden auch gegen die Wandalen, die dort auf die Reichsgrenze drückten. Bei ihnen stand die Bedeutung der Reiterei der gotischen um nichts nach. Als Aurelian den Stamm zur Rekrutenstellung zwang, las er sich 2000 Reiter aus, weil diese Waffe die tüchtigste war. In der Theißebene saßen die Wandalen mit dem nach Westen vorgedrungenen Teil der Alanen zusammen. Beide Stämme hielten auch in ihren weiteren Schicksalen zusammen; der größte Wandalenherrscher sollte gleichzeitig den Titel eines Königs der Alanen tragen. Als unter Geiserichs schwächlichen Nachfolgern sein afrikanisches Reich zusammenbrach, genügte eine Niederlage der Reiterei, um das Ende zu besiegeln. Sie war zur einzigen Waffe geworden, die zählte.

Die Wandalen bestätigen das Bild, das die Goten geboten hatten. Ostgermanische Art hat entscheidende Züge vom Nomadentum der Länder um das Schwarze Meer übernommen. Hat das Germanentum damit sich aufgegeben? Wir glauben es nicht. In der Schiffahrt und im Tiererlebnis bot es selbst die Ansatzpunkte: was im Südosten vor sich ging, war eine Durchdringung eigenen mit nomadischem Wesen. Auch der Wandertrieb, das Schweifen in die Ferne waren germanisches Erbe: die Kimbern und Teutonen durchzogen halb Europa; den Wohnkarren und die Wagenburg haben auch sie gekannt. Und ganze Bereiche germanischen Wesens sind von dem Fremden unberührt geblieben.

Nicht die Tapferkeit des einzelnen Mannes hat die Sarmaten und Alanen den Römern gefährlich gemacht. Was diese fürchteten, war der Einsatz geschlossener Geschwader, die Undurchdringlichkeit

[1]) Jord., *Get.* 102.
[2]) A. Alföldi, Der Untergang der Römerherrsch. in Pannonien 1, 89f.

der Panzer, waren Überfall und verstellte Flucht. Umgekehrt haben die Goten die ererbte Schätzung des heldischen Einzelkampfes nie aufgegeben: ihr letzter König Teja ist in vorderster Reihe gefallen. Und wo kein persönliches Heldentum ist, da fehlt die Sage und die gestaltende Erinnerung. Die Nomaden waren und blieben eine geschichtslose Welt; sie lebten im unmittelbaren und gegenwärtigen Handeln. Dagegen vermochte Cassiodor, als er die Geschichte der Goten niederschrieb, auf einer reichen und unverächtlichen Überlieferung zu fußen. Königslisten, geschichtliche Erinnerung und ein ausgebildeter Sagenschatz standen ihm zur Verfügung. Diese Überlieferung war größtenteils mündlich, aber sie braucht dies nicht ausschließlich gewesen zu sein. Im Gegensatz zu den Nomaden, die nicht nur ein geschichtsloses, sondern zugleich ein schriftloses Volk waren, haben die Goten ihre heimischen Runen nach dem Südosten mitgebracht. Dort war es ihnen beschieden, ein neues Alphabet und die erste germanische Schriftsprache zu schaffen. Und schließlich ein Letztes. Nie ist den schweifenden Stämmen eine Staatsgründung gelungen, die diesen Namen verdient. Während die Gotenreiche auf römischem Boden auch darin für germanischen Gestaltungswillen Zeugnis ablegen.

6.

An der Nordwestecke von Dakien lag als Denkmal römischer Macht das Lager von Porolissum. Auf einem Hochplateau des Maresch-Gebirges erbaut, beherrschte es durch seine hervorragende strategische Lage den nahegelegenen Paßsattel und weithin das Vorgelände. Ein Erdwall und zwei kleinere Kastelle deckten die Flanke; steinerne Mauern von mächtiger Breite und Dicke, mit Türmen versehen, waren vorgeschoben: sie hinderten den Angreifer, durch die Schluchten und Risse des Gebirges gedeckt, sich heranzuschleichen. Das Vorfeld war rasiert, auch die vorrömische Burg auf dem Magura-Hügel geschleift; langsam ansteigendes Gelände bot vielfach ein ausgezeichnetes Schußfeld. Die orientalischen Pfeilschützen, die mit zur Besatzung des Lagers gehörten, konnten hier ihre Waffe zur Geltung bringen. Städti-

sches Leben begann sich früh im Schutze der militärischen Anlagen zu entwickeln[1]).

Porolissum bildete die Eckbastion Dakiens, das selbst als solche Bastion der Donaugrenze vorgelagert war. Beiderseits verlief der „dakische Limes": östlich bis zum Somesch, südlich bis hin nach Micia[2]) am Muresch, der seinerseits durch eine befestigte Postenkette das Banat schützte. Dieser Limes bestand nicht aus Wall und Graben, sondern aus einer Kette von Wachttürmen und aus größeren Kastellen, die die Durchgänge des Gebirges sperrten[3]). Auch die Someschlinie war gesichert; die Lager wurden teilweise über den Fluß nach Norden vorgeschoben. Eine Reihe von Sperrfesten, alle innerhalb des Gebirgskammes gelegen, deckten die Karpathenfront. Südlich von ihr, in der kleinen Walachei, stellte eine Verteidigungslinie, unmittelbar westlich des Olt verlaufend, die Verbindung mit der Donaufront her[4]).

Zu Anfang des dritten Jahrhunderts[5]) erbaute man östlich des Olt einen zweiten, vorgeschobenen Limes. Neben der Dobrudscha war die walachische Ebene Einfallstor und Durchgangsland für alle Völkerbewegungen, die vom Norden gegen Donau und die moesischen Provinzen andrängten. Das Gebiet selbst wurde in die Reichsgrenzen nicht einbezogen, sondern von der Donaumündung und von Siebenbürgen her überwacht. Als strategisches Vorfeld der beiden Moesien war es einst von diesen Provinzen aus verwaltet worden[6]).

Es bleibt bezeichnend, daß man die große Walachei niemals zu unmittelbarem Reichsgebiet hat werden lassen; daß man sich begnügte, an der Olt eine starke Auffangstellung auszubauen. Es wiederholte sich der Gegensatz von Alföld und Pannonien (o. S. 74f),

1) Durch die Güte C. Daicovicius konnte der Verfasser im August 1938 die im Gange befindlichen Grabungen besichtigen.
2) C. Daicoviciu, *Ann. Com. Monum. Ist., Transylv.*, 1930, 1f.
3) C. Daicoviciu, *Ann. Inst. Stud. Clas. Cluj* 2, 254f. und deutscher Auszug 302f.
4) Über Dakiens militärische Organisation vgl. C. Patsch, Sitz. Ber. Wien. Ak. 217, 1, 137f.; V. Christescu, *Istor. milit. a Daciei Rom.* 115f.; dazu U. Kahrstedt, Gött. gel. Anz. 1938, 69f.; C. Daicoviciu, *La Transylvanie dans l'antiquité* 44f.
5) E. Kornemann, Klio 7, 105; V. Christescu, a. O. 124; C. Daicoviciu, a. O. 44; V. Christescu, *Istros* 1, 75f.
6) C. Daicoviciu, *Ann. Inst. Stud. Clas. Cluj* 2, 302; *La Transylvanie* etc. 39.

diesmal im Bereich der unteren Donau. Dakien war ein fruchtbares Gebirgsland mit bäuerlich-seßhafter Bevölkerung; seine weiten Senken, seine Bergwerke boten alle Voraussetzung für das Entstehen einer städtischen Zivilisation. Umgekehrt bildete die walachische Tiefebene gleich dem Alföld ein Stück der südrussisch-asiatischen Steppe, durch die Täler des Pruth und Dniestr ihr unmittelbar verbunden. Die gewaltige Fläche, gleichförmig sich zum Horizont dehnend, von gewundenen und versumpften Flüssen durchzogen, war ein Land, geschaffen für alle Nomaden- und Reitervölker. Überall begegnet man ihren Spuren, bis hinauf zu den Karpathenausläufern (Odobeschti und Poiana-Prahova). Niemals haben die Römer versucht, dauernd Fuß zu fassen.

Ein ähnlicher Gegensatz entfaltet sich in dem Land rechts der Donaumündung. Das Innere der Dobrudscha bildet eine Steppe ohne Baum und Strauch. Der Hochsommer wandelt es zur braungebrannten Öde. Einsame Fischadler ziehen ihre Kreise über den Lagunen; allein die großen Herden unterbrechen die Eintönigkeit der Landschaft. Das Altertum nannte dieses Land Klein-Skythien. Immer wurde es von Angehörigen der Reitervölker bewohnt; ihre einzige Hinterlassenschaft, die Kurgane, heben sich da und dort vom Horizont ab.

An der Küste verändert sich das Bild schon äußerlich. Lebhafte rosa und silberweiße Tönungen, zuweilen von blassem Gelb durchzogen, mischen sich mit dem wechselnden Blau des Meeres. Hier reihten sich griechische Siedlungen: Dionysopolis, Kallatis, Tomis und weiter nördlich, von den Milesiern gegründet: Histria. Es lag auf einer Insel, unweit des damaligen Hauptarms der Donau, der in den Razelm-See mündete. In römischer Zeit war die Stadt, der man wie allen anderen ihre Selbständigkeit belassen hatte[1]), kräftig aufgeblüht und hatte auf das benachbarte Festland übergegriffen. Dem Donaulauf und Histria war es zu verdanken, daß man die Grenze weiter nördlich legte, die Steppe einbegriff. Eine spätere Zeit hat, wie der Verlauf des mittleren Trajanswalles (Steinwall mit Kastellen) zeigt[2]), sie außerhalb gelassen.

1) Das *foedus* mit Kallatis ist wiedergefunden: S. Lambrino, *C. R. de l'Acad. des inscr.* 1933, 278f.
2) C. Schuchardt, Abh. Berl. Ak. 1918, Nr. 12, 22f.; 44f.; 61f. (Chronologie). Dazu vgl. jetzt R. Syme, *Amer. Journ. Philol.* 1937, 15f.

Einer Völkerbewegung, die von Norden und Nordosten kommend gegen die Donau heranwogte, boten sich Moldau und Walachei als natürliches Bett dar. Sie mußte gewiß Dakien berühren. Doch der Hauptdruck traf nicht den Westen, wo die Städte und Goldbergwerke lagen, die beiden Legionen zu ihrem Schutze garnisonierten. Auch im Norden wehrte die starke Stellung um Porolissum den Anprall ab. Gefährdet waren allein der Ostteil des Landes und der walachische Limes östlich des Olt[1]).

Angreifer waren zunächst die Karpen, ein Volk dakischen Stammes[2]), das am Donaudelta, den Sereth und Pruth aufwärts saß. Das gotische Vordringen schob diese Karpen teils vor sich her, teils riß es sie mit. Schon unter Caracalla machten sie den Römern zu schaffen[3]). In der Folge fielen sie zusammen mit ihren germanischen Nachbarn in Dakien und im unteren Moesien ein. Angriff und Widerstand waren gleich erbittert, aber im Jahre 242 mußte die Widerstandslinie östlich des Olt aufgegeben und an den Fluß zurückverlegt werden[4]).

Von Anfang an trat das Selbstbewußtsein der Karpen mächtig hervor. Unter dem Kaiser Gordianus III. forderten sie Jahrgelder von Tullius Menophilus, dem Statthalter Niedermoesiens. Sie beriefen sich darauf, daß, was den Goten gewährt werde, ihnen als den Stärkeren erst recht gebühre. Unter Philippus Arabs drangen sie tief in Dakien ein; für einen Augenblick schien es, als müsse man das siebenbürgische Bergland aufgeben.

Der Kaiser war rasch zur Stelle. Von seiner ausgezeichneten maurischen Reiterei geschlagen, warf sich der Feind in einen festen Platz. Man kennt die Dakerburgen der Hunedoara[5]) (Costeschti und Umgebung), die den Römern bei der Eroberung des Landes viel zu schaffen gemacht haben. Solche Burgen gab es auch am Ostrand Siebenbürgens, dort, wo die Heimat der Karpen lag. Dieser Teil des Landes war nicht bis zum Gebirgsrand besetzt.

[1]) C. Daicoviciu, a. O. 33f.; 72f.
[2]) V. Pârvan, *Getica* 41; 225; 239f.; 744; 746.
[3]) CIL. 14416; zuletzt E. Stein, RE 10, 761.
[4]) V. Christescu, *Istros* 1, 73f.; C. Daicoviciu, a. O. 73.
[5]) M. Teodorescu, *An. Com. Mon. Ist., Transylv.* 1923, 7f.; 1930—31, 45f.; O. Floca, *Ghidul Iudeţului Hunedoara* 195f.; 201f.; weitere Literatur bei C. Daicoviciu, a. O. 27 Anm. 1.

Die Kastelle lagen inner- und unterhalb des Kammes[1]), mit Ausnahme der Befestigungen, die den Oitoschpaß schützten[2]). In diesem von römischer Besatzung freien Gebiet, nördlich des Beckens von Háromszék, befand sich das karpische Widerstandszentrum[3]). Um eine seiner Burgen wurde die letzte und entscheidende Schlacht geschlagen[4]).

Nachdem die Karpen vertrieben waren, lag die Wirtschaft der Provinz schwer danieder, sie erholte sich nicht mehr[5]). Philippus tat, was er konnte: er ließ am Wegenetz arbeiten und Romula an der Oltlinie befestigen[6]). Doch gegen Ende seiner Regierung zog er, zum Schutz Italiens und seiner eigenen Person, die mobilen Mannschaften der einen dakischen Legion aus der Provinz heraus. Die Truppe wurde nach Aquileia verlegt[7]); es begann eine Entwicklung, die unter Gallienus zum Nachteil der Grenzlande sich fortsetzen sollte.

Die Wucht des Angriffs wandte sich jetzt der unteren Donau zu. Im Jahre 248 benutzten die Goten die Revolte des Pacatianus und fielen, erbittert über die Verweigerung des ihnen unter Gordianus III. zugestandenen Tributs, in die Lande südlich der Donaumündung ein. Karpen, Peukiner und wandalische Asdinger folgten ihnen; Argaithus und Guntherieus werden als ihre Führer genannt. Histria, damals wohl eine offene Stadt, fiel ihnen zum Opfer[8]); es wurde zerstört und blieb bis Probus' Zeiten unbewohnt. Den übrigen Küstenstädten ging es nicht anders; erst am festen Marcianopolis brach sich die Gewalt der Angreifer.

Drei Jahre danach brach ein neuer Gotensturm los, an dem sich wiederum Angehörige anderer Völker beteiligten. Führer war der gotische König Kniva. Dakien blieb abermals unbehelligt. Die

[1]) V. Christescu, *Ist. milit. a Daciei Romane* 114f.; C. Daicoviciu, a. O. 46.
[2]) C. Patsch, Sitz.-Ber. Wien. Akad. 217, 1, 145f.
[3]) A. Ferenczi, *An. Comis. Monum. Istor., Transylv.* 4, 237f.
[4]) Verf., Germanien 1938, 156; wertvolle Hinweise werden C. Daicoviciu verdankt.
[5]) Für das Folgende konnte ich durch die Freundlichkeit A. Alföldis die Druckbogen seines demnächst erscheinenden Aufsatzes über die Gotenbewegungen benutzen.
[6]) CIL. 3, 8031; C. Daicoviciu, a. O. 73f.; V. Christescu, a. O. 93; *Istros* 1, 173.
[7]) Zuletzt H. D. M. Parker, a. O. 341 *n.* 25.
[8]) Zur Datierung S. Lambrino, *Rev. ét Lat.* 11, 457f.

feindlichen Heerhaufen drangen durch die großen Ebenen, Walachei und unteres Bessarabien, vor; ohne Schwierigkeiten überschritten sie den zugefrorenen Fluß. Die eine Heereshälfte warf sich auf Novae und rückte, von dort abgewiesen, vor Nikopolis. Einzelne Scharen streiften bis nach Makedonien und erreichten bei Thessalonike das Meer. Der rasch herbeigeeilte Kaiser Decius zwang die Goten, die Belagerung von Nikopolis aufzugeben, erlitt aber durch allzuhitzige Verfolgung bei Beroia eine schwere Schlappe. Inzwischen war ein zweiter Heerhaufen durch die Dobrudscha nach Süden gerückt, hatte Anchialos und das feste Philippopolis genommen, wobei ihm hunderttausend Gefangene in die Hände fielen. Den beutebeladenen Heimkehrern verlegte der Kaiser in der südlichen Dobrudscha den Weg. Hier kam es zur Entscheidungsschlacht[1]).

Das Kampffeld bildete eine sanftgewellte, von Wasserläufen durchschnittene Ebene, einen Tagesmarsch von dem Monument jenes Trajan entfernt, dessen Namen Decius in dem seinen trug. Abrittus, der römische Stützpunkt, lag am Rande einer Hochfläche, die steil in die Schlucht einer Baches abstürzt[2]). In Windungen und breiten Lachen zieht sich der Wasserlauf an der Nord- und Nordostseite der Stadt vorrüber. Hier bildete er einen Sumpf, der den heutigen Bewohnern des Nachbardorfes (Tschamilaru) als Torfstich dient.

In diesem Raum spielten sich die entscheidenden Augenblicke der Schlacht ab. Die römische Überlieferung gab die Schuld an ihrem Ausgang einem Verräter. Trebonianus Gallus, Statthalter des unteren Moesien und dereinstiger Nachfolger des Decius, soll mit dem Feinde im Bunde gewesen sein; das läßt sich heute nicht mehr entscheiden. Zu Anfang der Schlacht fiel des Kaisers Sohn,

[1]) Die Überlieferung bei B. Rappaport, Die Einfälle der Goten 41 Anm. 7. Ich sehe keinen Grund, auf *de mort. pers.* 4 fußend allein die Karpen als Decius' Gegner anzusehen (A. Schenk v. Stauffenberg, Röm. Kaisergesch. bei Malalas 365).

[2]) Zwischen den Dörfern Azaplar und Tschamilaru; vgl. K. Škorpil bei E. Kalinka, Antike Denkm. in Bulgarien 350 (Abtat-Kalessi). Die Stadt, die von den Goten gleich dem benachbarten Tropaeum zerstört wurde, wurde wohl von Konstantin wiederaufgebaut; seiner und der darauf folgenden Zeit gehören die Reste an.

aber des Verlustes nicht achtend warf sich der Vater auf den Feind. Zwei gotische Heerhaufen wurden geworfen und zersprengt. Aber noch hielt sich ein dritter, durch den tiefen Sumpf gedeckt. Er schien bereits zu weichen, aber es war eine Falle: das unwegsame Gelände wurde den Nachdrängenden zum Verderben. Aus der Ferne erlegten gotische Pfeilschützen die Behinderten und Wehrlosen. Die Leiche des Kaiser versank im Schlamm und konnte nicht mehr geborgen werden.

Es war der schwerste Schlag, der die Donaufront bisher betroffen hatte. Trotzdem wurde die vorgeschobene dakische Stellung nicht aufgegeben. Der Schmachfriede, den Decius' Nachfolger mit den Goten schloß, sicherten dem Lande noch einmal eine Atempause, die man zur Herstellung der Befestigungen und Straßen benutzte. Nur der Ostteil, die Karpathenfront, wurde geräumt, die Münzfunde in den dortigen Kastellen reichen über die Jahrhundertmitte nicht hinaus[1]). Dann aber erfolgte ein allgemeiner Zusammenbruch der illyrischen Front; notwendig zog er Dakien in Mitleidenschaft.

Valerian hatte seine Herrschaft gegen den Kandidaten der illyrischen Truppen gewonnen. Durch die Teilung des Regiments, wobei der Kaiser selbst den Osten übernahm, sein Sohn Gallienus an die bedrohte Rheingrenze eilte, blieb die Donaugrenze sich selbst überlassen. Überdies wurde sie durch Abgabe von Truppen für die anderen Kriegsschauplätze geschwächt. Das Ergebnis war, wie es zu erwarten stand. Eine Weile schien es, als werde vor dem Völkersturm die gesamte Römerherrschaft im Donautal zusammenbrechen.

Auch Gallienus verzichtete noch nicht auf Dakien. Aber er zog weitere Teile der Besatzung heraus, um sie zur Verstärkung des Feldheeres zu verwenden; wir werden dieser Schöpfung des Kaisers noch begegnen. Die Grenzverteidigung blieb außer den Auxiliartruppen den Stammkadres der beiden dakischen Legionen überlassen[2]). Sie hielten den ganzen Westen: außer den beiden Le-

[1]) C. Daicoviciu, a. O. 78 Anm. 2.

[2]) Daß nur Vexillationen beider Legionen an der Drau (Poetovio) standen, haben Ritterling, RE 12, 1340 und H. D. M. Parker, a. O. 343 n. 22 mit Recht betont.

gionslagern Apulum und Potaissa[1]) auch die Hauptstadt Sarmizegetusa, die nie vom Feind erobert wurde. Selbst das weit nach Norden vorgeschobene Lager von Porolissum scheint bis zuletzt behauptet worden zu sein[2]). Von Mureschlinie und Banat gilt das Gleiche[3]). Sie waren von besonderer Wichtigkeit: hier liefen die Aufmarschstraßen nach dem nördlichen Teil der Provinz durch; bei einem Wiedereroberungsversuch mußten sie von entscheidendem Nutzen sein.

Zunächst ging der Zusammenbruch an der illyrischen Grenze seinen Gang weiter. Schon legte man in Moesien, auf den Vorhöhen des Balkan, Befestigungen an; weit hinter der Donaulinie verlief damals die Front. Dakien wurde mehr und mehr ein verlorener Außenposten. Die mobilen Abteilungen der beiden Legionen standen in Pettau, an der Drau, wo sie die allzeit gefährdeten Grenzen Italiens zu decken hatten. Ein Versuch zur Rettung der Provinz wurde erst gemacht, als nach Gallienus' Untergang die Illyrier wieder emporkamen. Die neuen Herrscher wandten der vernachlässigten Heimat und Grenzmark sofort ihr Augenmerk zu. Aber eben der größte Schlachtenkaiser, der Dakien für einen Augenblick zurückgewann, hat seine endgültige und vollständige Räumung angeordnet.

Durch Claudius waren die Goten aus Moesien vertrieben, die Donaulinie wiederhergestellt worden. Aurelian wagte den weiteren Schritt, die Rückeroberung des Gebiets nördlich des Flusses. *Dacia felix!* verkündeten feierlich die Münzen, und einen Augenblick schien es, als sollte dies Wahrheit werden. Der Kaiser schlug nacheinander die Wandalen aus Pannonien, die alamannischen Juthungen aus Norditalien heraus. Dann war er so weit, die Donau zu

1) Zum folgenden vgl. jetzt die Darlegungen von C. Daicoviciu (a. O. 74f.), die sich auf eingehender Kenntnis des (teilweise unveröffentlichten) Materials stützen und die ich an Ort und Stelle nachprüfen konnte.

2) C. Daicoviciu, a. O. 76; vgl. 74 Anm. 6. Der Befund in Porolissum ließe sich dahin deuten, daß mit den Inschriftsteinen das an dieser Seite gelegene Lagertor vermauert wurde. Ähnliches findet man auch sonst (z. B. in Intercisa: St. Paulovics, *Il limes Romano in Ungheria* 19 fig. 19); die Annahme einer vorübergehenden Einnahme des Lagers wäre dann unnötig. Doch darüber kann nur die Ausgrabung Klarheit erbringen.

3) Das Lager von Arcidava wurde zerstört und verbrannt: G. Florescu, *Istros* 1, 60f.; 72.

überschreiten und in siegreichem Kampf gegen die Goten in Dakien die einstigen Reichsgrenzen wieder herzustellen.

Dieser Sieg war von weitreichender Bedeutung. Durch ein volles Jahrhundert hört der germanische Stamm auf, gefährlicher Nachbar des Reiches zu sein. Doch auf dem Höhepunkt wußte Aurelian sich zu beschränken und zu verzichten. Der militärischen Ehre war Genüge getan, jetzt mußten die Erfordernisse des Gesamtreiches in ihr Recht treten. Dakien war furchtbar verwüstet, und es war ohne dauernde Anstrengung nicht zu halten. So wurde die Front verkürzt, der vorspringende Winkel geräumt.

Die Räumung erfolgte kampflos. Mit den Truppen wurde der Hauptteil der städtischen Bevölkerung aus dem Lande gezogen und auf das rechte Donauufer überführt. In den von Pest und Raubzügen entvölkerten Landstrichen angesiedelt, erhielt er eine neue Heimat, die zur Erinnerung den Namen der alten trug. Die Kadres der beiden dakischen Legionen kamen nach Rataria und Oescus an der Donau. Sie standen weiterhin in Nachbarschaft, ein Zeichen dafür, daß sie zusammen bis zuletzt ausgeharrt hatten.

Die Landbevölkerung und die niederen Schichten der städtischen blieben im Lande. In Sarmizegetusa hat man die Bauten des einstigen Forum zu ärmlichen Wohnungen umgebaut[1]); dann wurden auch sie verlassen. Die Städte wurden ausgeraubt und zerfielen. In das herrenlose Gebiet strömten die Grenzstämme ein und traten an die Stelle der römischen Oberschicht, die abgezogen war. Gotische Siedlungen, kenntlich an ihren Gräberfeldern, durchsetzten das Land vom Oberlauf des Muresch bis hin zum Banat. Unter den sparsamen Beigaben fällt die graue mit Stempeln verzierte Tonware auf, die für das römische Dakien kennzeichnend war. Hier wuchsen die Nachfolger in noch bestehende Formen der Provinzialkultur hinein[2]).

Nirgendwo zeigen sich Spuren der Karpen. Ihre Mitbewerber, die Goten, waren rechtzeitig zur Stelle und schlugen den Nebenbuhler aus dem Felde. In dem Augenblick, da die Reichsgrenze erneut ge-

1) C. Daicoviciu, *Sarmizegetusa* 383.

2) Hinweis von C. Daicoviciu. Vgl. noch J. Déchelette, *Les vases ornés de la Gaule Romaine* 2, 333; S. Lambrino, *Rev. Istor. Română* 1, 73; E. Beninger, Mannus 1938, 122f.; 131f.

festigt und Plünderungszüge unmöglich geworden waren, richteten die Grenzvölker ihre Kampfeswut gegeneinander. Von den Goten verdrängt, zogen diese Karpen, einst gefährliche Gegner, es vor, sich als friedliche Unterworfene auf dem Boden des Reiches, südlich der Donau anzusiedeln. Doch auch die Goten selbst hatten sich in langen Kämpfen der vom Pontus her nachdrängenden Gepiden zu erwehren.

Einschneidend war die militärische Bedeutung der Räumung. Frontverkürzung bedeutete Truppenersparnis, und mit den freigewordenen Streitkräften zog Aurelian neuen Aufgaben entgegen. Es waren Soldaten von der Donaugrenze: Dalmater und Moesier, Männer aus Rätien, Noricum und Pannonien, die dem Kaiser folgten. Mit ihnen hat er Zenobias Pläne zertrümmert, hat er den losgerissenen Osten dem Reich zurückgewonnen. Ein neuer Kriegsschauplatz taucht vor uns auf.

7.

Als Ardeschir die Herrschaft über den Irak gewonnen hatte, da wollten viele Araber nicht in seinem Reich bleiben und ihm untertan sein. Sie zogen fort nach Syrien, zu den dort wohnenden Stammesgenossen. Doch nach und nach wanderten wieder andere Araber nach dem Kulturland von Irak, vornehmlich solche, die mit einem Verbrechen beladen oder sonstwie in Not geraten waren. Und so bestanden die Bewohner von Hira aus drei Klassen. Einmal den „Tanuch“: Arabern, die westlich vom Euphrat, zwischen Hira und Ambar in Hütten und Zelten aus Haartuch hausten. Weiter den „Ibad“ den eigentlichen Bewohnern von Hira, die sich dort fest angesiedelt hatten. Schließlich den „Schutzgenossen“: sie hatten sich den Leuten von Hira angeschlossen, gehörten aber keiner der beiden Klassen zu, die sich dem Ardeschir unterworfen hatten, weder den zeltbewohnenden „Tanuch“ noch den „Ibad“.

So erzählte Jahrhunderte später ein arabischer Geschichtsschreiber von der Lage seiner Volksgenossen im sasanidischen Mesopotamien. Der Bericht beschränkt sich auf Hira am unteren Euphrat, geht aber in seiner Bedeutung über den Einzelfall hinaus.

Die Stadt lag an der Grenze von Kulturland und Wüste[1]). Zwei Kirchenanlagen und Keramik mit christlichen Symbolen haben sich gefunden. Entsprechend gelten die „Ibad“ in der sonstigen Überlieferung als die Christen von Hira; sie bildeten das städtische Element. Die aramäische Kultur hatte von ihnen Besitz ergriffen; als Angehörige der nestorianischen Kirche bedienten sie sich der syrischen Sprache in Kult und Schrifttum, mochte auch ihre Umgangssprache arabisch geblieben sein.

Neben den Städtern begegnet eine Schicht unstäter, aus dem Nordens Arabiens gegen das Kulturland des Irak herandrängender Nomaden. Zunächst „Schutzgenossen“ von Hira, wurden sie bei längerem Verweilen in dessen Gebiet zu „Tanuch“. Dabei blieben sie Nomaden, wohnten unter den Zelten von Haartuch oder siedelten sich als Bauern in Hütten und Dörfern an. Zogen sie nach Hira selbst, so wurden sie zu einem Bestandteil der städtischen Schicht.

Die Grenzen zwischen Nomaden und Bauern sind im Schwemmland des unteren Irak fließender als anderswo. Weide und bebaute Fläche, Steppe und bewässertes Land liegen nebeneinander. Das Wohnen unter dem Haarzelt bedeutet nicht, daß man sich ausschließlich der Viehzucht widmet. Auch die Bauern hausen in Zelten, siedeln sich bald an dieser, bald an jener Stelle der nutzbaren Fläche an. Selbst feste Lehmhäuser verläßt man nach einiger Zeit, um sich andernorts neu niederzulassen. Für solches Leben der Übergänge bedeutet erst das Eingehen in das städtische Bürgertum einen Endpunkt.

Dies etwa mag der arabische Bericht gemeint haben. Eine halb sagenhafte Erzählung brachte Hira in Berührung mit Zenobia, der Königin von Palmyra, damit das erste geschichtliche Hervortreten des Gemeinwesens bezeichnend. Die Schwäche der letzten Arsakiden mag die Araber ein Jahrhundert zuvor zu ihrer Festsetzung veranlaßt haben. Um 270 gewann mit Gadimat, dem „König der Tanuch“, eine arabische Dynastie beherrschende Stellung[2]). Gadimats Nachfolger Amr lieh dem Manichäismus seinen

---

[1]) Ausgrabungen in Hira: D. Talbot Rice, *Journ. Royal Centr. Asian Soc.* 19, 254f.; *Antiquity* 6, 276f.; *Ars Islamica* 1, 51f.

[2]) E. Littmann, *Florilegium Melchior de Vogüé* 386f.

Schutz gegenüber dem Sasaniden Narseh[1]), nahm also eine selbständige Stellung gegenüber dem Nachbarreiche ein. Später traten die Könige von Hira eindeutig als persische Vasallen auf. Die Sasaniden erkannten das neue Staatswesen an und liehen ihm ihre Hilfe, beides aus wohlerwogenen Gründen. Denn indem sie ihm die Grenzwacht am Euphrat übertrugen, schufen sie ein Bollwerk gegen die nachdrängenden Nomaden. Sasanidische Interessen und die von Hira trafen hierin zusammen: einmal im Besitze des Landes, war den einstigen Nomaden wenig daran gelegen, ihr Gebiet mit Neuankömmlingen zu teilen, mochten es auch ihre Vettern aus der Wüste sein.

Hiras Bedeutung lag darin, daß es von der sasanidischen Zeit in die islamische hinüberleitete. Manche Hügel blieben bis ans Ende des achten Jahrhunderts bewohnt. Die Gruppierung der Räume um einen zentralen Schloßhof wurde von älteren sasanidischen Bauten übernommen und an omojadische Schlösser wie Uchaidir weitergegeben. Die stuckierten Wände von Hira mit ihren Zierformen stehen, obwohl sie eigene Bildungen aufweisen, in der Mitte zwischen sasanidischer und frühislamischer Entwicklung; nicht anders ist es mit der Keramik.

Älter noch als die Gründung von Hira war die von Hatra. Wurde seine Geschichte auch durch einen gewaltsamen Eingriff unterbrochen, so war sie darum an Bedeutung nicht geringer. Denn Hira hat nur für Sasaniden und Araber eine Rolle gespielt, Hatra griff in die römische Geschichte über.

Die Stadt lag im Gebiet eines arabischen Stammes, der gleichfalls seine Heimat verloren hatte und nun zwischen beiden Strömen, im nördlichen Teile Mesopotamiens, seine Weiden besaß. Unter Trajan trat Hatra erstmalig hervor. Damals war es noch unansehnlich und ohne Wohlstand. Seinen Schutz übernahm eine Befestigung aus Lehmziegeln[2]), aber weniger die Mauern als die unwirtliche Umgebung hielten den Feind ab. Futter für die Tiere und Holz fehlten; trinkbares Wasser war nur in geringem Maße vorhanden[3]). Ein größeres Belagerungsheer konnte sich nicht in

[1]) H. H. Schaeder, Gnomon 9, 344f.; E. Herzfeld, *Paikuli* 136f.; 140f.
[2]) W. Andrae, Hatra II (21. wissensch. Veröff. der Deutsch. Orient. Ges.) 24f.; 58.
[3]) Die Beschreibung in den *Letters of G. Bell* 247f. ist übertrieben; der Schammar-Scheich Mishan zeigte mir im Oktober 1938 Süßwasserquellen unfern des Wadi Ṯarṯar; vgl. W. Andrae, a. O. 10.

der Nähe der Stadt halten. Es war einer furchtbaren Hitze, dem Mangel und den Unbilden der Wüste ausgesetzt; wenn man die mitgebrachte Nahrung zu sich nahm, bedeckten die Fliegen Essen und Trinken und machten es ungenießbar.

Auch der Nachschub für die Belagerer war schwierig. Der nächste Etappenort am Tigris lag an der Stelle des alten Assur[1]). Auf ihrem Ruinenhügel erhob sich in parthischer Zeit eine Siedlung. Die gewaltige Ziegelmasse der einstigen Zikkurat diente ihr als Zitadelle und zu ihren Füßen lag der Palast des parthischen Statthalters. Von hier waren es zwei Tagesmärsche bis Hatra. Diesen Weg mußten die Kolonnen zurücklegen, die Verpflegung, Wasser und Belagerungsmaschinen heranzubringen hatten. Von den berittenen Schützen der Hatrener wurden sie ständig belästigt.

Trajan war der erste, der die Widerstandskraft der Wüstenstadt erfahren mußte. Bei einem Scharmützel kam der Kaiser selbst, der sich trotz seines Alters tapfer zu Roß tummelte, in Lebensgefahr. Die berittenen Bogenschützen der Hatrener waren aus den kriegerischen Beduinen ausgehoben, die gleich den Tanuch von Hira oder den heutigen Schammar unter ihren Haarzelten in der Nachbarschaft der Stadt nomadisierten[2]). Sie richteten ihre Pfeilschüsse auf den Kaiser, den sie am grauen Haar erkannten: seinem Nebenmann wurde das Pferd unterm Leib getötet und wenig fehlte, daß Trajan selbst verwundet wurde.

Als Septimius Severus erneut vor den Toren der Stadt erschien, traf er auf ein wohlhabendes und mächtiges Gemeinwesen. Quelle des Wohlstandes war der Handel, der durch das Land ging. Von Ktesiphon führte die Straße über Hatra und Singara nach Nisibis und weiter nach Westen; eine andere zweigte nach Palmyra ab. Für die Karawanen, die, oft hunderte von Tieren umfassend, in fester Ordnung marschierend und lagernd, mit Bewaffneten an der Spitze und Sicherungen an der Seite das Land durchzogen, ergab sich von selbst das Bedürfnis nach einem Orte, der ihnen vorübergehend Sicherheit gewährte. Dort mochten sie ihre Waren

[1]) W. Andrae u. H. Lenzen, Die Partherstadt Assur (57. wissensch. Veröffentl. usw.) 2.
[2]) E. Herzfeld, *Archaeol. history of Iran* 28; *Letters of G. Bell* 529.

oder Gewinnste niederlegen, ihre Vorräte ergänzen, bevor sie zu neuer Wegstrecke aufbrachen. Hatra bot diese Sicherheit. Die Könige sorgten für den Wegschutz in ihrem Gebiet und ließen sich dafür von den Durchziehenden Abgaben zahlen. Inmitten der befestigten Stadt lag der gewaltige Karawanenhof, der Ruhe und Obdach bedeutete. Man war in unmittelbarer Nachbarschaft des königlichen Palastes, dessen hochgewölbte Liwane nach Osten, auf das Getriebe dieses Handels- und Umschlagplatzes blickten. Die nächste Station befand sich am Tigris: südlich vom alten Assur hat sich eine Karawanserei sasanidischer Zeit gefunden[1]).

Das Haus des Königs, Markt oder Karawanserei und als drittes der Tempel sind von altersher die Grundbestandteile einer mesopotamischen Stadt. Hatra fügt sich dieser Ordnung durchaus. Nur war alles in den Formen eines späten Hellenismus gegeben, der in Mesopotamien eine eigene Formenwelt geschaffen hatte. Das parthische Dura zeigt, wie bodenständig Orientalisches und griechische Bildungen sich durchdrangen. In Hatras Palast stehen Säule und Architrav neben dem Liwan, antike Masken neben den Stierprotomen, die an Achaimenidisches gemahnen. Unter den Götterbildern erscheint Artemis mit der Mondsichel, aber unter dem griechischen Bild barg sich die jungfräuliche Mondgöttin arabischen Ursprungs. Der Tempel selbst war dem einheimischen Sonnengott geweiht, dessen Verehrung die Lande ringsumher erfüllte; dieser war über dem Türsturz seines Hauses in griechischen Formen dargestellt.

Von diesem Tempel hieß es, er sei mit Schätzen reich gefüllt. Sie stachelten Severus' Habgier mächtig an. Zuerst suchte er Hatra durch einen Handstreich zu nehmen, aber in diesem Lande, wo jede Kunde sich unter den Stämmen mit Windeseile verbreitete[2]), mußte Überraschung mißlingen. Im folgenden Jahre erschien der Kaiser wieder, diesmal zu förmlicher Belagerung gerüstet. Die Mauern Hatras hatten, entsprechend dem Wohlstand der Stadt, manche Verbesserung erhalten. Die einstigen Lehmziegelbauten waren durch steinerne Geschütztürme und mächtige Bastionen

[1]) W. Andrae u. H. Lenzen, a. O. 102f.
[2]) Ein schönes Beispiel bei W. Andrae u. H. Lenzen, a. O. Einltg.

verstärkt. Ein Pfeilhagel empfing die Anstürmenden, und weithin trafen die Geschosse der Maschinen, die auf den Türmen standen. Loderndes Erdpech wurde auf diejenigen herabgeschüttet, die sich bis in die Nähe der Mauern vorgewagt hatten. Und im Rücken setzten den Belagerern die flinken Wüstenreiter zu; sie hieben nieder, was sich beim Furagieren zuweit vom Lager entfernt hatte.

Endlich schien dem Kaiser der Sieg zu winken. Alle Belagerungsmaschinen der Römer waren von den Hatrenern verbrannt; nur die von dem Ingenieur Priscus erbauten blieben unversehrt. Mit ihnen gelang es, Bresche in die Mauer zu legen. Die illyrischen Kerntruppen machten sich zum Einbruch fertig — da hieß sie der Kaiser selbst innehalten. Er fürchtete um die Schätze des Tempels: den siegreichen Soldaten mußte er sie überlassen, aber bei freiwilliger Übergabe wären sie in seine Hand gelangt. Doch die Verteidiger dachten nicht an Kapitulation. In der Nacht führten sie eine neue Mauer an Stelle der Bresche auf, und der nächste Morgen sah, durch des Kaisers unzeitige Habgier, alle Hoffnungen der Römer vereitelt. Wiederum mußte man unverrichteter Sache abziehen.

Erst Schapur, dem zweiten Sasaniden, gelang, was die anderen vergeblich versucht hatten. Durch eine feste Linie schloß er die Stadt von der Außenwelt ab. Aber auch dann waren es erst Liebe und Verrat der Königstochter von Hatra, die, wie die einheimische Sage berichtete, die Stadt zu Fall brachten. Als Julians Heer hundert Jahre später an der Stätte vorüberzog, lag sie verlassen da. „Hast Du nicht auf Hatra gesehen“, so sangen danach die arabischen Dichter, „dessen Bewohner immer in Wohlleben waren? Ist aber irgend einer, der wohllebt, ewig?“ — oder:

„Gegen sie zog mit den Elefanten, über die Decken gelegt waren, und mit den Helden Schapur, der Mann der Heere.“

„Und er zerstörte die Felsblöcke der Säulen jener Feste, deren Basen wie eiserne Platten waren.“

Jemen pflegt die Wiege der Araber zu heißen und der Irak ihr Grab[1]). In der Tat stammen sie alle aus dem fruchtbaren Süwesten

[1]) R. H. Kiernan, *L'exploration de l'Arabie* (Französ. Übers.) 14.

der Halbinsel. Stämme, die heute im Nedschd oder in der Hamad, in Syrien oder im Euphrat wohnen, sind früher in Jemen nachzuweisen. Im Altertum wußte man es von den Himjariten, die sich Ende des zweiten Jahrhunderts v. Zw. der Herrschaft im Ostjordanland bemächtigten. Seit ältester Zeit drängt diese vom Süden ausgehende Welle nach Norden und Nordosten. Der fruchtbare Boden kann die wachsende Menschenzahl nicht mehr ernähren. In Steppe und Wüste vertrieben, sieht sich die überschüssige Bevölkerung genötigt, nomadische Lebensweise anzunehmen, ihre Weiterexistenz den Kamel- und Schafherden anzuvertrauen. Langsam nordwärts wandernd stoßen sie jenseits der arabischen Grenzen wieder auf fruchtbares Land, dessen sie sich im Kampf mit den bereits Ansässigen zu bemächtigen suchen[1]).

Das Eindringen der Hatrener im Irak und die Gründung ihrer Stadt war eine Episode dieser immerwährenden arabischen Wanderung. Von allem anderen, was ihr voraufging, unterscheidet sich diese Wanderung dadurch, daß sie ihre Front gleichermaßen gegen die beiden Großmächte der Zeit richtete. Wie ein Keil schob sie sich zwischen Römer und Perser, als ein dritter und neuer Bestandteil. Und als ein Beginnen: zukunftsträchtig, wie es nur wenige in dieser zukunftsträchtigen Zeit waren. Die arabische Völkerwanderung des siebten Jahrhunderts zeichnet sich erstmalig am geschichtlichen Horizont ab. Freilich tut sie es in noch vorläufigen und unvollendeten Umrissen.

„Sein Leben“, sagt E. T. Lawrence von dem heutigen Bewohner der Wüste, „bietet ihm Luft und Wind, Sonne und Licht, den freien Raum und die große Leere. Die Natur bleibt unberührt von Menschenwerk, kennt keine Fruchtbarkeit: nur der Himmel droben und die jungfräuliche Erde drunten. Seine einzige Zuflucht und der Rhythmus seines Daseins ist Gott. Dieser alleinige Gott hat für den Araber nichts Menschliches, nichts Faßbares, nichts Ethisches, nichts, was auf die Welt oder ihn besonderen Bezug hat. Er allein ist groß, und dennoch ist etwas Heimisches, etwas Alltägliches um diesen Gott Arabiens, der ihre Nahrung, ihre Kämpfe

[1]) Man kennt die Schilderung dieses „Golfstroms“ aus dem Anfang von E. T. Lawrences Meisterwerk.

und Begierden beherrscht und ihr häufigster Gedanke und ihr vertrauter Gefährte ist bis zu einem Grad, unvorstellbar für alle jene, denen Gott durch die Äußerlichkeiten der formalen Verehrung auf so kunstvolle Weise verschleiert wird.“

Auch darin bedeutete Hatra unvollkommenen Beginn. Seine Bewohner verehrten, wie ihre Stammesgenossen in der Heimat und an den syrisch-mesopotamischen Grenzen, die Gestirne, die ihnen ständig gegenwärtig waren, den Lauf von Tag und Nacht regelten. Wie in Hatra die Sonne, so war im benachbarten Karrhai der Mond die Hauptgottheit. Caracalla gedachte ihm ein Opfer darzubringen, als die Waffe des Mörders das Vorhaben vereitelte. Julian hat den Tempel bei seinem Perserzug aufgesucht. Noch heute fühlt man bei dem Beduinen eine unbewußte Verehrung des gestirnten Himmels, der seinen Vorfahren das Heiligste war und den erst die Religion Mohammeds verdrängt hat.

Die Anfänge der arabischen Wanderung wurden zwischen Rom und Iran wie zwischen Mühlsteinen zerrieben. Es fehlte weniger an kriegerischer und volklicher Kraft — es fehlte noch, was den Araber sich selbst hat finden lassen: sein Glaube an Allah und den, der ihn kündete.

8.

Als das Reich der Seleukiden unter den Schlägen Roms und dem Vordringen der Parther zusammenbrach, rissen sich an der Grenze der Wüste kleinere Staaten vom Reiche los und konstituierten sich unter einheimischen, aber hellenisierten Herrschern als selbständige Gemeinwesen. Die Osrhoëne und Edessa erhielten damals eine Dynastie, deren Mitglieder sämtlich arabische Namen trugen. In der Kommagene herrschte ein anderes Geschlecht, das seine Ahnen auf Seleukos und die Achaimeniden zugleich zurückführte. Chalkis „unter dem Libanon“ bekam damals seine arabische Dynastie; sie wurde von einer ituräischen abgelöst, und eine solche herrschte auch in dem Priesterstaat von Emesa.

Um die gleiche Zeit kam Palmyra empor. Als Gründung weit älter, gewann es jetzt durch den Karawanenhandel an Bedeutung. Es lag am Kreuzungspunkte dreier Wüstenstraßen, die nach

Emesa, Damaskus und Bostra führten. Beziehungen zu den Nabatäern vermittelten den Anschluß an den Südosthandel und die Karawanenwege nach der arabischen Halbinsel. Doch die Hauptrichtung des palmyrenischen Handels verlief den Euphrat abwärts[1]). Endpunkt und Ziel waren das untere Mesopotamien. In Spasinu Charax, der Hauptstadt des charakenischen Königreichs, und in Babylon besaßen die palmyrenischen Kaufleute ihre Fonduks oder Chane: eigene Quartiere, in denen sie wohnten und ihre Stapelräume hatten. Durch die Gründung von Vologesias[2]) wurden die Fonduks vom sterbenden Babylon weg und nach der neuen parthischen Karawanenstadt hingezogen. Palmyra war im ersten und zweiten nachchristlichen Jahrhundert Umschlagstelle des gesamten Handels, der durch das parthische in das römische Reich ging. Von weither kamen die Waren: chinesische Seidengewebe der Hanzeit haben sich in einem palmyrenischen Grabe gefunden[3]). Zeitweise scheint man eine eigene Seeverbindung mit der Indusmündung unterhalten zu haben[4]).

Diesem Karawanenhandel entwuchsen die großen Kaufmannsfamilien der Stadt. Alle waren sie semitischen Ursprungs; keinen Griechen ließen sie in ihrer Gemeinschaft zu. Besonders traten die Kararwanenführer hervor: sie geleiteten den Zug durch die Wüste, sorgten für Futter und Wasser, übernahmen den Schutz gegen die Beduinen und die Verhandlungen mit den parthischen Behörden. Die Karawanenstraßen waren mit Brunnen und Rasthäusern versehen; eine eigene Miliz von Bogenschützen, von der Stadt oder auf eigene Rechnung von den Karawanenführern gestellt, sorgte für die Sicherheit der Wüstenwege.

Das Aufblühen des Handels konnte auf die städtische Entwicklung Palmyras nicht ohne Folge bleiben. Erwachsen aus einer kleinen Ansiedlung, deren Bedeutung in der benachbarten Quelle lag, hat es sich lange dagegen gewehrt, eine Stadt im antiken Sinne zu werden. Man wohnte in Lehmhäusern nach einheimischer Weise;

[1]) Zum folgenden M. Rostovtzeff, *Mélanges Glotz* 2, 793f.
[2]) Zur Lage zuletzt Streck, RE 2 A, 1181f.; über den Karawanenweg von Palmyra nach Vologesias vergl. R. Mouterde u. A. Poidebard, *Syria* 1930. 101f.
[3]) R. Pfister, *Textiles de Palmyre* 39f.; *pl.* IXf.; *Nouveaux textiles de Palmyre* 34f.
[4]) H. Seyrig, *Mélanges Cumont* 1, 397f.

die Tempel bildeten die einzigen Monumentalgebäude. Da begann mit der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts n. Zw. eine sprunghafte Entwicklung. Das Belheiligtum im Osten und die bürgerliche Ansiedlung im Westen wuchsen zusammen. Die Säulenstraßen, heute noch Palmyras Kennzeichen, entstanden und zuletzt erhielt die Stadt ihre Mauer, die eng um die bewohnten Quartiere herumgeführt wurde[1]).

Die bauliche Entwicklung, kaum mehr als anderthalb Jahrhunderte umfassend, findet in der politischen Geschichte der Stadt ihr Ebenbild. Seit den Partherkriegen des Trajan und des Lucius Verus nahm Roms Interesse erheblich zu. Eine römische Garnison wurde nach Palmyra gelegt[2]). Man eignete es sich nicht an, sondern beließ ihm die verwaltungsmäßige Selbständigkeit und damit den Anschein der Unabhängigkeit. Aber die Bestimmungen des Fiskalgesetzes vom Jahre 137 zeigen, daß Rom auf seinem Anteil an den Reichtümern, den der Handel mit dem Partherreich, mit Indien und dem fernen Osten einbrachte, bestand[3]). Unter dem Kaiser Marcus erhielt Palmyra eine Besatzung, unter Septimius Severus den Rang einer Kolonie. Mitglieder der großen palmyrenischen Familien, Handelsherren und Karawanenunternehmer, wurden zu römischen Bürgern. Ein Haus, das den Geschlechtsnamen des Septimius Severus angenommen hatte, gewann die vorherrschende Bedeutung. Septimius Odaenathus mußte zwar als Fürst von Palmyra seine Machenschaften gegen Rom mit demTod büßen: gleichwohl blieb sein Sohn in der Herrschaft. Ein anderer Septimier des gleichen Namens, aber zum Unterschied römischer Parteigänger, besaß sie in dem Augenblick, als Palmyras große Stunde anbrach. Genauer gesagt: als mit dem Untergang Valerians der Osten des Reichs sich selbst überlassen zu sein schien[4]).

Als der Kaiser an die Euphratgrenze eilte, hatten die gotische Niederlage des Decius und das Mißregiment seiner Nachfolger sich bereits ausgewirkt. Schon hatten die Raubzüge der südrussischen

[1]) A. v. Gerkan, *Berytus* 2, 25f.; D. Schlumberger, ebenda 149f.
[2]) H. Seyrig. *Syria* 1933, 153f.
[3]) D. Schlumberger, *Syria* 1937, 295f.
[4]) Zum folgenden vgl. A. Alföldi, *Berytus* 4, 41f.; ein zweiter Aufsatz A.'s wurde hier im Manuskript benutzt. Über die Datierungsfragen vgl. oben S. 65 Anm. 1 u. 4.

Stämme auf dem Schwarzen Meer begonnen: jetzt setzte eine Reihe ebenso hartnäckiger wie erfolgreicher Angriffe des Sasaniden Schapur ein; der Sohn trat in die Fußstapfen Ardeschirs. Armenien ging schon unter Valerians Vorgängern dem Reich verloren. In Syrien stießen die persischen Scharen bis Antiocheia vor[1]). Im Frühsommer 253 drangen sie in die Metropole des Ostens ein, hieben nieder, was an Bevölkerung in der Stadt geblieben war, oder führten sie in Gefangenschaft fort; kein öffentliches oder privates Gebäude blieb von der Verwüstung verschont.

Valerian traf bei seiner Ankunft auf einen Usurpator, der dem Priesterhause von Emesa entstammte. So schnell er dieses Gegners Herr ward, so erfolglos war sein Kampf gegen den Sasaniden. Kaum hatte man mit dem Wiederaufbau Antiocheias begonnen, da brachen neue Angriffe los. Schapur rückte vor Edessa, das ihm widerstand, und zog über Zeugma am Euphrat[2]) ein zweites Mal vor Antiocheia. Ihn geleitete ein Verräter, der selbst Antiochener war und bereits bei der ersten Eroberung geführt hatte. Als der Sasanide noch eine Wegstunde entfernt war, floh der wohlhabende Teil der Bürgerschaft; das Volk wurde vom persischen Pfeilhagel überrascht, als es im Theater war. Wieder wurde gemordet und geplündert. Dann wandte sich Schapur ins Orontestal, eroberte Apameia, Larissa und Epiphaneia. Emesa wehrte sich erfolgreich[3]); an der Stadt vorüber kehrte er über Chalkis, Aleppo, Batnai und Hierapolis nach Mesopotamien zurück[4]). Hier erwartete er den Angriff Valerians.

Der Kaiser hatte dem Unheil zu steuern versucht, ohne einen Erfolg zu erzielen. Er mußte alles geschehen lassen, da eine Seuche sein Heer dezimierte. Die Not im belagerten Edessa veranlaßte ihn, es endlich mit dem Kampf zu versuchen. Er scheint einen Anfangserfolg errungen zu haben[5]), doch bald darauf kam die Nachricht,

[1]) Das eigene Zeugnis Schapurs in der Siegerinschrift von Naksch-i-Rustam erbringt jetzt die Bestätigung. Vgl. W. B. Henning, *Bull. School. Orient. Stud.* 9, 826, mit anderer Datierung als A. Alföldi, a. O. 55f.

[2]) W. B. Henning, a. O. 828.

[3]) A. Schenk v. Stauffenberg, Röm. Kaisergesch. bei Malalas 372f.

[4]) W. B. Henning, a. O. 828.

[5]) Mattingly-Sydenham, *Imp. Rom. coin.* 5, 104 Nr. 453; H. D. M. Parker, a. O. 170 und Anm. 32.

daß er in die Hände des Feindes gefallen sei. Niemand wußte Genaueres zu sagen, die verschiedensten Nachrichten standen nebeneinander. Genug, das Ende schien gekommen.

Samosata, das kaiserliche Hauptquartier, fiel in des Siegers Hand[1]). Antiocheia wurde zum dritten Mal genommen. Die Perser überfluteten weithin Syrien, Kappadokien, Kilikien. Alte und berühmte Städte wurden zerstört. Schapur selbst rühmte sich, nach Westen bis zur Tyanitis und Lykaonien, nach Nordosten bis Sebasteia vorgedrungen zu sein[2]). In Paphlagonien erreichten seine Truppen das Meer. Gewaltige Beute wurde von allen Seiten zusammengebracht.

Darauf muß auch Dura am Euphrat nach längerer Belagerung gefallen sein[3]). Die Stadt besaß eine Bedeutung, die der von Samosata vergleichbar war. Während dort, gedeckt durch die starke Festung Edessa, das kaiserliche Hauptquartier lag und den Zugang nach Kleinasien sperrte, war Dura der Sitz eines römischen *dux*[4]). Mit diesem Namen bezeichnet man, ähnlich wie an anderen Grenzen, den vom jeweiligen Provinzialgouverneur unabhängigen Leiter des Limes und der diesem zugehörigen Truppenteile. Die Zusammenfassung der Grenzverteidigung war mit der Angriffspolitik der Sasaniden notwendig geworden; sie bestand etwa seit Alexander Severus. Der *dux* des Euphratufers bewohnte in Dura ein eigenes Stabsgebäude mit Amtsstuben, Offizierswohnungen, Ställen und einem Raum für seine persönliche Leibwache. Nachdem Samosata und Antiocheia gefallen waren, mußte sich die Aufmerksamkeit der Angreifer diesem noch unbezwungenen Verteidigungszentrum zuwenden.

In Dura erwartete man den Angriff. Man hatte sich in Bereitschaft gesetzt, indem man die Stadtmauer durch einen gewaltigen Erdwall von der Innenseite her stützte. Häuser und Heiligtümer,

[1]) W. B. Henning, a. O. 836f. Dies ist wichtig, da A. Alföldi, a. O. 57; 60f. annimmt, daß die von ihm erschlossene zweite Münzstätte in Samosata lag. Er verweist als Beweis auf ihr ununterbrochenes Fortbestehen, aber eben dies schließt Samosata aus. Denn die Stadt hielt sich nicht, sondern fiel in feindliche Gewalt.

[2]) W. B. Henning, a. O. 835f.; 842.

[3]) Gegen A. Alföldi, a. O. 58f. vgl. die überzeugenden Ausführungen von M. Rostvotzeff, *Dura-Europos and its art* 28f.

[4]) M. Rostovtzeff, a. O. 27f., wo die ältere Literatur (a. O. 140 Nr. 14) angegeben ist.

die in der Nachbarschaft lagen, mußten geopfert werden; das Mithräum von Dura kam damals unter die Erde. Auf der anderen Seite trieben die Angreifer unterirdische Stollen gegen die Umfassungsmauer vor, um sie zum Einsturz zu bringen. Die Römer suchten sich durch Gegenstollen zu wehren, so daß es zu förmlichen Gefechten unter der Erde kam. Nach wechselvollem Hin und Her drangen die Perser endlich über die Mauer ein; die Grenzverteidigung verlor mit dem Fall der Stadt einen weiteren Stützpunkt[1]).

Die Katastrophe schien vollständig, doch eben die Vollständigkeit des persischen Sieges führte den Umschwung herbei. Mit Valerians Gefangennahme war die unfähige Führung beseitigt, die viel verschuldet hatte. Die Grenzfestung Edessa hielt sich; hier sammelten sich unter Führung des Macrianus die zersprengten Römer. Einem anderen Heerführer, Callistus, gelang es, Truppen nach Kilikien zu werfen und die beutebeladenen Feinde zu schlagen; Troß und Harem des Großkönigs fielen in seine Hand. Überhaupt wurde den Persern das Übermaß der Beute und der Gefangenen zum Verderben. Mit Mühe gelangte Schapur an den Euphrat zurück; er mußte sich glücklich schätzen, den Durchzug bei Edessa mit Geld zu erkaufen. Unterwegs wurde er von Odaenathus, dem Fürsten Palmyras, angegriffen und erlitt neue Verluste. Dieser war einst von Schapur als Bundesgenosse abgewiesen worden, hatte dann abgewartet, bis das Blatt sich wandte; nun griff er tatkräftig in den Kampf ein.

Überhaupt trat mit Valerians Abgang ein Wandel ein. Gallienus, sein Sohn und Nachfolger, hat keinen Versuch gemacht, den Vater auszulösen. Im Gegenteil: seine Politik war darauf gerichtet, einen Bruch mit der belasteten Vergangenheit zu vollziehen. Die Aufschriften seiner Münzen brachten dies mit Entschiedenheit zum Ausdruck; der Unglücksname Valerian wurde von ihm und seinem Geschlecht abgelegt[2]). Am meisten aber bedeutete das Auftreten des Odaenathus. Palmyra spielte erstmalig eine Rolle neben den bisherigen Großmächten Rom und Persien.

---

[1]) R. Dumesnil du Buisson, *Excav. at Dura-Europos* 1932-33, 188f.; M. Rostovtzeff, a. O. 29f.
[2]) L. Wickert, RE 13, 351f.; A. Alföldi, *Numism. Chron.* 1929, 258f.

Die Stadt hatte ihre besonderen Gründe, sich gegen die Sasaniden zu wenden. Ihr Reichtum beruhte, wie gesagt, auf dem Karawanenhandel, und ein wichtiger Zweig ging den Euphrat abwärts zum Persischen Golf. Er lief durch persisches Gebiet, aber während die Arsakiden diesen Handel geduldet hatten, war es seit dem Aufkommen des neuen Königsgeschlechtes anders geworden. Man hatte das Königreich Characene an der Flußmündung beseitigt, den Handel selbst übernommen und so diese Einnahmequelle Palmyras verstopft[1]). Der Schlag war unvergessen und die Erbitterung stieg durch die hochmütige Abweisung, die der ehrgeizige und selbstbewußte Herr der Stadt seitens Schapurs erfahren hatte.

Gestützt auf den Reichtum und die schwer zugängliche Oasenlage der Stadt wagte Odaenath den Kampf. Sein Heer bestand aus den ausgezeichneten Bogenschützen zu Fuß und zu Pferd, die seit alters den Karawanen das Geleit gaben und die Rom seit kurzem in geschlossenen Abteilungen ins eigene Heer übernommen hatte. Die nomadischen und halbnomadischen Hintersassen Palmyras[2]) mochten dazu die Mannschaften stellen. Ergänzend trat, aus dem grundherrlichen Adel und der reichen Kaufmannschaft sich ergänzend, die schwere Waffe der Kataphrakten hinzu. Nach parthisch-sasanidischem Vorbild formiert, stand sie neben den Bogenschützen, wie es in den Heeren Irans üblich war. Überhaupt wirkte auf Palmyra das Vorbild des Hofes von Ktesiphon: nicht nur im Kriegswesen, auch in der Schätzung persischer Titel, die man neben den römischen trug, in persischer Kleidung und Waffen[3]), im ritterlichen Stil. Der Anspruch auf den ersten Schuß bei der Jagd[4]), durch den sich Odaenath den tödlichen Haß seines Neffen zuzog, erinnert an den Beginn des Zerwürfnisses zwischen Ardewan und Ardeschir. Und wie dieser sich fortan des Reitens und aller ritterlichen Übung enthalten mußte, so

---

[1]) Vgl. noch W. Andrae, Das wiedererstandene Assur 188.
[2]) Sie erscheinen in der Karawaneninschrift, die M. Rostovtzeff, *Berytus* 2, 143f. veröffentlicht hat.
[3]) H. Seyrig, *Syria* 1937, 4f.
[4]) Er besteht heute noch als unverbrüchliches Gesetz, wie ich anläßlich einer Jagd bei dem Scheich der Schammar-Beduinen im Oktober 1938 feststellen konnte.

wurde auch der ungebärdige Palmyrener mit dem Entzug seines Rosses bestraft[1]).

Odaenath begann als Parteigänger des Gallienus und änderte diese Haltung bis zum Ende nicht. Sie gestattete ihm, sich immer umfassendere Befugnisse zuzulegen und sich zum tatsächlichen Herrn der Länder an der Ostgrenze zu machen. Der Kaiser, an Rhein und Donau gefesselt, vermochte dem Osten keine Hilfe zu bringen. Das römische Orientheer erhob, sobald es der Lage inne wurde, Herrscher eigener Wahl. Macrianus und Balista, der Schatzmeister und der Gardepräfekt des unglücklichen Valerian, ließen die beiden Söhne des ersteren, den jüngeren Macrianus und Quietus, zu Kaisern ausrufen; bis nach Ägypten fanden sie Anerkennung[2]). Odaenath zögerte keinen Augenblick, seine Treue für Gallienus erneut unter Beweis zu stellen. Die Usurpatoren, für den Augenblick von der Persergefahr befreit, mußten sogleich gegen einen neuen Gegner kämpfen. Sie unterlagen: die beiden Macrianus' in Griechenland dem fähigsten von Gallienus' Generalen, die anderen dem Herrn von Palmyra. Balista selbst fiel mit dem belagerten Emesa in Odaenaths Hand und wurde hingerichtet. Dieser, der wahre Sieger, wurde jetzt von Gallienus zum Statthalter und Befehlshaber des ganzen Ostens ernannt.

Odaenath stand auf der Höhe seines Erfolges. Zusammen mit den im Osten verbliebenen Legionen[3]) gewann er 262 die von den Persern eroberten Städte, darunter das feste Nisibis, zurück und drang bis nach Ktesiphon vor. Es ging ihm weniger um Rache für Valerian als um die Handelsinteressen Palmyras selbst. Der Schlag, der diesem durch die persische Besetzung der Characene zugefügt war, sollte wieder gutgemacht werden. Ktesiphon selbst blieb unerobert, nur seine Vorstädte wurden niedergebrannt. Aber der Handelsweg war für eine Zeitlang wieder frei; noch vier Jahre darauf konnte ein palmyrenischer Kaufherr sich rühmen, die Karawanenstraße zum persischen Golf gezogen zu sein[4]). Gallienus verlieh dem siegreichen Odaenath den Imperatorentitel.

[1]) Zonaras 12, 24 p. 600 Bonn.; E. Nöldeke, Bezzenb. Beitr. 4, 40.
[2]) J. G. Milne, *Catalogue of Alexandrian coins* XXIV; 97.
[3]) Das sagt Zosim. 1, 39, 1 ganz klar.
[4]) J. G. Février, *Essai sur l'hist. pol. et écon. de Palmyre* 88.

Da fiel der Palmyrener von Mörderhand, zusammen mit seinem ältesten Sohn[1]). Sein Weib Zenobia ergriff, im Namen ihres Sohnes Vaballath, die Herrschaft. Als ihm durch Gallienus die Anerkennung verweigert wurde, erwiderte sie Gleiches mit Gleichem. In Antiocheia und Alexandreia[2]) wurde die Prägung in des Kaisers Namen eingestellt; dessen Feldherr Heraclianus wurde auf dem Zuge gegen die Perser von den Palmyrenern geschlagen. Die Suprematie im Osten war behauptet. Unter Claudius erfolgte eine Einigung; wieder erschien das Bild des legitimen Herrschers auf den Münzen und es blieb dabei, auch als Zenobia einen Schritt weiter ging und Ägypten durch ihren Feldherrn Zabdas eroberte. Denn der Kaiser ließ den gegenwärtigen Herrn des Orients gewähren, um sein Augenmerk ganz auf die Donaugrenze richten zu können. Er verfuhr im Osten nicht anders als im gallischen Westen[3]), wo er das blühende Autun der Beutegier von Victorinus' Soldateska überließ. Palmyra aber spielte jetzt in großem Maßstabe, was Hatra in kleinem versucht hatte und was dereinst die Nachfolger Mohammeds mit Erfolg durchführen sollten: es war mit doppelter Front nach Osten und Westen als dritte Großmacht hervorgetreten.

Die Ereignisse hatten sich zur Entscheidung zugespitzt. Unter Aurelian erfolgte der letzte Schritt. In rascher Folge ließ Zenobia das Bild ihres Sohnes neben den rechtmäßigen römischen Kaiser auf die Münzen setzen, darauf dessen Bild völlig verschwinden. So beanspruchte sie erst die Gleichberechtigung[4]), dann die Alleinherrschaft im Osten. Vaballath legte sich den Titel Kaiser und Augustus, Zenobia den der Augusta bei[5]). Da erfolgte der Gegenschlag. Aurelian hatte im Westen seine Hände frei; unmittelbar nach der Neuordnung der Donaugrenze brach er mit seinen durch die Räumung Dakiens verstärkten Truppen gegen den Osten auf. Noch in dem gleichen Jahre, als Zenobia ihren Sohn als Allein-

[1]) Herodes: *SHA., trig. tyr.* 15, 2; 16. Herodianus auf einer palmyrenischen Inschrift und einer Bleitessera: H. Seyrig, *Syria* 1937, 1f.
[2]) H. Mattingly, *Numism. Chron.* 1936, 101f. im Gegensatz zu J. Vogt, D. Alexandrin. Münzen 206f.; 209.
[3]) P. Damerau, Klio Beih. 33, 76f.
[4]) Zur Auffassung H. Mattingly, a. O. 104; 112f.; die ältere Literatur über Alexandreia bei J. Vogt, a. O. 213 Anm. 1244.
[5]) H. Mattingly, a. O. 113f.

herrscher hatte proklamieren lassen, war Agypten wieder in römischer Hand. Mit wuchtigen Schlägen wurde Palmyra niedergeworfen; der verzweifelte Versuch, sich gegen die Entscheidung noch einmal aufzubäumen, besiegelte lediglich sein Geschick.

Palmyra hörte nicht auf zu bestehen, aber sein Wohlstand war dahin. Die Grabtürme gehen über das Jahr des Zusammenbruchs nicht hinaus. In den unterirdischen Kammern mit ihren Gräberwänden, die meist einer Familie mit ihren Nachkommen als Erbbegräbnis dienten, brechen die Beisetzungen ab; vorhandene Anlagen blieben unbenutzt, neue wurden nicht geschaffen[1]). Gerade die reichsten Häuser muß der Schlag am härtesten getroffen, sie vielleicht vernichtet haben.

Mit der Beseitigung der palmyranischen Macht war die römische Herrschaft im Osten wiederhergestellt. Zuverlässige illyrische und maurische Truppenteile wurden zur Grenzwacht bestimmt. Aber es war jedem klar, daß es dabei nicht bleiben konnte. Das Versagen der römischen Grenzverteidigung unter Valerian hatte erwiesen, daß man mit den bisherigen Mitteln der sasanidischen Kriegsführung nicht mehr Herr wurde. Die Stärke des persischen Heeres beruhte auf seiner Reiterei. Berittene Bogenschützen von größter Beweglichkeit fanden ihren Rückhalt bei den eisengepanzerten Kataphrakten; in der Verbindung von leichter und schwerer Waffe, von Wendigkeit und Stoßkraft lagen die großen Möglichkeiten persischer Kriegsführung. Auf römischer Seite bestand keine geschlossene Verteidigungslinie, und an den großen Festungen mit ihren Legionslagern vorbei vermochte der schnellfüßige Feind tief in das römische Gebiet vorzudringen. Alles schien ihm schutzlos preisgegeben; straflos durfte er rauben und brennen.

Palmyras Erhebung besagte, daß der sasanidische Sieger nunmehr mit den eigenen Mitteln bekämpft wurde. Dieser Kampf war erfolgreich, aber es war kein Erfolg römischer Heere und römischer Führung. Nach dem Zusammenbruch von Zenobias Herrschaft erhob sich die Frage, wer den Grenzschutz gegen die Sasaniden zu

[1]) H. Ingholt, *Berytus* 2, 58f.; R. Amy und H. Seyrig, *Syria* 1936, 232 (Hypogaeum des Jarhai); eine Ausnahme bedeutet die Inschrift *Berytus* 2, 106f., aus dem Jahre 279 stammt.



Abb. 26. Hellenisierende Masken. Hauptpalast, Hatra (S. 108).

Abb. 27. Stierkonsolen. Hauptpalast, Hatra (S. 108).

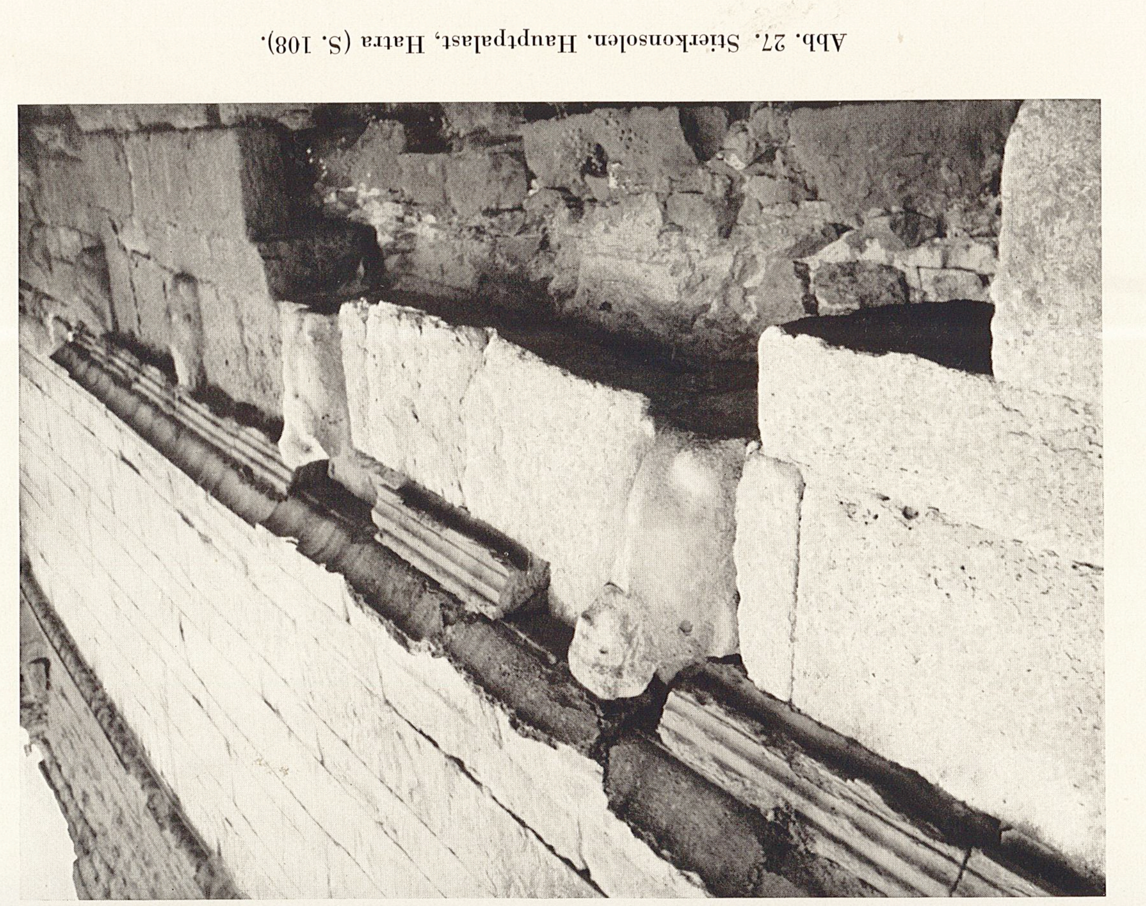




Abb. 28. Ost-Westkolonnade von Norden. Palmyra (S. 113).



Abb. 29. Tripylon, Palmyra (S. 113).

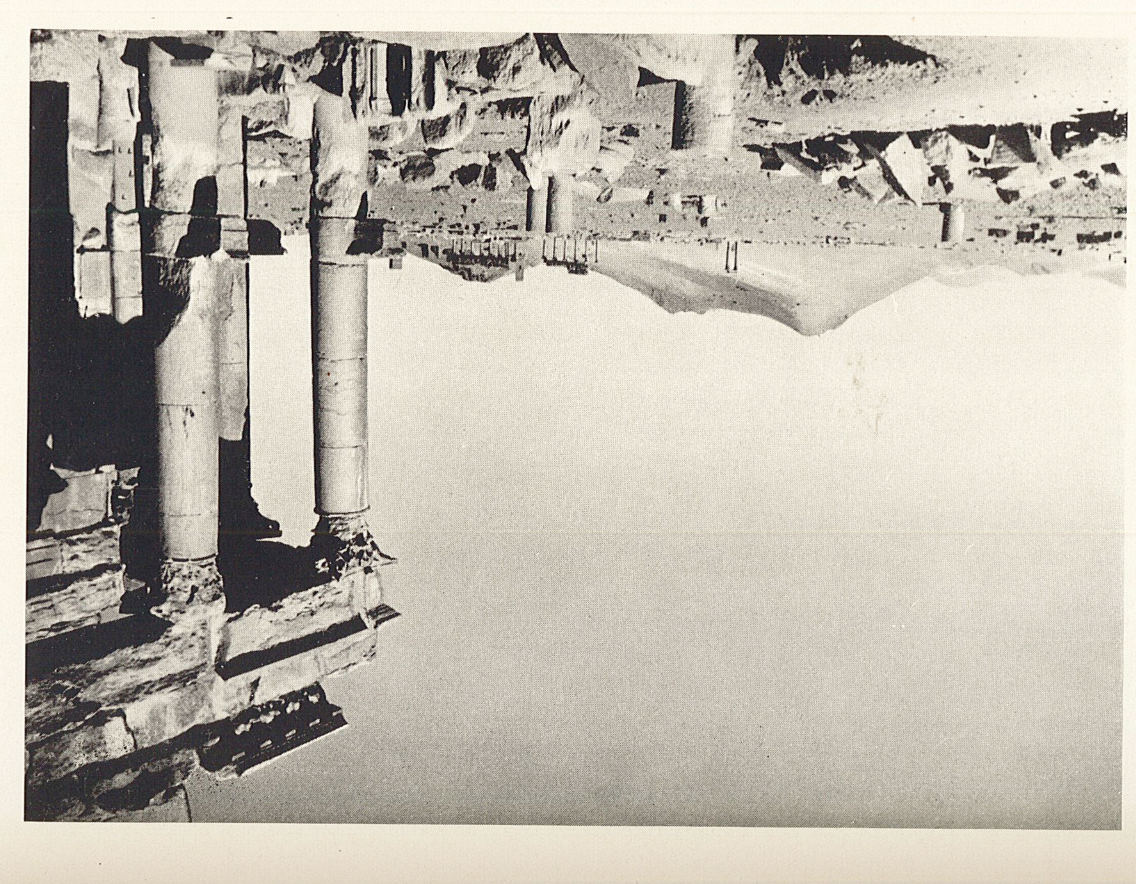


Abb. 30. Baalsamin-Tempel, Palmyra (S. 113).

Abb. 32. Die Euphratfestung Barbalissos (S. 121).

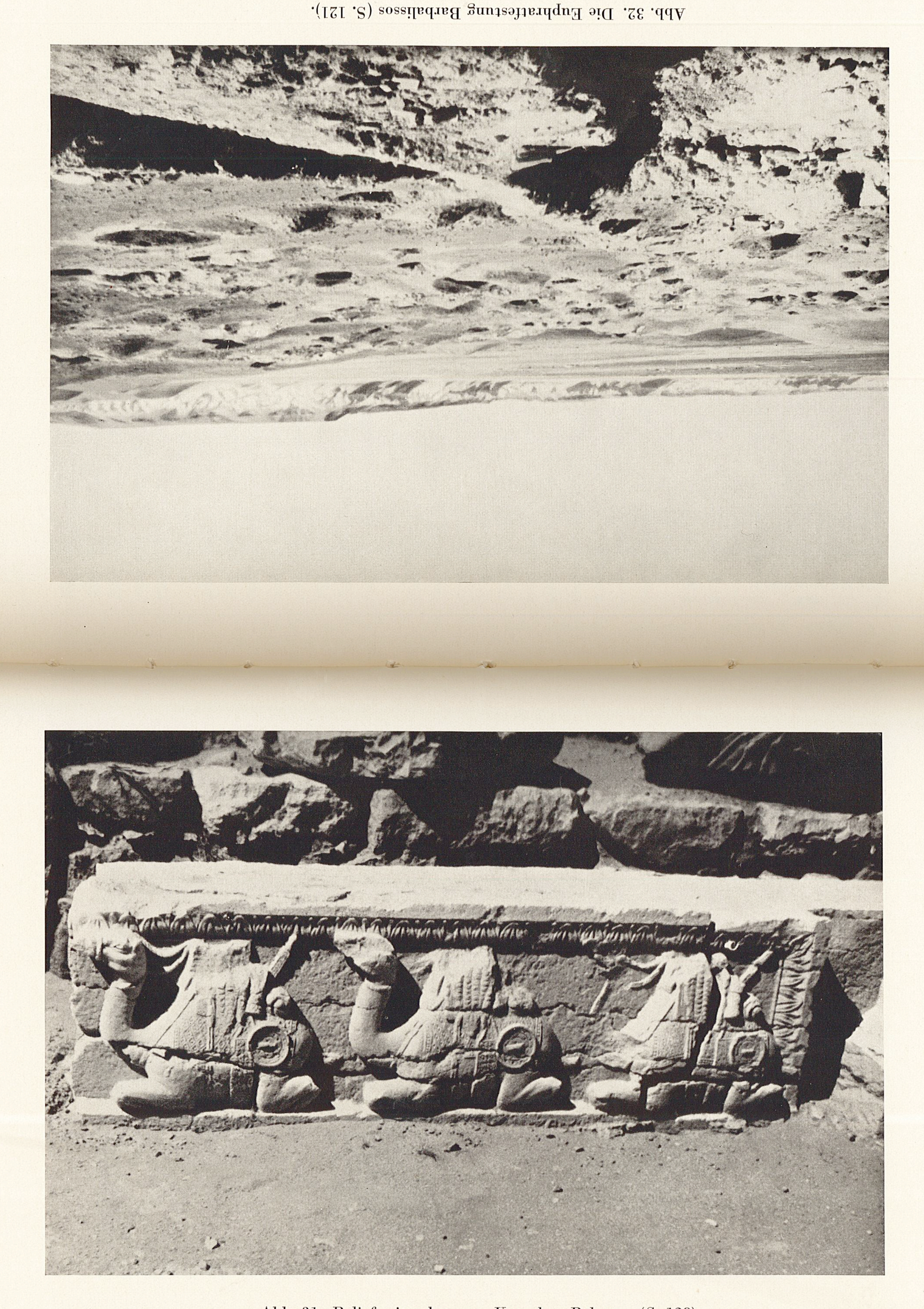


Abb. 31. Relief mit gelagerten Kamelen. Palmyra (S. 128).



Abb. 33. Weidende Beduinen. Ebene von Bekaʿa (S. 122).

übernehmen habe. Eine Wiederkehr der alten Zustände, die sich nicht bewährt hatten, war ebenso ausgeschlossen wie die Wiederkehr eines anderen Palmyra. Wenn Rom selbst sich der Aufgabe unterzog, so mußte sie mit anderen Mitteln gelöst werden als zuvor. Dies getan zu haben ist das Verdienst Diocletians[1]).

Sie wurde bereits im ersten Jahrzehnt seiner Regierung in Angriff genommen[2]). Ein System von parallel laufenden Straßen war mit größeren und kleineren Befestigungen gesäumt, durch Querstraßen miteinander verbunden. Mit Bostra im Süden beginnend verlief es am Rand der arabischen Hochebene. Es hielt sich an den Abhängen des Antilibanon, der von Damaskus ab in nordöstlicher Richtung streicht. Dann übernahmen Euphrat und Chabur die Verteidigung; über die Ketten des Dschebel Sindschar hinweg erreichte man das Verteidigungssystem des Tigris[3]).

Die gewaltige Strecke, die dieser Limes durchlief, lag bereits in der Wüste. Aber man trug Sorge, sie durch eine Zone zu führen, die durch reichlichere Niederschläge oder Flußläufe die Wasserversorgung sicherstellte. Denn so hatte man den entscheidenden Vorteil auf seiner Seite. Auch war man darauf bedacht, daß kein Reiterheer, auch nicht unter verschlagenster Führung, sich durchschlagen könne[4]). Der Zug der Hauptstraße war so angelegt, daß sie über Bergbastionen und steile Abhänge hinwegführte; in anderen Fällen ersetzte die „nasse Grenze“ solchen Schutz[5]). Zwischen den Festungen und Lagern zog sich ein Netz kleinerer Kastelle hin. Jeder Paß, jeder Wüstenpfad war hier blockiert; keinem wurde ungestraft der Durchgang gewährt.

Neben der Abwehr der sasanidischen Reiterheere hatte der Limes die Kontrolle der Nomaden zu übernehmen. Die Wüste zwischen Antilibanon und Tigris ist Steppe (*Hamad*). Von der

---

[1]) Dank einer großzügigen Forschertätigkeit steht das gewaltige Werk des Kaisers wieder vor uns: A. Poidebard, *La trace de Rom dans le désert de la Syrie* (1934); Sir Aurel Stein, *Geograph. Journ.* 1938, 62f.

[2]) A. Poidebard, a. O. 200 Anm. 1.

[3]) A. Poidebard, *Il limes Romano in Siria* (*Quaderni dell'impero: Il limes Romano* 6) 7f.

[4]) Man vergleiche, was Amm. Marc. 14, 3, 1—2 anläßlich des von Nahodares geplanten Überfalls bemerkt.

[5]) Sir Aurel Stein, a. O. 65.

weiter südlich gelegenen Sandwüste, der *Nefud*, unterscheidet sie sich dadurch, daß sie aus Löß oder Alluvialerde besteht. Bei Regen bietet sie reichlichen Kräuterwuchs, den die Hitze freilich rasch verdorren läßt. Während der Niederschläge in Winter und Frühjahr weilt der Nomade mit seinen Herden in der Hamad; mit der Trockenheit sucht er die höher gelegenen Triften des Libanon und Antilibanon, die fruchtbaren Ebenen des Orontes oder der Beka'a auf. Diese Wanderungen vollzogen sich durch den Limes: seine Anlage gestattete den Römern, die Bewegungen der Nomaden zu überwachen und in feste Bahnen zu lenken. Die Bildung eigener nomadischer Herrschaften oder solcher, die gleich Palmyra sich auf die Wehrkraft der Wüstenbewohner stützten, war dadurch unterbunden. Man nahm jetzt die Beduinen in römische Dienste, denn die Abwehr des berittenen Feindes erforderte die Schaffung eigener Reiterabteilungen. Schon Aurelian hatte solche, Dalmater und Mauren, an die Ostgrenze verlegt und bis zum Ende des vierten Jahrhunderts nahm hier die Reiterei ständig zu. Die beweglichen und ausdauernden Schwadronen, die sich aus den Wüstenbewohnern rekrutierten, bildeten einen beträchtlichen Teil. Sie lagen in besonderen Befestigungen, die im Gegensatz zu den Kastellen der Regulären nach einheimischer Weise errichtet waren und dazu dienten, Deckung gegen überraschende Reiterangriffe zu bieten[1]).

Noch einmal hatten römische Organisation und ein dauerhafter, auf Beharren und Festigkeit gerichteter Geist über die großen Beweglichen des Ostens triumphiert. Der syrische Limes hat gehalten, was er versprach; erst durch die arabische Eroberung ist er endgültig beseitigt worden.

9.

In Afrika schien während des dritten Jahrhunderts vergleichsweise Ruhe zu herrschen.

Es fehlte freilich auch da nicht an Aufständen und Kämpfen. Unter Marc Aurel und Commodus, dann wieder unter Alexander Severus wurde mit den Mauren Krieg geführt; die Meerenge hinderte diese nicht, in die spanische Provinz Baetica einzufallen. Die

[1]) A. Poidebard, a. O. 9f.; 17.

Jahre von Valerians und Gallienus' gemeinsamem Regiment, durch Erschütterungen in allen Teilen des Reiches gekennzeichnet, sahen die erste Erhebung der „Fünf Stämme" und ihrer Genossen, der Bavaren. Faraxen, ein kühner Krieger und Häuptling, leistete um die gleiche Zeit mit seinen Scharen dem Propraetor von Numidien nachhaltigen Widerstand. Endlich fiel der Maure in die Hände eines römischen Reiterführers, der ihn töten ließ. Unter Claudius kämpfte Tenagino Probus als Präfekt Ägyptens und Statthalter Numidiens erfolgreich gegen die afrikanischen Stämme[1]). Bis in Diocletians Regierung hinein hielten die Unruhen an; unter äußerster Anstrengung wurden sie niedergeschlagen.

Der numidische Limes blieb, im Gegensatz zu allen anderen, ungebrochen; bis zum Wandaleneinfall wurde er ohne Einbuße gehalten. Denn die Gefahren drohten hier nicht von außen, sie kamen aus dem Reichsgebiet selbst.

Von der Meeresküste erhebt sich in steilem Anstieg das Rifgebirge und durchzieht von Westen nach Osten streichend das Innere. Bis zur Schneegrenze aufsteigend, von Schluchten und eingeschnittenen Wasserläufen durchzogen, entfaltet sich eine Landschaft fast alpinen Charakters. Überall ist sie mit Dörfern und kleineren Siedlungen bedeckt, deren braune, würfelförmige Steinhäuser zu festungsähnlichen Gruppen, zur Abwehr nach außen sich zusammendrängen.

Denn so fruchtbar und bevölkert dieses Kabylien ist, so stark hat es sich von jeher gegen seine Umwelt abgeschlossen. Fremder Kolonisation hat es einen Widerstand entgegengesetzt, der um so hartnäckiger war, als er schweigend erfolgte. Ob man sich äußerlich unterwarf oder nicht, änderte nichts an dem Ergebnis. Vom heutigen Nordafrika gilt der Satz, daß, je berberischer es ist, es auch um so unabhängiger, um so isolierter und anarchischer, um so kriegerischer und härter sei. Es war im Altertum nicht anders.

Die römischen Städtegründungen umzogen das Rif in weitem Bogen: niemals drangen sie in seine Grenzen ein. Die Spärlichkeit römischer Reste steht im Gegensatz zu den massenhaften Ruinen und Funden an der Küste sowie in den Ebenen des Binnenlandes.

[1]) A. Stein, Klio 1936, 237f.

Die Mauren des Gebirges fügten sich der Römerherrschaft, stellten dem Heer ein ausgezeichnetes Soldatenmaterial, aber sie öffneten sich der römisch-städtischen Zivilisation nicht. Zäh hing man am Alten: der überkommenen Sprache und Sitte, der gebirgigen Heimat, an Stamm und Familie, an der uralten Religion.

Noch heute besiegelt jeden Vertrag das Opfer des Stieres. Ein rascher Hieb durchschneidet die Sprungsehnen des Tieres, ein zweiter öffnet ihm die Gurgel. Während sein Blut in den Sand verströmt, wird der Vertrag durch Handschlag vollzogen. Uraltes ist darin bewahrt: die vorgeschichtlichen Felsbilder des Landes zeigen den Stier mit der Sonnenscheibe zwischen den Hörnern oder von Anbetenden umgeben. Daneben erscheint der heilige Widder. Mauren, die im römischen Heer gedient und dort dem Genius des Kaisers das Opfer dargebracht hatten, wandten sich, ehrenvoll entlassen und nach Hause zurückgekehrt, alsbald den alten Dämonen wieder zu. Auf dem göttlichen Widder reitend ließen sie sich darstellen — auf jenem Widder, der als Gegenstand religiöser Verehrung bereits auf den altsteinzeitlichen Felsbildern von Figuig eingeritzt war.

Die Ursachen der maurischen Aufstände des dritten Jahrhunderts sind nicht bekannt. Sie treten zu Zeitpunkten hervor, als die Zentralgewalt nachließ: da erhob man sich von verstecktem Widerstand zu offener Gewalt. Bei dem Gegensatz römischen und berberischen Wesens mußten die Unruhen immer wieder auflodern. Gleichwohl sind sie über eine örtliche Bedeutung nie hinausgelangt. Blutrache und Stammesfehden, eine mangelnde Fähigkeit, sich unterzuordnen und über die engsten, persönlichsten Belange hinauszusehen, haben es zur Staatenbildung nicht kommen lassen. Ein zähes, aber in zahllose Clans zersplittertes Volkstum rang um die Behauptung seiner Eigenständigkeit. Doch niemals richtete es sich zu folgenreicher geschichtlicher Tat empor.

Den Beitrag des eingeborenen Afrika zur Geschichte des dritten Jahrhunderts muß man an anderem Ort suchen. Die Kaiserzeit bezeichnete alle Stämme gleichmäßig als Mauren. Sie machte keinen Unterschied zwischen Nomaden und Bauern, zwischen Altem und Neuem; sie nannte die Kabylen mit dem gleichen Namen wie die maurische Reiterei, die, aus den Wüstenbewohnern ausgehoben, in der römischen Heeresgeschichte sich einen Namen gemacht hat. Und doch ist das Auftreten neuer Stämme zu bestimmtem Zeitpunkt deutlich[1]).

Lange nach unserem Jahrhundert, unter die Regierung des Wandalenkönigs Trasamund, fiel die schwere Niederlage, die sich germanische Reiter bei den maurischen Stämmen Tripolitaniens holten. Zur Schlacht hatten diese eine kreisförmige Aufstellung gewählt, deren Mitte aus den Weibern und Kindern, deren äußerster Rand aus einer lebendigen Mauer von Kamelen, jeweils zwölf hintereinander, gebildet war. Die Krieger selbst, mit Schild und Speeren bewaffnet, wurden zwischen den Tieren verteilt und empfingen die anreitenden Wandalen mit ihren Geschossen[2]). Die Aufstellung, die sich gegen die Wandalen bewährt hatte, behielten die Wüstenstämme in der Folgezeit bei. Auch die Byzantiner hatten gegen mehrfache Reihen von Kamelen, manchmal gegen solche von Rindern und Kleinvieh zu kämpfen[3]).

Diese Taktik war aus dem Wesen des Kamels entwickelt. „Das Kamel", sagt C. M. Dougthy, ein klassischer Zeuge von langer Erfahrung, „ist ein stumpfes Tier, das kein Gefühl für seinen Herrn hat. Wenn dieser es anspornt, kann es vorkommen, daß es sich brüllend inmitten des Kampfgetümmels niederläßt. Oder wenn sein Reiter nur an den Zügel rührt, wird es schreiend stehenbleiben und bocken, während es schnell fliehen müßte. Einige wieder sind halsstarrig und galoppieren mit ihren Reitern mitten unter die Feinde, und selbst das schnellfüßigste Kamel wird mit Leichtigkeit von dem minderwertigsten Wüstenpferd überholt." Es leuchtet ein, warum die Mauren darauf verzichteten, das Kamel als Reittier im Kampf gegen das Pferd einzusetzen. Dagegen hatten sie ein anderes in Rechnung gestellt: die Scheu des Pferdes vor der ungewohnten Erscheinung des Wüstentieres. Und ihre Rechnung trog sie nicht. Durch den fremdartigen Anblick erschreckt, brachen die Tiere der wandalischen Reiter aus; mit Genugtuung verzeichnete man im feindlichen Ostrom ihre Niederlage.

[1]) Das Folgende gibt eine Auseinandersetzung mit E. F. Gautier, Geiserich (Deutsche Übers.) 325f.
[2]) Prokop., *b. Vand.* 1, 8, 25f.
[3]) Prokop., *b. Vand.* 2, 11, 17; Coripp., *Joh.* 2, 93f.; 396f.; 4, 597f.

Die Kampfweise der Mauren war für die Geschichtsschreiber der Zeit etwas Neues: noch nie hatte eine Kameltruppe ein Reiterheer besiegt. Das Tier hatte damit eine bisher unbekannte Bedeutung gewonnen und teilte sie der nomadischen Bewegung mit, die sich militärisch und wirtschaftlich auf das Kamel stützte, sich seiner auf Wanderungen und Raubzügen bediente. Das Auftreten der Kamelnomaden[1]) erfolgte von Süden, vom Fezzan her, wo sie an den Felswänden ihre Ritzzeichnungen, Krieger und Kamelreiter darstellend, hinterlassen haben[2]). Diese Bewegung der hamitischen Nomaden, die sich von der Wüste aus gegen das Fruchtland und das ehemals römische Gebiet vollzog, hat neben der arabischen Eroberung das bestimmende Ereignis für die Geschichte Nordafrikas bedeutet.

Ein Märchen solcher Nomaden beginnt damit, wie einer der ihren die Schritte eines vorüberziehenden Kamelreiters hört. Da sagt er zu sich: „Ich will das Kamel rauben. Wie kann ich das Kamel stehlen?" Die fast unwillkürliche Äußerung ist kennzeichnend, denn Raub und Gewalt bestimmten das Wesen der hamitischen Wüstenstämme von alters her. Ein harter Daseinskampf zwingt diesen Jägern und Nomaden eine Lebensform auf, in der nur der Tüchtigste und Härteste etwas gilt. Das Wild ist spärlich, und nur die anspruchslosesten Haustiere finden in den Einöden der Wüste ihr Fortkommen. Auf dem Besitz dieser Herden beruht der Reichtum: vor allem auf dem Kamel, das Habe, Nahrung, Reit- und Lasttier in einem darstellt. Viehraub ist das sicherste, oft das einzige Mittel, den Besitz zu vermehren. Räuber, Krieger und Mann sind darum identische Vorstellungen.

Außerordentlich sind die Formen, in denen der Geist dieses Daseinskampfes sich ausgeprägt hat. Nur das Kräftige und Lebendige wird anerkannt; mitleidslos wendet sich der Blick vom Vergehenden und Toten ab. Man stößt den Sterbenden aus der Gemeinschaft,

[1]) Da der Begriff bereits festgeworden ist, behalten wir ihn bei. An sich müßte von Dromedaren und ‚Dromedar-Nomaden' gesprochen werden.

[2]) L. Frobenius, Ekade Ektab. Die Felsmalereien Fezzans Taf. 85—86; Kulturgesch. Afrikas Taf. 27; G. B. M. Flamands *Les pierres écrites* (*Hadjrat mectoubat*) *pl. XLVI* f.; S. 60 *fig.* 15; S. 73 *fig.* 21—22; S. 85 *fig.* 26; S. 132 *fig.* 36; *fig.* 109—112.

schleppt ihn in die Wüste und sucht auf jede Weise die Wiederkehr des Toten zu verhindern. Der Einzelkampf unter den härtesten Bedingungen und mit den mörderischsten Waffen ist die Regel. Nur durch Kampf läßt sich gewinnen und der Gewinn behaupten: das gilt gleichmäßig von Besitz und Jagdbeute, von der Anerkennung der Stammesgenossen und nicht zuletzt vom Weib. Durch gefährlichste Wagnisse wird es erobert, in dauerndem Kampf muß es gegen Nebenbuhler und Stärkere verteidigt werden. Die ‚matriarchalische' Ordnung des Stammes zwingt den Mann zur ständigen Bereitschaft, seinen Mut und seine Kraft unter Beweis zu stellen[1]).

Der Einbruch der hamitischen Kamelnomaden in Afrika und das Emporkommen des reiterlichen Stils bei Iraniern und Germanen waren gleichartige Erscheinungen. Beide Male gewann das Tier symbolischen Wert; es entfaltete sich ein Räuber- und Herrendasein, das auf das Leben in diesem Tiere gegründet war. Männliche Härte, das Heldische, der persönliche Einsatz, der Einzelkampf, ein bewegliches und unabhängiges Dasein haben sich überall, wenn auch unter verschiedensten Prägungen, einen neuen Rang erobert.

Es erhebt sich die Frage: sind die Kamelnomaden erst zur Wandalenzeit, also erst im sechsten Jahrhundert, in die geschichtliche Welt eingetreten? Gehören sie nicht auch zeitlich mit jenen anderen Formen zusammen, die ihnen wesenhaft verbunden sind?

Der Gebrauch des Kamels im Krieg geht im nördlichen Afrika weit zurück. Die Taktik, die die Mauren gegen Wandalen und Byzantiner anwandten, weist auf lange Vertrautheit mit den Tieren, auf Kenntnis ihrer Eigenarten und Unarten. Militärschriftsteller der späten Kaiserzeit kennen Kamelkämpfer unter den afrikanischen Stämmen[2]). Gegen die Wüstennomaden, die von Fezzan herandrängten und sich bis unter die Mauern von Leptis vorwagten[3]), hatte Septimius Severus den tripolitanischen Limes angelegt[4]), hatte Außenposten an den Karawanenstraßen bis zu

[1]) Man vgl. die Schilderungen, die L. Frobenius bei mehrfacher Gelegenheit, zuletzt in der Kulturgeschichte Afrikas 238f., gegeben hat.

[2]) Veget, *epit.* 3, 23.

[3]) P. W. Townsend, *Am. Journ. Arch.* 1938, 522f.; vgl. 512f.

[4]) G. M. Columba in *Africa Romana* 117.

den Oasen von Bondschem und Siaun vorgeschoben[1]). Waren es die Kamelnomaden, die sich schon damals meldeten?

Früher noch und in weiterem Umfang fand das Kamel bei den arabischen Grenzstämmen Verwendung. Schon auf assyrischen Reliefs sieht man sie als Kamelreiter und -kämpfer dargestellt. Strabon spricht von den Beduinen, die sich von den Rücken der Kamele herab bekriegen, sich von Fleisch und Milch der Tiere nähren. Bildliche Darstellungen kommen als Bestätigung hinzu[2]). Den Römern traten arabische Bogenschützen, auf Kamelen sitzend und mit schmalen, mannshohen Degen ausgerüstet, erstmals in den Kämpfen mit dem Seleukiden Antiochos III. entgegen. Der letzte Partherkönig führte gegen Caracalla und Macrinus neben berittenen Schützen und Kataphrakten auch ein Korps von Kamelreitern heran; mit langen Lanzen führten diese ihre Stöße von den Tieren herab. Araber auf Kamelen gehörten zu den Gegnern des Königs Schapur, wie dies eines seiner Felsreliefs zeigt. Einer der späteren Sasaniden, der Meisterschütze Bahram V. Gor (420—438), hat sich selbst als Kamelreiter darstellen lassen; mit dem Bogen schießt er seine Jagdbeute, während auf der Kruppe des Reittiers eine Lauten- oder Harfenspielerin sitzt[3]).

Auf den syrischen Denkmälern erscheint der Kamelreiter, unbewaffnet[4]) oder, wie zumeist in Palmyra, mit Schuppenpanzer und Lanze ausgerüstet. An dem Sattel hängen Bogenfutteral und kleiner Rundschild[5]). Palmyra war Metropole des Karawanenverkehrs, und als solche auf das Kamel angewiesen; sie blieb dieser Verbundenheit bis zum Tode treu. Als die Königin Zenobia aus der dem Untergang geweihten Stadt zu entkommen suchte, unternahm sie ihre Flucht auf Kamelen. Und die Folgezeit glaubte, der siegreiche Aurelian habe die Gefangene auf einem Kamel weggeführt und sie so in seinem römischen Triumph aufziehen lassen[6]).

[1]) Fabricius RE 13, 665. CIL. 8, 10992; Dessau 9177.
[2]) L. Curtius, Arch. Jahrb. 1928, 286.
[3]) F. Sarre, Die Kunst des alten Persien 106; die Wandlungen des Motivs verfolgt T. W. Arnold in: Studien zur Kunst des Osten (J. Strzygowski-Festschrift) 95f.
[4]) *Yale Class. stud.* 5, fig. 47.
[5]) H. Ingholt, *Studier over Palmyrensk Skulptur* Taf. VII 2; *Berytus* 3, 116f.; *pl.* XVIV.
[6]) Malal. p. 300, 4f.; dazu A. Schenk v. Stauffenberg, Die röm. Kaisergesch. bei Malalas 386.

Selbst die Götter mochte man sich nicht ohne Kamel denken. Von den beiden ‚Karawanengöttern' Palmyras, Arsu und Azizu, wurde der erste als Kamelreiter dargestellt[1]). Die Reliefs vom Peristyl des Beltempels zeigen die feierliche Prozession eines Pferdes und eines Kamels, das einen Kultschrein auf dem Rücken trägt; verhüllte Frauen folgen ihm mit klagender Gebärde[2]). In Seleukeia, gleichfalls einer Stadt des Durchgangshandels, gab es einen ähnlichen Karawanengott, wieder auf dem Kamel sitzend und mit dem parthischen Bogen ausgerüstet[3]). Der ‚Reiterheilige' der Donauländer besitzt in ihm sein orientalisches Gegenstück; beide, Reiter- und Kamelgott, erscheinen im Osten geradezu miteinander verbunden.[4])

Auch für das Römische Reich hatte, in den Jahrhunderten des kaiserlichen Friedens und des wirtschaftlichen Aufstiegs, das Kamel Bedeutung gewonnen. Überall bediente man sich seiner: zum Transport von Lasten, beim Nachschub für das Heer, im Karawanenhandel, bei der Prozession von Götterbildern[5]), im Reiseverkehr[6]). Das römische Heer entschloß sich, eine Truppe von „Dromedariern" zu schaffen, den heutigen Meharisten vergleichbar. Palmyra hat den Grabstein eines solchen Soldaten geliefert[7]); die Dromedarier waren den Bogenschützenabteilungen beigegeben, die, seit dem Ende des zweiten Jahrhunderts, nach dem Vorbild der lokalen Milizen von Palmyra, Osrhoëne und anderer errichtet wurden. Auch im Ostjordanlande stand später eine Dromedariertruppe[8]).

In Ägypten waren militärische Requisitionen von Kamelen an der Tagesordnung. Wiederum wurden die Tiere zur Beförderung des Gepäcks sowie zur Aufstellung von Dromedariern verwandt;

[1]) M. Rostovtzeff, *Journ. Rom. stud.* 1932, 107f.; *Dura-Europos and its art* 65f.
[2]) H. Seyrig, *Syria* 1934, 157f.
[3]) C. Hopkins, *Michig. Alumnus Quaterly Review* vom 4. 12. 37, Nr. 10, 30 Abb.
[4]) M. Rostovtzeff, a. O. 109f.
[5]) F. Cumont, *Etudes Syriennes* 263f.; H. Seyrig, *Syria* 1937, 374.
[6]) Philostrat., *v. Apoll.* 5, 43.
[7]) H. Seyrig, *Syria* 1933, 158; 167f.; pl. XX 1.
[8]) *Not. dignit. or.* 34, 33. Zur Geschichte der Truppe vgl. E. Stein, Die kaiserl. Beamten u. Truppenkörper im röm. Deutschl. 122 Anm. 14a; H. Nesselhauf, CIL 16, 3 n. 3; 87 n. 3; S. Lambrino, *Rev. de Philol.* 1931, 251f.; W. Wagner, Die Dislokation der Auxiliarformationen 41f.

die Reiterei einer lusitanischen Kohorte zählte neben 214 Pferden 19 Kamele[1]). In späterer Zeit standen nicht weniger als drei Abteilungen von Dromedariern in der Thebais. Eine davon ging auf die Zeiten des Diocletian und der Tetrarchie zurück, wie ihr Name bekundete[2]). In dieser Zeit begann man, die Anwesenheit von Kamelen bei der Truppe bereits als alltägliche Erscheinung zu betrachten[3]).

All diese Abteilungen waren am Rand der Wüste aufgestellt. In Syrien, im Ostjordanland hatten sie sich mit den Kamelreitern der Araber und Sasaniden zu messen. Aber wer war ihr Gegner am Rande der Nubischen Wüste? Im Jahre 295 versammelte Diocletian eine gewaltige Truppenmacht zur Niederwerfung des ägyptischen Aufstandes[4]). Marschabteilungen der kampfbewährten Donaulegionen, Reiterei, aber auch eine Kameltruppe lagerten in den Städten und Ortschaften der Provinz. Die „kaiserlichen Kamele" standen in Elephantine[5]): hier stieß das Reich mit den wilden Stämmen der Blemmyer und Nubaden zusammen, denen der Kaiser damals das „Zwölfmeilenland" weiter südlich abtrat. Er gestattete ihnen die Benutzung des Heiligtums von Philai und verstand sich darüber hinaus zur Zahlung von Jahrgeldern[6]).

Damals wurde wohl jenes Dromedarierkorps, dessen Namen auf Diocletian zurückwies, geschaffen und im oberen Ägypten stationiert. Es übernahm den Grenzschutz gegen die beiden Wüstenstämme und wurde im Laufe des vierten Jahrhunderts um zwei weitere Schwadronen verstärkt. Die Truppe gehörte zu den Einrichtungen, vermittelst deren der Kaiser an dieser bedrohtesten Stelle Ägyptens Ordnung schuf.

Die Störer dieser Ordnung, Blemmyer und Nubaden, wohnten rechts und links des Nils. Sie waren Nachbarn des römischen Ägypten und des Reiches Meroë. Um die Mitte des dritten Jahr-

[1]) Th. Mommsen, *Ephem. epigr.* 7, 458f.; BGU 2, 696.
[2]) *Not dignit., or.* 31, 54.
[3]) Hygin., *de mun. castr.* 29.
[4]) Pap. Ox. 43; dazu Ritterling, RE. 13, 1359f.; H. M. D. Parker, *Journ. Rom. stud.* 23, 181.
[5]) Pap. Ox. 43, col. II 1f.
[6]) Prokop., *b. Pers.* 1, 19; U. Wilcken, Arch. Pap. 1, 396f.; weiteres bei P. Jouguet, Münch. Beitr. 19, 87 Anm. 99.

hunderts begannen die Wüstenstämme beide mit ihren Angriffen heimzusuchen. Ohne Unterstützung durch die Reichsmacht, vermochte sich Meroë nur mühsam gegen die gefährlichen Räuber zu halten. Seine wirtschaftliche Blüte sank dahin. Gleichzeitig machten die Blemmyer die Wüstenstraßen zwischen Nil und Rotem Meer unsicher. Sie unterstützten den Rebellen Firmus, der als Parteigänger der Palmyrener die Fahne des Aufruhrs gegen Aurelian erhob. Die Verbindung mit Blemmyern und Palmyrenern[1]) gestattete diesem Manne, Handelsschiffe auszurüsten, die vom Roten Meer nach Indien fuhren; die Interessen von Karawanenhandel und fernöstlicher Schiffahrt gingen hier wie im südlichen Arabien, wie am Persischen Golf zusammen. Unter Probus waren die Nomaden so mächtig, daß sie Koptos und Ptolemais in Oberägypten besetzt hielten[2]). Diocletians Maßnahmen brachten nur eine vorübergehende Besserung. Noch unter ihm ließen sich die Stämme trotz der Jahrgelder von Raubzügen auf römisches Gebiet nicht abhalten, und in den folgenden Jahrhunderten nahm die Blemmyerplage dauernd zu.

Wieder erhebt sich die Frage: waren diese Stämme bereits Kamelnomaden? Daß man römischerseits Dromedarier gegen sie einsetzte, spricht für die Annahme. Grausamkeit und Räuberei der Blemmyer passen zur Artung der hamitischen Wüstenkultur. Nicht anders steht es mit dem Kriegertum: als heroische Einzelkämpfe nach homerischer Weise werden die Blemmyerschlachten in den frühbyzantinischen Preisgedichten beschrieben und auf den eigenen Felsbildern des Volkes dargestellt[3]). Und als zeitweilige Herren der Karawanenstraßen zum Roten Meer, als Verbündete der Palmyrener mußten diese Blemmyer die Bekanntschaft des Kamels machen, wenn sie sie nicht schon vorher besaßen.

Östlich von Koptos — dem Ausgangspunkt der Handelsstraßen zum Roten Meer, unter Probus geradezu in der Blemmyer Hand —

[1]) C. Seyrig, *Mélanges Cumont* 1, 400.
[2]) *SHA., v. Probi* 17, 2f.; Zosim. 1, 71, 1. Das Schweigen der Münzen bestätigt, daß der Kaiser nicht selbst in Ägypten war. So richtig J. Vogt, D. alexandr. Münzen 219; über seine anderen Vermutungen vgl. die gesunde Skepsis von J. G. Milne, *Catal. Alex. coins* XXXIX.
[3]) Preisgedichte auf Blemmyersieger: Berl. Klass.-Texte 5, 1, 108f. Man vgl. damit das Felsbild bei L. Frobenius, Kulturgesch. Afrikas Taf. 38.

sind merkwürdige Funde gemacht worden[1]). Vorgeschichtliche Felsbilder in Menge, daneben jüngere Darstellungen, bei denen sich der Vergleich mit den Ritzzeichnungen der Kamelnomaden im Fezzan aufdrängt. Kamele und Kamelreiter, Krieger und Stammeszeichen spielen in ihnen eine große Rolle. Man hielt sie bisher für ‚arabisch' — sollten sie nicht den Blemmyern gehören? In deren ältester Heimat, der Nubischen Wüste, kehren dieselben Felszeichnungen wieder[2]). Dann wäre dieser Stamm als die ersten Kamelnomaden anzusprechen, die an den Grenzen des Römischen Reiches auftraten.

Was hier vorgetragen wurde, ist mehr als eine Vermutung. Ein Geschichtsschreiber des ausgehenden vierten Jahrhunderts, der sich ausdrücklich auf ältere Quellen beruft[3]), gibt die Bestätigung. Er rechnet die Blemmyer zu den Stämmen, die sich des Kamels bei ihren Zügen in Krieg und Frieden bedienten[4]). Ihr gemeinsamer Name war „Sarazenen"; ihr Bereich ging vom Lande der Assyrer bis zu den Stromschnellen des Nils. Darin liegt so viel, daß die neue Verwendung des Kamels von den Wüstenstämmen der mesopotamischen Grenze und der arabischen Halbinsel ausgegangen ist[5]). Dort fanden wir das Tier früh und weithin im Gebrauch; von dort hat es nach dem nordöstlichen Afrika herübergegriffen. Auch für diesen Erdteil hat das dritte Jahrhundert den Beginn einer Umwälzung bedeutet.

---

[1]) H. A. Winkler, Völker und Völkerbewegungen im vorgesch. Ägypten 31f.
[2]) L. Frobenius, a. O. Taf. 33; Das Urbild, Cicerone zur vorgesch. Reichsbildersamml. 51 Abb.: oben rechts und unten links.
[3]) Amm. Marc. 14, 4, 2.
[4]) Amm. Marc. 14, 4, 3.
[5]) Es bleibt zu fragen, ob die Felszeichnungen der nordafrikanischen Kamelnomaden mit den recht ähnlichen zusammenhängen, die H. StJ. Philby jüngst in Hadramaut (Wadi Itwad und Hima-Tal) entdeckt hat (*Geogr. Journ.* 92, 1938, Abb. zu S. 5).

VIERTES KAPITEL

DAS HEER

Das Jahrhundert, das vom Tode Marc Aurels bis zur Thronbesteigung Diocletians reicht, trägt seinen Namen von den Soldatenkaisern. Das Kaisertum ist in zunehmendem Maße Exponent der Soldaten und damit des Heeres geworden. Dieses Heer bringt die Kaiser empor, stützt sie, entscheidet über Fortdauer oder Ende ihrer Herrschaft. Von dem Heere muß jede Betrachtung ihren Ausgang nehmen.

Das römische Heer scheint, von außen gesehen, eine einheitliche Organisation zu bilden. Die lateinische Kommandosprache, die gleichmäßige Bewaffnung, ein geschlossenes Offizierkorps, die allmächtige Disziplin und das gemeinsame Kameradschaftsgefühl hatten ein festes Band geknüpft. Überall, wo diese Truppe auftrat, erschien römisches Wesen und römische Kultur in ihrem Gefolge; das Heer bahnte auch kulturell der Reichseinheit den Weg.

Und doch lagen unter der Oberfläche Spannungen verborgen, die einmal wirksam geworden den ganzen Körper gleich Rissen durchziehen mußten. Gegensätze zwischen Legionen und Auxilien, Gegensätze zwischen den großen, geschlossenen Heereskörpern an Rhein, Donau und Euphrat waren schon in der Vergangenheit hervorgetreten. Auch der Gegensatz zwischen den Grenzheeren, die das Reich gegen die Barbaren schirmten, und der hauptstädtischen Garde, die, bevorzugt und verwöhnt, am Hofe selbst den Dienst versah, war überkommen. Diese Tendenzen verstärkten sich im Jahrhundert der Soldatenkaiser und bestimmten seinen Verlauf. Das Schicksal des Reichsganzen hing davon ab, ob es gelang, die Einheit des Heeres gegenüber den widerstrebenden Kräften zu erhalten.

Nach Marc Aurels Tod schien die große Zeit der römischen Garde gekommen. Commodus' Herrschaft stützte sich auf sie; sie stützte sich auf die Prätorianer um so mehr, je stärker die Abneigung der führenden Schichten des Staates fühlbar wurde. Pertinax erlag denselben Prätorianern, und Didius Julianus wurde von ihnen auf

den Thron erhoben. Unter den Bewerbern bot er der Garde die höchst Summe; er erkaufte sich buchstäblich von ihr die Herrschaft.

Doch diese Verschacherung der höchsten Würde, das entehrende Schauspiel, das eine geldgierige Soldateska und die feilschenden, sich gegenseitig überbietenden Prätendenten abgaben, ließen das Maß voll werden. Von jeher fühlten sich die Truppen an der Grenze, die, teilweise in unwirtlichen Gebieten stehend, die Last der Reichsverteidigung zu tragen hatten, der hauptstädtischen Garnison gegenüber vernachlässigt. Argwöhnisch beobachtete man, was in Rom vorging; mit Kritik trat man den von dort kommenden Anordnungen entgegen. Unter Commodus hatte das britannische Heer gegen das hauptstädtische Regime revoltiert: eine Abordnung von 1500 Mann begab sich nach Rom und forderte vom Kaiser das Haupt des Prätorianerpräfekten Perennis. Dann war eine allgemeine Erhebung durch die Ermordung des Commodus, die Thronbesteigung des Pertinax verhindert worden. Jetzt brach die lang zurückgedämmte Bewegung los.

Jedes der drei großen Grenzheere stellte einen Mann seiner Wahl auf: das gallisch-britannische den Clodius Albinus, das syrisch-ägyptische den Pescennius Niger, das illyrische den Septimius Severus. So verschieden der Charakter dieser Heere, die Prätendenten selbst und die Hoffnungen waren, die sich an sie knüpften, darin waren sie eins, daß man die Schmach des Prätorianerregiments nicht hinnehmen dürfe.

In Rom begriff man die Gefahr, aber man fand nur unzulängliche Mittel. Gegen das Donauheer bewaffnete man die Gladiatoren; man rüstete die Zirkuselefanten mit hölzernen Türmen zum Kampfe aus... Septimius Severus überwand nicht nur den Didius Julianus, er überwand auch die anderen Mitbewerber. Die Legionen, die im Osten, am Rhein und in Britannien gegen ihn aufstanden, wurden niedergeworfen. Das Donauheer hat seinen Feldherrn von Sieg zu Sieg und schließlich zum Alleinbesitz der Kaiserwürde emporgetragen.

1.

Daß ein Grenzheer, von seinem Feldherrn geführt, die Macht an sich riß, war für Rom nichts Neues. Sulla und Caesar haben ihre Herrschaft auf diesem Wege begründet. Im Dreikaiserjahr 69 wurde durch das Rheinheer auf der einen Seite, durch die vereinigten Legionen der Donau und des Ostens auf der anderen die Anwartschaft auf den Kaiserthron angemeldet. Und die Revolte des Avidius Cassius hatte sich wieder auf die Streitkräfte der syrischen Grenze gestützt.

Die Erhebung des Septimius Severus unterscheidet sich gleichwohl von den anderen, die voraufgingen. Es war schon bedeutsam, daß das Donauheer im Verlauf des zweiten Jahrhunderts an Bedeutung noch gewonnen hatte. Unter Antoninus Pius umfaßte es zehn Legionen mit den zugehörigen Hilfstruppen, doppelt so viel wie am Rhein lagen; sein Nachfolger konnte im Markomannenkrieg über eine Macht Heerschau halten, die das Zeitalter noch nicht gesehen hatte. Unter Commodus stand einer der Söhne des allmächtigen Perennis an der Spitze des illyrischen Heeres. Der bloße Verdacht, daß er und sein Vater sich mit Hilfe dieser Truppenmacht zur Kaiserwürde emporschwingen könnte, genügte, um beiden den Tod zu bringen.

Hinzu kam, daß die römische Disziplin, einst von Hadrian zur Gottheit erhoben, ihre Allmacht einzubüßen begann. Das britannische Heer hatte auffällige Zeichen von Unbotmäßigkeit gegeben. In Gallien hatte der Deserteur Maternus einen Haufen um sich versammelt und einen erfolgreichen Kleinkrieg gegen die staatlichen Behörden geführt. Zuletzt war er so kühn geworden, daß er in Verkleidung sich in die Hauptstadt einschlich und dem Kaiser Commodus selbst nach dem Leben trachtete. Er habe sich an dessen Stelle setzen wollen, so glaubte man... Es begann das Abenteuerlichste als möglich zu erscheinen.

Doch das Entscheidende ist an anderem Orte zu suchen. Nicht bloße Macht, nicht Verwegenheit sind dauernde Kräfte in der Geschichte. Was sich unter Septimius Severus vollzog, war weder nur ein gelungener Handstreich noch die gewaltsame Erhebung eines

Besatzungsheeres, das, im Grenzland garnisonierend, diesem und der Bevölkerung als geschlossener Körper gegenüberstand. Sondern mit den illyrischen Legionen erhoben sich im Jahre 193 die gesamten Provinzen, in denen sie lagen, erhob sich überhaupt das Illyriertum innerhalb der Reichsgrenzen. Bisher wenig beachtet, wurde es mit einem Schlag zum stärksten Machtfaktor des Imperiums.

Es war die Neuordnung des Heerwesens und der Heeresergänzung unter Hadrian, von der die Änderung ausging.

Außerhalb der Legionen hat der Grundsatz der örtlichen Rekrutierung von Anfang gegolten. Man nahm den Mannschaftsersatz aus dem Lande, in dem die Auxilien jeweils standen. Das Verfahren wirkte sich dahin aus, daß Abteilungen, die sich nach ihrer ursprünglichen Herkunft als Vindeliker, Gallier oder Ituräer benannten, bei Verlegung ihres Standortes die stammesmäßige Zusammensetzung allmählich verloren. Eine gallische Schwadron, an der Donau stationiert, nahm Thraker in ihren Reihen auf und brachte dies in ihrem Namen zum Ausdruck. Schließlich wurde sie nach Palästina versetzt und orientalisiert; sie hat sich dort in eine Abteilung von Dromedarreitern verwandelt[1]).

Damit wurde die Truppe zu einem organischen Bestandteil der Landschaft, in der sie lag und aus der sie sich ergänzte. Unter Hadrian griff der Grundsatz der örtlichen Rekrutierung auf die Legionen über. Seit seiner Regierung füllten auch sie ihren Bestand immer ausgesprochener aus den Lagerkindern und aus der Provinz auf, in der die Truppe jeweils stand. Legion nnd Provinz besaßen jetzt die gleichen Grundlagen ihres Daseins und die gleichen Interessen. Das wirkte sich um so stärker aus, als die Grenzziehungen der römischen Verwaltung die stammesmäßigen Einheiten weitgehend berücksichtigte[2]). Auch das kam der Erhebung des Donauheeres zugute.

Der Stamm der Illyrier war ein tapferer Menschenschlag, kräftig und von hohem Wuchs, geborene Soldaten nach Körper und Seele. Aber sie waren einfältigen Sinnes und ließen sich leicht zu Anschlägen mißbrauchen, wenn man es ihnen einzureden verstand. Sofort gelang es dem Afrikaner, sie gegen die Prätorianer aufzuwiegeln, die sich mit Kaiser- und Bürgerblut befleckt hatten. Auch das Kraftbewußtsein seiner Soldaten wußte er zu treffen: kein Volk innerhalb des Reiches werde es wagen, gegen den illyrischen Namen in die Schranken zu treten.

Septimius Severus benutzte seine Legionen, um die eigenen und ganz persönlichen Zwecke durchzusetzen. Doch indem er die Instinkte des illyrischen Volkstums wachrief, indem er die illyrische Parole auf seine Fahnen schrieb, trieb er zugleich und wurde er Getriebener. Es folgten ihm seine Mannen nach Rom, in den Osten und nach Britannien. Doch solche Gefolgstreue band nicht nur die Soldaten an den Kaiser, sondern auch den Kaiser an sein illyrisches Heer.

Nach dem Sieg über Didius Julianus wurden die Prätorianer aufgelöst, ihre zum Hohn abwärts gekehrten Feldzeichen dem Kaiser vorausgetragen, als er auf den Palatin zog. Die beseitigte Truppe hatte sich aus romanisierten Spaniern, Norikern und Makedonen rekrutiert; vor allem aber hatte das italische Element bis zuletzt eine Vorzugsstellung eingenommen[1]). An ihre Stelle trat eine ums doppelte verstärkte[2]) Garde in neuer völkischer Zusammensetzung. Sie war den bewährten Mannschaften des illyrischen Heeres entnommen. Zur Ergänzung wurde im Jahre 202 die zweite Parthische Legion, eine gleichfalls illyrische Truppe, nach Albanum, in die Nachbarschaft Roms verlegt. Septimius Severus hatte damit seine persönliche Sicherheit ausschließlich donauländischen Soldaten anvertraut.

Die Vorrangstellung Italiens war schon gegen Ende des ersten Jahrhunderts geschwunden. Im Wirtschaftlichen, aber auch im Politischen und Geistigen mußte es anderen Reichsländern Platz machen. Die Nachfolge traten die Provinzen des Westens an, deren Romanisierung vorangeschritten war: an erster Stelle die Pyrenäenhalbinsel. Nachdem mit Seneca die Spanier in der Literatur hochgekommen waren, taten sie mit Trajan den Schritt zur Erringung

¹) S. Lambrino, *Rev. de Philol.* 1931, 251f.
²) Zum Folgenden: G. Aubin. in „Kulturströmungen und Kulturprovinzen in den Rheinlanden“ (1926) 22f.; F. Vittinghoff, Gnomon 1938, 196f.

¹) M. Durry, *Les cohortes prétoriennes* 246f.
²) M. Durry, a. O. 86f.

des Thrones; sie behaupteten ihn bis zum Ausgang der Antonine. Kam es zu einer Änderung, so mußte als nächstem dem lateinischen Afrika die Vorrangstellung zufallen.

In den Landschaften um die Große und Kleine Syrte waren römisches Regiment und römische Kultur schon von langer Dauer. Gebürtige Afrikaner saßen bereits im Senat; Severus und sein Bruder Geta waren unter Marc Aurel zu senatorischem Rang emporgestiegen. Unter der Herrschaft des kaiserlichen Friedens war der Wohlstand mächtig emporgeblüht. In Sabratha erstanden im Verlauf des zweiten Jahrhunderts die Tempel am Forum; im benachbarten Leptis Magna waren die großen Thermen, war der Hafen bereits vollendet, der umfangreiche Markt wenigstens begonnen, bevor Septimius Severus daran ging, die Geburtsstadt mit eignen Bauten und Denkmälern zu schmücken. Auch in die Literatur trat Afrika um die Jahrhundertwende in glänzender Form ein. Ein Apuleius, scheinbar noch ganz auf dem Boden der klassischen Antike stehend, aber sie mit den Mitteln einer raffinierten Kunst auflockernd und umformend, sie mit den funkelnden Lichtern seines Stiles übergießend — diese glänzende und skeptische, diese spielerische und zugleich heilssehnsüchtige, die höchst malerische und höchst rationale Weise erscheint Seite an Seite mit dem originalen Geist Tertullians, der christliche Gedankenwelt erstmalig in das Gewand vollendeter lateinischer Rede kleidete. Die heiße Leidenschaft seiner Polemik, seine erregenden Antithesen, die juristische Schärfe seiner Beweisführung kündeten eine Entwicklung an, die in dem Bischof von Hippo Höhe und Abschluß finden sollte.

Genug — daß in Septimius Severus ein gebürtiger Afrikaner den Thron bestieg, schien dem bisherigen Gang der Dinge durchaus zu entsprechen. Auch sein Rivale Clodius Albinus war von gleicher Herkunft; Hadrumetum an der Kleinen Syrte war dessen Heimat. Und doch tritt eine Besonderheit hervor. Denn diese Kaiser stützten sich so wenig auf ihre engeren Heimatgenossen wie sie selbst einer Reihe von afrikanischen Herrschern zur Macht verhalf. Das Heer in Britannien hatte Albinus, das an der Donau Severus emporgehoben. Mit dessen Sieg kommt nicht das Afrikanertum, sondern

die illyrische Nation ans Ruder. Sie gewinnt die entscheidenden Stellen im Heer, so daß sie ein halbes Jahrhundert später darangehen kann, dem Reich die Kaiser zu stellen.

Eben darin liegt der entscheidende Wandel beschlossen. Nicht der Grad der erreichten Romanisierung bestimmte fortan, sondern die ungebrochene Kraft eines von der Zivilisation wenig berührten Volkstums. Das ‚Barbaren'tum tritt erstmalig als Wertmesser hervor. Es war gleichsam der Rechtstitel, den man vorzuweisen hatte, wollte man zum Kampf um die Vorherrschaft innerhalb des Reiches zugelassen werden.

In der Kaiserzeit gehören Pannonien, Dalmatien, Dardanien — das illyrische Kerngebiet also, zum Reich. Einst siedelte da eine bandkeramische Bevölkerung, Ackerbauer von vorindogermanischer Abstammung; mit dem Beginn der Bronzezeit legte sich eine indogermanische Schicht darüber. Doch das Alte wußte sich zu behaupten: nicht nur im Hausbau, auch in der Töpferware und ihren Zierformen, in der Namengebung, in der Bestattung der Toten. Von dem vierten Jahrhundert ab tritt eine zweite Erobererwelle auf: die Kelten dringen in den Donauraum ein und bringen ihre Kultur mit. Ihr Hauptsitz ist Noricum, aber sie stoßen bis Siebenbürgen und in das obere Moesien vor; die Skordisker saßen im Tal der Morawa. Auch im südillyrischen Gebirge faßten die Kelten Fuß: die Japoden im westlichen Bosnien waren stark mit den neuen Einwanderern durchsetzt. Das häufige Vorkommen der Namensstämme *Germ-* und *Teut-* läßt vermuten, das auch germanische Splitter an der neuen Blutmischung beteiligt waren[1]).

Gegen die römische Herrschaft haben sich die Illyrier zäh gewehrt, um ihr doch zu unterliegen. Mit den neuen Herren hielt die Romanisierung ihren Einzug. Die großen Militärlager waren wie überall die Träger der Entwicklung. Langsam drang die römische Kultur auch ins Innere vor. Die neugegründeten Munizipien, aus entlassenen Veteranen italischer Herkunft besiedelt, erhielten große Teile der einstigen Stammesgebiete zugewiesen.

[1]) S. Gutenbrunner, D. german. Götternam. 53 Anm. 1 weist auf den Japoden *Teuda* CIL. 3, 14326 hin, dessen *d* für germanischen Ursprung spreche. Er denkt an den Vorstoß der Kimbern und Teutonen zu den Skordiskern. Zweifel bei H. Krahc, Indog. Forsch. 56, 47.

Die einheimische Landbevölkerung geriet vielfach in ein wirtschaftliches Abhängigkeitsverhältnis zu den neuen Grundbesitzern. Sie mußte ihnen Tagewerk leisten oder übernahm die Bearbeitung des Kolonistenlandes unter der Form der Halbpacht (*mezzadria*)[1].

Das einheimische Volkstum vermochte sich gleichwohl zu behaupten. In den Städten hatten neben Veteranen und sonstigen Zugewanderten die Vornehmen der illyrischen Clans ihren Wohnsitz. Unter dem Firnis der übernommenen Form bewahrten sie ihre einheimische Art; Sitte und Tracht legen davon Zeugnis ab. Die Eravisker (bei Budapest) behielten ihre illyrische, die Cotiner ihre keltische Sprache langehin bei, und ähnlich wird es anderen Ortes gewesen sein. Unter römischem Namen betete man die alten Götter weiterhin an; die Muttergottheiten, deren Verehrung man mit Kelten und Germanen gemein hatte, behielten sogar ihre einheimische Bezeichnung. Die Frauen ließen sich auf den Grabsteinen mit den schweren Schulterfibeln, mit den Hauben auf dem Kopf abbilden, die eine illyrische Besonderheit waren. Eine stolze und ihrer Eigenart bewußte Schicht von Grundbesitzern und gewerblichen Unternehmern, Handeltreibenden und Handwerkern zeichnete sich überall ab.

Außerhalb des städtischen Bereiches traten diese Züge noch stärker hervor. Die Natur des Landes begünstigte das Festhalten an einfachen und natürlich-genügsamen Formen. Die römische Flureinteilung drang nicht durch; Weidewirtschaft und Ackerbau wurden nach alter Art weiterbetrieben. Große Teile des Landes, besonders des pannonischen, waren noch mit Wald bedeckt. In den Gebieten des Karst ist der Bewohner von jeher gezwungen, in äußerster Dürftigkeit seinen Lebensunterhalt zu gewinnen. Das Fehlen des Wassers liegt als schweres Schicksal über dem Land. Von weither muß das Vieh getrieben werden, um in den Dolinen des Kalkgebirges seine Tränke zu finden. Eine starre, weißlich glitzernde Steinwüste verhindert jeden Anbau. Nur dort, wo in Tälern und Mulden die Ackerkrume sich gesammelt hat, bricht eine oasenhafte Fruchtbarkeit hervor, scheint die Erdmutter das, was sie andernorts versagt, in um so reicherer Fülle zu spenden. Hier erheben sich auch die Siedlungen: anspruchslose Steinhäuser, Höfe und Dörfer, in deren Äußern wie in dem ihrer Bewohner sich gleichwohl der Stolz auf die mühsam erreichte Selbstbehauptung ausgeprägt hat.

[1]) C. Daicoviciu, *Eph. Dacorom.* 5, 57f., bes. 66f.

Den ursprünglichen Wirtschaftsformen entsprach eine Kultur, innerhalb deren Vorrömisches sich mit erstaunlicher Zähigkeit gehalten hatte. Ohne Übergang stand es neben Mittelpunkten städtischen Wesens wie Salona und Sirmium. Pfahlbauten, in frühgeschichtlichen Jahrhunderten an den Ufern der Una und Save angelegt, blieben bis in die Kaiserzeit bewohnt; gleich Urweltwesen ragten sie in die schon überreife und zerfallende Antike hinein. Auch die Formen der keltischen Latène-Kunst wurden bewahrt; sie entfalteten sich zu neuer und eigenartiger Blüte. Die Ritzzeichnungen auf den Grabstelen von Ribitsch in Bosnien[1]) enthalten Formen, die in Hallstatt und im altvenetischen Handwerk zu Hause waren. Unter Auslassung der Antike geht die Volkskunst dieser Gegenden von ihren vorgeschichtlichen Formen ins beginnende Mittelalter über.

Eine barbarisch-gesunde Volkskraft hatte überall sich ungebrochen erhalten. Die illyrischen Länder waren ausgezeichnet durch eine hohe Geburtenziffer[2]). In ununterbrochener Folge gaben sie von ihrem gesunden und kräftigen Menschenschlag an andere Reichsgebiete ab; sie standen in vorderster Linie bei der Neubesiedlung der Grenzstriche südlich und nördlich der Donau. Noch heute heißt es von der Herzegowina, sie könne die Welt bevölkern, ohne sich selbst zu erschöpfen.

Durch Kämpfe mit kriegerischen Nachbarn blieb die junge Mannschaft Illyriens in Übung. Die Jagd auf wilde Tiere stählte ihre Kraft. Von früh auf war man gewohnt jede Beschwerde zu ertragen. Die Städte mit ihrer Verweichlichung konnten dieser Rasse nichts anhaben. Gern erinnerte man sich seiner bäuerlichen Herkunft und bis in die hadrianische Zeit hinein erhielt sich die einstige Stammesverfassung. Bei den Eraviskern, in unmittelbarer Nachbarschaft von Aquincum, der Hauptstadt des unteren Pannoniens, dauerte sie gar bis ins dritte Jahrhundert.

[1]) D. Sergejewski, Prähist. Zeitschr. 27, 211f.
[2]) C. Patsch, Sitz.-Ber. Wiener Ak. Wiss. 217, 1, 194f.

Die meisten dieser Stämme hatten eine besondere Stellung inne. Während die Legionen sich sonst aus der städtischen Bevölkerung, die Auxilien sich vom Lande rekrutierten, wurde es in Pannonien, im dalmatischen Gebirgsland und in Moesien anders gehalten. Die geringe Anzahl von städtischen Mittelpunkten zwang dazu, auch die Legionen aus den ländlichen Stammesgemeinschaften zu ergänzen. Oft wurde ihnen das römische Bürgerrecht verliehen, um derart die Voraussetzung zum Dienste in der höheren Truppenklasse zu schaffen. Man wollte das ausgezeichnete illyrische Soldatenmaterial nicht missen und war darum zu Entgegenkommen bereit. Die Cotiner, die in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts zahlreiche Mannschaften zur Garde stellten, waren noch unter Kaiser Marcus rechtlose Unterworfene, aber dann rasch zu ihrer privilegierten Stellung aufgerückt[1]).

In alledem nahmen die illyrischen Kernlande eine Sonderstellung ein; schon im benachbarten Noricum mit seiner stärkeren städtischen Entwicklung lagen die Dinge anders. Das Emporkommen der Illyrier bedeutete darum einen bemerkenswerten Einschnitt. Auf dem städtischen Wesen hatte sich bisher die antike Kultur und der antike Staat gegründet; es herrschte von den Zeiten der griechischen Polis bis zu der durch bewußte Verstädterung bewirkten Ausbreitung der kaiserzeitlichen Zivilisation. Nunmehr trat erstmalig eine Abkehr von dieser eindeutigen Haltung zu Tage.

Die Bedeutung dieser Umschichtung wurde von denen, die es anging, in klarer Bewußtheit erfaßt. Mit verzweifelter Tapferkeit verteidigten sich die Bürger von Byzanz fast drei Jahre hindurch gegen die moesischen Legionen. Als Maximin gegen Italien heranrückte, verließen vor seinen Illyriern und sonstigen Barbaren die Einwohner ihre Städte. Vor dem wohlverwahrten, hinter Fluß und Kanälen gedeckten Aquileia entbrannte der Krieg in seinen härtesten Formen. Während die Soldaten die Rebstöcke und Fruchtbäume umhieben und so die Grundlagen des wirtschaftlichen Gedeihens zu vernichten suchten, ermannte sich die Stadt in einer Regung großartigen Bürgersinns zu einem Widerstand, der der Vorgängerin Venedigs wohl anstand. Man setzte die Mauern in-

[1]) A. Alföldi, *Cambr. Anc. Hist.* 11, 546 Anm. 2.

stand, die in der langen Friedenszeit verfallen waren; alles legte Hand an, sowohl die ansässige Bevölkerung wie die große Menge von Landleuten und Fremden, die in der Stadt Zuflucht gesucht hatten. Die steinerne Brücke über den Isonzo wurde abgebrochen; Maximin mußte mit Hilfe von leeren Weinfässern einen Notsteg herstellen, um den Übergang zu ermöglichen.

Städter pflegen in offenem Felde oder bei weitgreifenden Unternehmen in der Ferne selten geeignetes Soldatenmaterial abzugeben. In der Verteidigung des heimischen Bodens liegt ihre Stärke. Gleich zu Anfang holten sich die Illyrier vor den Mauern blutige Köpfe; furchtbar wütete das brennende Pech unter den Stürmenden. In Aquileia wußte man wohl, was der Stadt im Falle der Eroberung bevorstand: sie war zur Einöde und zur Weide für das Vieh bestimmt.

Der „aquileische Krieg", wie die Zeitgenossen ihn nannten[1]), ward Maximin und seinem Haus zum Verderben. Die italische Bürgerschaft aber, die so tapfer gegen die halbbarbarische Heeresmacht Maximins gestritten hatte, sah ihrerseits in einem Barbarengott den Retter. Den keltischen Belenus, der seit altersher in den Tälern der Karnischen Alpen und in Noricum verehrt wurde, verlieh man den Beinamen Augustus. Auch dies war ein Zeichen der veränderten Zeit.

Eine neue Epoche war heraufgekommen, so umstürzend und einschneidend wie nur eine innerhalb der römischen Geschichte. Sie bedeutete nicht allein, daß das Barbarentum vor die Romanisierung, das bäuerliche Wesen vor das städtische zu stehen kam. Sondern der Grenzer verdrängte nunmehr den Bürgersoldaten; die Randprovinz gewann vor den einstigen Zentren des Reichs, die ungeformte Kraft vor der Bildung die Vorhand.

2.

Als Bewerber um die Vorrangstellung traten dem illyrischen Heer das britannische und syrische gegenüber. Die Gegnerschaft des ersteren blieb Episode; anders lag es mit dem Ostheer. Seine

[1]) R. Paribeni, *Nsc.* 1928, 344; A. Stein, Hermes 1930, 228f.

Erhebung ist die Fortsetzung eines Ereignisses, das wenig mehr als ein Jahrzehnt zurücklag: der Erhebung des Avidius Cassius. Sie wurde rasch unterdrückt, doch wie gefährlich sie war, zeigt die Tatsache, daß hier erstmalig ein gebürtiger Syrer an der Spitze seines Heimatlandes und der Nachbarprovinzen stand. Im Jahre 193 lagen die Dinge weniger offen da. Pescennius Niger war so wenig Orientale wie sein Gegner Septimius Severus Illyrier; er entstammte dem italischen Ritterstande. Aber man würde sich täuschen, wollte man die Schärfe der völkischen und landschaftlichen Gegensätze verkennen. Wieder erhob sich mit dem Heere ein ganzes Volkstum: der Osten des Reiches stand gegen dessen abendländische Teile auf. Es wird sich noch zeigen, daß auch da ein Überschuß an barbarischer Kraft vorhanden war, der militärischen Rückhalt gewährte.

Der Gegensatz zwischen dem Donauheer und den syrischen Legionen, dem Osten überhaupt, war nicht von gestern. Unter Hadrian hatte ein gebürtiger Dalmater, Julius Severus, den Aufstand der Juden in Strömen von Blut erstickt. In der Erhebung des Avidius Cassius war der Gegensatz erneut zutage getreten. Dem syrischen Usurpator hing das Heer des Osten bis hin nach Kilikien an. „Alle die mit Cassius abgefallenen Stämme: Kilikier, Syrer, Juden, Ägypter", so läßt ein Geschichtsschreiber der Zeit den Kaiser Marcus zu seinen illyrischen Kerntruppen sprechen, „sind euch niemals überlegen gewesen und werden es niemals sein, auch wenn sie der Zahl nach euch so überträfen, wie sie in Wahrheit jetzt hinter euch zurückstehen. Auch Cassius selbst, der den Ruf eines tüchtigen und erfolggekrönten Feldherrn genießt, ist als Führer nur schwacher und untüchtiger Streitkräfte kein beachtenswerter Feldherr mehr, und den arabischen und parthischen Krieg hat nicht Cassius, sondern habt ihr zum siegreichen Ende geführt."

In der Tat waren die syrischen Legionen kein gleichwertiger Gegner für die Illyrier. Das Menschenmaterial war von weniger hartem Schlag, und die Verführungen der Städte untergruben Körperkraft und Mannszucht. Die Strapazen des Lagerlebens wurden selten verlangt und ungern ertragen. Zumeist lagen diese Truppen in Bürgerquartieren, den Einwohnern zur Last und der



Abb. 34. Karstlandschaft. Bei Popina-veliko (S. 140).

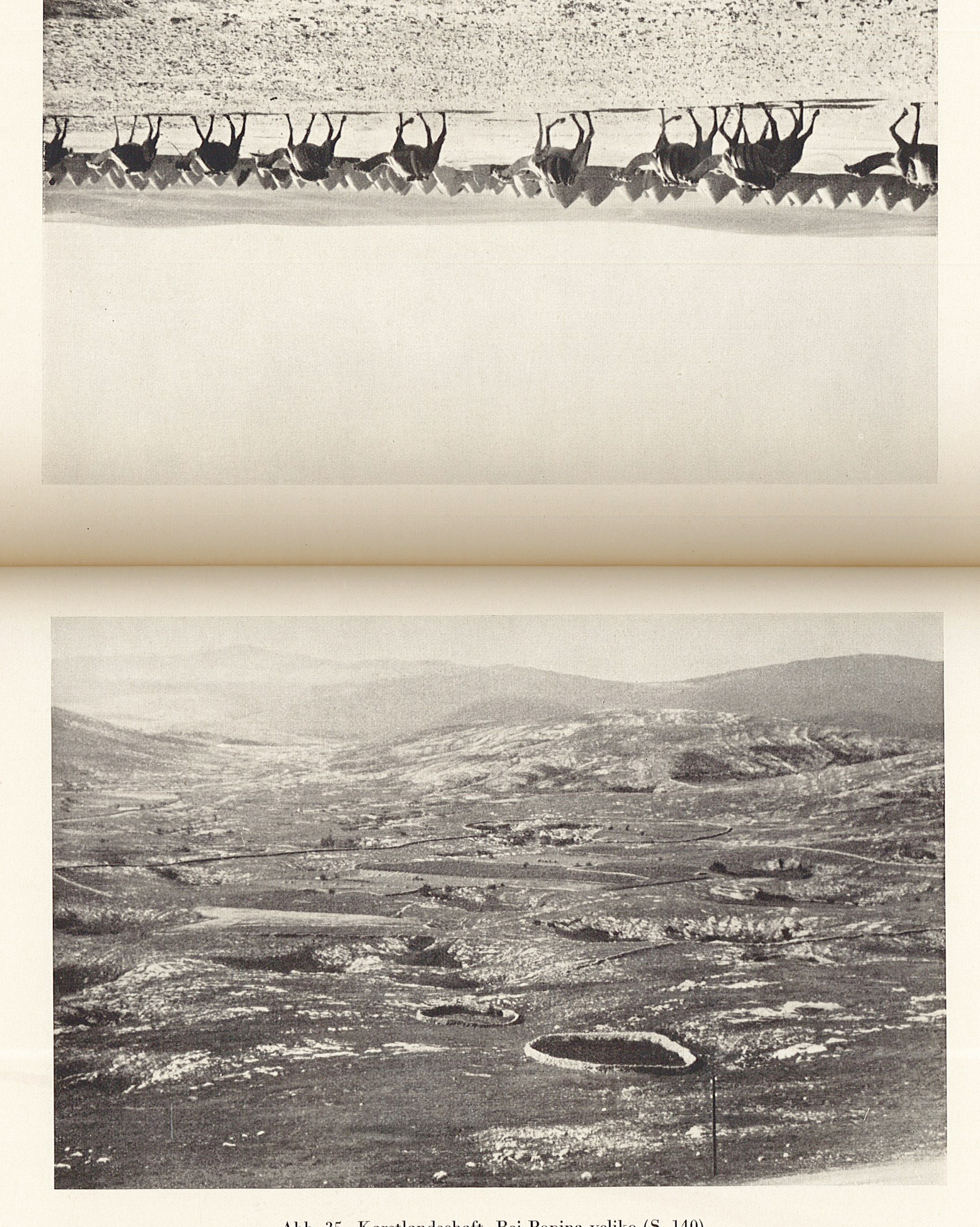


Abb. 35. Karstlandschaft. Bei Popina-veliko (S. 140).

Abb. 36. Syrische Landschaft zwischen Aleppo und Hierapolis-Membidsch (S. 148).

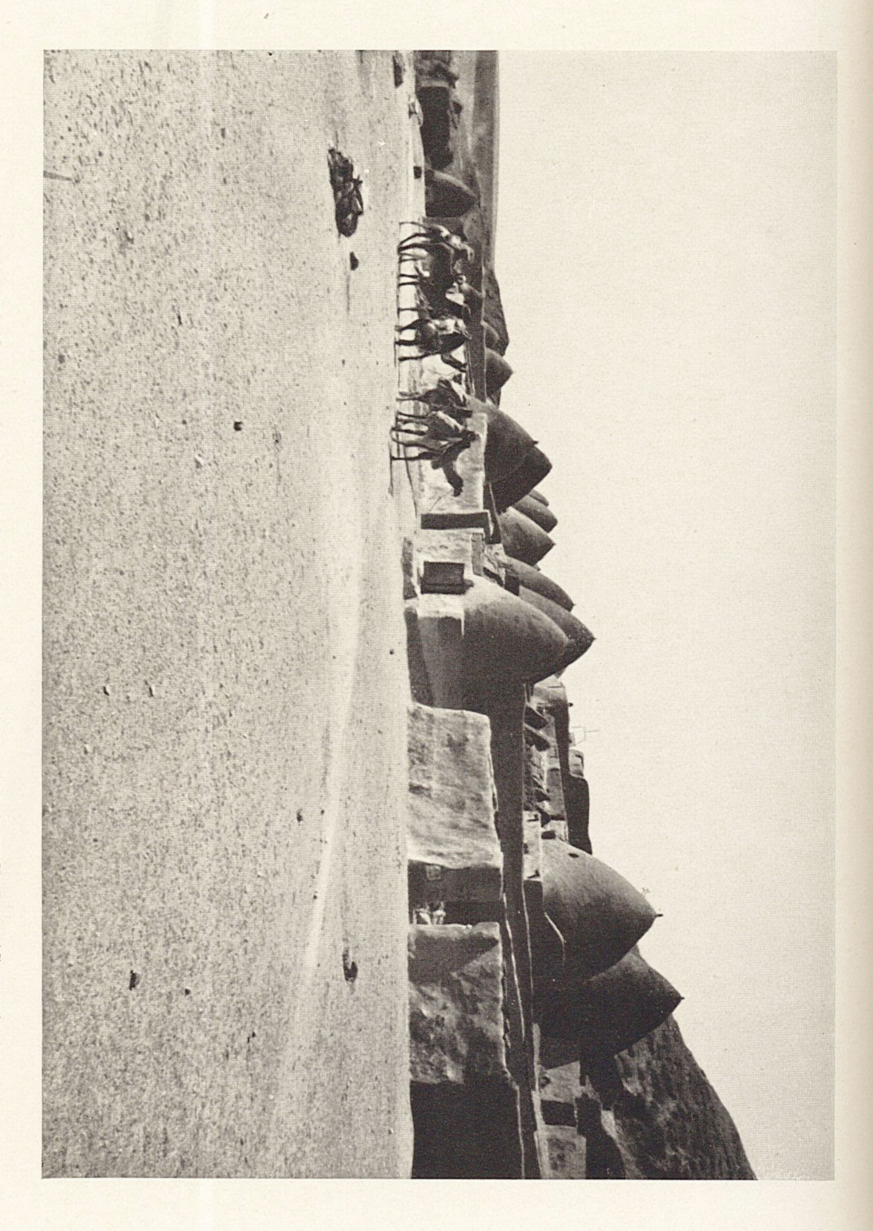


Abb. 37. Grenzgebiet zwischen Steppe und Ackerland. Tell Bise (S. 148).

eigenen Schlagfertigkeit zum Nachteil. Es gab langgediente Soldaten, die nie auf Wache gezogen waren und das Feldlager wie ein Weltwunder bestaunten. Gut gepflegt und vom Dienst so wenig beansprucht, daß sie nebenher ein einträgliches Geschäft betreiben konnten, lebten sie das friedliche Leben des städtischen Bürgers[1]).

Septimius Severus' Sieg über Niger bestätigte den Vorrang der illyrischen Legionen vor den östlichen; er wurde seitdem nicht mehr bestritten. Der Kampf zwischen Macrinus und Elagabal blieb militärisch unentschieden. Obwohl gegen den Anhang des syrischen Prätendenten allein die illyrische Garde focht, obwohl die zweite Parthische Legion, aus Illyriern gebildet und den Prätorianer im Range gleichgestellt, von Macrinus bereits abgefallen war, wurden die Orientalen zum Weichen gebracht. Vergebens stiegen die emesenischen Frauen, die Elagabal kreiert hatten, von ihrem Wagen, warfen sich den Flüchtenden in den Weg. Nach kurzem Halt wich die Schlachtreihe abermals. Erst die kopflose Flucht des Mannes, für den sie kämpften, gebot den siegreichen Illyriern Halt, überzeugte sie von der Aussichtslosigkeit ihrer Sache. Elagabal aber mußte ihnen Straflosigkeit geloben; er nahm sie als seine eigene Garde an.

Und doch erwuchs diesen Illyrier im Osten ein militärischer Nebenbuhler. Allzu rasch hatten sie den Orientalen verachtet. Gewiß „liebt er Weichlichkeit und Ruhe, aber er geht mit Leichtigkeit zu anhaltender Tätigkeit über. Dabei besitzt er jenen persönlichen Mut, der aus einer starken Konstitution hervorzugehen pflegt. Von mittlerem Wuchs, aber mit athletischer Körperkraft begabt, ist er ein vortrefflicher Reiter und Bogenschütze" (Moltke).

Als Niger sich der gesammelten Macht seines Gegners gegenübersah, erbat er von Armenien, den Parthern und von Hatra Unterstützung. Der Herr der mesopotamischen Stadt sandte ihm seine Bogenschützen, die zum syrischen Heer stießen. Ob sie damals sich bewährt haben, ist unbekannt; aber was diese orientalische Truppe und ihre Kampfweise bedeutete, erfuhr Septimius Severus auf

[1]) Vgl. Tac., *ann.* 13, 35. Daß die Zustände späterhin noch fortdauerten, hat M. Rostovtzeff, *Excavat. at Dura-Europos* 1932/33, 303f. an Hand von reichem Material gezeigt.

seinem zweiten Partherzug. Hatra, auf dessen Bestrafung er brannte, hat ihm unüberwindlichen Widerstand entgegengesetzt. Ein Hagel von Pfeilen, der von den Mauern auf die Angreifer herunterprasselte, vereitelte alle Anstrengungen. Damals verweigerten sogar die illyrischen Legionen den Gehorsam; an ihrer Stelle mußten die Syrer, freilich mit ebensowenig Erfolg, zum Kampf beordert werden.

Es war an sich keine neue Welt, auf die Rom damals stieß. Aber damals zuerst hat sie nachhaltigen Einfluß gewonnen. Während die illyrischen Stämme sich darauf beschränkten, dem Reich ihre ungebrochene Volkskraft zur Verfügung zu stellen, und sich sonst der überkommenen Taktik des römischen Heeres einordneten, drängte der Osten seine eigene Kampfweise den Römern auf[1]).

Die Säule des Trajan zeigt mitten unter Legionären, Dakern und Germanen eine Truppe, die durch Tracht und Bewaffnung sich von aller Umgebung abhebt. In lange, fast zu den Knöcheln reichende Faltenröcke und darüber gezogene Lederkoller gekleidet, sind sie mit Bogen und Schwert ausgerüstet. Am linken Unterarm wird ein Sehnenschutz getragen, der aus übereinanderliegenden Spangen besteht. Den Kopf schirmt ein hoher, konischer Helm, mit Wangenklappen, Stirn- und Nackenschutz. Die Gesichter mit ihren vollen Rundungen, den kleinen Augen und der Hakennase bestätigen den fremdartigen Eindruck. Bogenschützen aus Syrien oder Armenien kämpfen hier auf römischer Seite, Barbaren des Ostens gegen die an der Donau.

Auch in der Folgezeit erscheinen die syrischen Schützen in den Garnisonen Dakiens[2]). Älter noch ist die Verwendung dieser Truppe in ihrer eigenen Heimat. Ausdauer und Beweglichkeit ließen diese berittenen Schützen allein den Anforderungen genügen, die die Wüsten und Ebenen der syrisch-mesopotamischen Grenze stellten. Palmyra hatte seit alters eine eigene Miliz von Bogenschützen, ebenso

[1]) Zusammenfassend über die Bogenschützen im röm. Heer: H. van de Weerd und P. Lambrechts, *Laureae Aquincenses* 1, 229f.

[2]) V. Christescu, *Istoria militară a Daciei Romane* 199f.; H. T. Rowell, RE. Art. ‚Numerus' Sp. 2553f.; H. van de Weerd nnd P. Lambrechts, a. O. 234. — Palmyrenische Bogenschützen hat für Porolissum C. Daicoviciu scharfsinnig erschlossen (*Ann. Inst. Stud. Clas., Cluj.* 2, 71f). Die Einwände von Rowell (a. O. 2551) überzeugen mich nicht.

die Klientelkönige an der syrisch-mesopotamischen Grenze. Auch weiter südlich, im Hauran und im Drusengebirge, bestand eine solche Truppe. Als diese Gebiete dem Reich einverleibt wurden, ging ein Teil ins römische Heer über. Fortan begegnen neben dem örtlichen Aufgebot römisch gegliederte Kohorten dieses Heeres, die nach ihrer Herkunft aus der Ituraea oder aus Chalkis bezeichnet werden.

Überhaupt erfolgte im zweiten Jahrhundert eine namhafte Vermehrung der Bogenschützenwaffe, und in ihr nahmen neben den Thrakern die Syrer und ihre Nachbarn die vornehmste Stellung ein. All diese Abteilungen rekrutierten sich nicht nur bei ihrer ersten Aufstellung aus Syrern, Ituraeern, Kommagenern oder Leuten aus Askalon und Damaskus, Emesa und Chalkis, sondern es war die Regel, daß dies auch weiterhin so blieb[1]). Der Grundsatz, der Mannschaftsergänzung aus dem jeweiligen Standquartier, der sonst galt, wurde hier durchbrochen. Diese Bogenschützenformationen ergänzten sich ausschließlich aus dem Osten und begannen somit, einen völkisch geschlossenen Körper im Rahmen des Gesamtheeres zu bilden. Eine Ausnahme bildeten lediglich die Befehlsstellen, die vorzugsweise Italikern anvertraut wurden[2]).

Mit Septimius erfolgte ein neuer Schritt. Er geschah nicht zuletzt auf Grund der Erfahrungen, die der Kaiser bei seinen östlichen Feldzügen gemacht hatte.

Die Palmyrener und ihre Nachbarn hatten bisher als *symmacharii*, nach heimischer Weise formiert und ausgerüstet, den römischen Truppen zur Seite gekämpft. Jetzt wurden sie zu Einheiten umgeschaffen, die in das Heer selbst eingereiht waren. In Kohorten formiert, erhielten sie auch römische Uniform, wie dies das Fresko ihres Tribunen Terentius in Dura zeigt[3]). Die Zahl der damals geschaffenen Abteilungen war nicht gering. An Bogenschützen zu Fuß und Pferd sind zwischen zehn- und zwanzigtausend Mann aufgestellt worden.

Es ist kein Zufall, daß gerade Septimius Severus, der Gatte der Syrerin Julia Domna, diesen weiteren Schritt vollzogen hat. Die

[1]) H. van de Weerd und P. Lambrechts, a. O. 234f.; W. Wagner, Die Dislokation der Auxiliarformationen 144 Anm. 467.

[2]) H. van de Weerd und P. Lambrechts, a. O. 236.

[3]) M. Rostovtzeff, *Dura-Europos and its art* 96.

Einführung der neuen Bogenschützen bedeutete eine erhebliche Stärkung des Syrertumes und damit des Ostens überhaupt im römischen Heer. Sie stellten sich als Gegengewicht dem allmächtigen Illyriertum gegenüber.

Auch diese Gegenbewegung entsprang nicht dem Boden der antiken Zivilisation. Wie mit den Illyriern, so kam mit den Bogenschützen eine 'barbarische' Welle herauf: ein Volkstum, das nicht zu den Trägern der hellenistisch-römischen Welt gehört hatte. Im Gegensatz zu den syrischen Legionen rekrutierte sich die Hauptmasse der neuen Truppe nicht aus den verstädterten und hellenisierten Landesteilen. Sie entstammte dem Osten Syriens, dem Grenzstreifen, wo das seßhafte Dasein in den Bereich der Nomaden überging. Diese Grenze war uralt: in vor- und frühgeschichtlicher Zeit bildete eine Reihe von Stadthügeln, östlich der Linie Aleppo - Emesa - Damaskus, die Scheide. Jenseits davon beginnen die Siedlungsformen, die noch das Orontestal erfüllen, zurückzutreten. Die Dörfer mit ihren bienenkorbförmigen Häusern, ihren Lehmmauern und Kanälen werden seltener. An ihre Stelle tritt das schwarze Nomadenzelt. Das Ackerland weicht der Weide für die Herden der Kamele, der Schafen und Ziegen, denen ein steiniger Boden noch genug der Nahrung spendet und die ihrerseits den Besitzern ein genügsames Leben ermöglichen. Nur dort, wo eine Quelle oder ein kunstvolles Bewässerungssystem den Anbau ermöglichen, hält sich noch eine vereinzelte bäuerliche Siedlung, von schützenden Wällen umgeben.

Diesen weniger bäuerlichen als nomadischen Gebieten entstammte die neue Truppe. Die Bogenschützen zu Fuß mögen sich aus den Dörfern rekrutiert haben und den seßhaft gewordenen Nomaden, die zumeist ihre Bevölkerung bilden; die Berittenen entstammten den wandernden Araberstämmen. Nirgendwo gab es ein städtisches Element: die ungebrochene Kraft eines von der Zivilisation unberührten Volkstums erhob sich, hier ebenso wie in Illyrien, gegen die Kräfte, die bisher das Leben der Antike bestimmt hatten. Septimius Severus und sein Haus ließen der syrischen Heimat Julia Domnas mannigfache Förderung zukommen. Baalbek trägt an der Eingangshalle seines großen Tempels Ehren-

inschriften für Caracalla; Laodikeia, das gegen Niger und für Severus Partei ergriffen hatte, besaß das Wohlwollen des Kaisers und wurde von ihm mit Vorrechten ausgestattet, mit Bauten geschmückt[1]). Nunmehr griff die Begünstigung auf die Randgebiete im Osten über. Palmyra, aus dessen bäuerlichen und nomadischen Hintersassen die neue Bogenschützentruppe ausgehoben wurde, erhielt den Rang einer latinischen Kolonie[2]).

Die Wüste hat ihren eigenen Geist. Sie besitzt ihre raschen Übergänge, das wechselnde Spiel ihrer Farben, ihre Weiten und die bizarre Welt ihrer Luftspiegelungen. Lebhafte Phantasie, ein Auf und Ab der Leidenschaften, Beweglichkeit und Anschlägigkeit kennzeichnen ihre Bewohner. Sie verachten das Leben der Städter und Bauern, ihre Seßhaftigkeit und Bequemlichkeit; kein Vorteil verleitet die Söhne der Wüste dazu, das Leben der großen Schwankungen mit der Regelmäßigkeit der anderen, das freie Schweifen mit der Begrenztheit und dem trägen Verharren zu vertauschen. Das Hin und Her von Flucht und Verfolgung, Ausschwärmen und unvermutetem Überfall erfüllt die Kampfweise der Nomaden. Beweglichkeit und Ferne — anders ausgedrückt: Pferd und Bogen sind ihre Waffen.

Wie die Kamele den Reichtum des Beduinen ausmachten, so ist der Besitz des Pferdes sein Stolz. Von früh auf ist er ihm verbunden; auf ihm gründet sich sein Dasein als Krieger und freier Herr. Der nervöse und bewegliche, scheue und mutige, auf jede Einwirkungen reagierende ‚Araber'-Schlag ist gleichsam das Ebenbild seiner Reiter.

War schon solche Schätzung des Pferdes den Römern fremd, so erst recht die des Bogens. Mit Entschiedenheit hat eine ganze Reihe von indogermanischen Völkern Europas diese Waffe als unvornehm abgelehnt. Rom steht nicht allein: der größte Teil der Germanen, des Griechentums seit der homerischen Zeit urteilte nicht

---

1) J. Sauvaget, *Bulletin d'études orientales* 4, 81f.; besonders 113f.

2) Über Palmyras Einfügung ins römische Reich vgl. H. Seyrig, *Syria* 13, 266f.; 14, 152f. Mit der Aufstellung von *cohortes* hing die Verleihung des Bürgerrechts innerlich zusammen (dies gegen H. T. Rowell, RE. Art. ‚Numerus' Sp. 1334). Über die Verhältnisse in Dura vgl. C. B. Welles, *Excavat. at Dura-Europos* 1932/33, 437.

anders. Herakles, bei dem der Bogen überkommen war, wird lieber mit der Keule, zuweilen mit dem Schwert dargestellt; in der Tragödie wird ihm der Gebrauch des Bogens in höhnender Rede vorgeworfen. Kaiser Commodus blieb es vorbehalten, Änderung darin zu schaffen. Er, der nicht davor zurückschreckte, vor aller Augen als Pfeilschütze sich zu gebärden, ließ sich als „römischen Herkules“ verehren. Vielleicht mochte er glauben, solcherart für die bisher gering geachtete Waffe seines heldischen Vorbildes eingetreten zu sein.

Wenn Commodus seine Triumphe auch im Zirkus errang, so läßt doch die Tatsache, daß er neben Mauren auch Parther zu Lehrern der Schießkunst nahm, aufhorchen; sie setzt eine Hochschätzung östlicher Kampfweise voraus. In der Tat standen diese Bogenschützen jetzt überall als reguläre Abteilungen an den Grenzen[1]). Man findet sie in Britannien und am Rhein ebenso wie in Mauretanien, Numidien und Ägypten. Besonders zahlreich traten sie an der Donaugrenze auf, hier mit thrakischen Abteilungen vermischt; nach Osten setzten sie sich bis zu den bosporanischen Städten fort[2]). Es ist deutlich, daß man den Wert dieser Formationen erkannt hatte. In den Wüsten Afrikas, in Südrußland und der ungarischen Tiefebene, den dort eingedrungenen Reitervölkern gegenüber, waren sie ebensosehr am Platz wie im Grenzgebiet am Euphrat, im Kampf mit den Parthern.

Der Gang der Ereignisse blieb dabei nicht stehen; er erzwang eine noch weitergehende Verwendung der orientalischen Schützen. Sie wurden zu einer Haus- und Leibtruppe der Kaiser, soweit diese selbst orientalischer Herkunft waren.

Seit der Erhebung des Septimius Severus besaßen die Illyrier den unbestrittenen Vorrang innerhalb des Heeres. Zu Caracallas Partherkrieg mußten sie ihren Mann stellen und ebenso zu den Perser- und Germanenkriegen des Alexander Severus. Doch die orientalischen Herrscher hatten schwer zu kämpfen mit der Widerspenstigkeit und Abneigung dieser Kerntruppen. Gegen die Erhebung des Elagabal zum Kaiser leistete die illyrische Garde den hartnäckigsten

[1]) H. van de Weerd und P. Lambrechts, a. O. 233f.
[2]) F. Cumont, *Fouilles de Doura* 335f.

Widerstand. Bei Alexander Severus' Feldzügen traten die Schwierigkeiten noch stärker hervor; der Geschichtsschreiber Cassius Dio, der in des Kaisers Dienst mit den Pannoniern der Garde zu tun hatte, wußte davon ein Lied zu singen. Während des Perserzuges vertrugen die illyrischen Soldaten das ihnen ungewohnte Klima Mesopotamiens nicht und starben massenweise. Gleichwohl hatten sie die Hauptlast des Kampfes zu tragen, der so wenig Erfolg brachte; sie zögerten nicht, der Feigheit des Kaisers die Schuld zuzumessen. Die Erbitterung stieg auf den Höhepunkt, als die Illyrier vernahmen, daß die Germanen in ihre Heimat eingebrochen seien, daß ihre nächsten Angehörigen den Schwertern der Feinde zum Opfer fielen. So erzwangen sie den Abbruch des persischen Krieges und den Zug zum Rhein. Der Kaiser fügte sich ihnen; er sollte dort der Erbitterung und Verachtung seiner illyrischen Mannschaften erliegen.

Was war natürlicher, als daß Alexander Severus ein Gegengewicht zu seinen aufrührerischen Legionen suchte? Er fand es, indem er auf die ureigenste Waffe seiner Heimat zurückgriff. Als er zum Rhein aufbrach, führte er ein neugebildetes Korps von Bogenschützen mit sich. Ausgehoben waren sie weder aus Reichsuntertanen noch aus Palmyrenern, sondern man hatte nach alter Weise auf die Mannschaften der östlichen Klientelkönige zurückgegriffen. Vor allem aus dem osrhoënischen Königreich kam Zuzug. In Edessa verstand sich ein jeder aufs Bogenschießen. Ein Augenzeuge berichtet, selbst der Gnostiker Bardesanes habe, als vornehmer Mann und am Hofe des Königs lebend, mit Meisterschaft diese Waffe gehandhabt. Armenier sowie ein Korps parthischer Überläufer und Söldner schlossen sich den Osrhoënern an.

Als nach Alexanders Tod Maximin über den Rhein und gegen die Germanen zog, folgte ihm die Masse dieser Truppen nach. Schon Caracalla, der den damaligen Herren von Edessa beseitigen und sein Königreich einziehen ließ[1]), hatte die Künste der osrhoënischen Schützen gegen die Männer des Nordens verwandt. Aber erst im Jahre 238 wurde die Truppe mit Entschiedenheit und in Masse eingesetzt; sie erwarb sich den Ruf einer furchtbaren Waffe, den sie bis ins folgende Jahrhundert behielt.

[1]) Zur Datierung Bellinger-Welles, *Yale Class. Stud.* 5, 142f.

Das Kämpfen der Germanen wird von römischer Seite gern als planlose Unordnung beschrieben. Eine Art Berserkerwut, ein Mangel an Disziplin und Berechnung verhindere sie, trotz vorhandener kriegerischer Vorzüge, einen dauernden Erfolg zu erringen. Doch dieselben Nachrichten lassen erkennen, daß die „gemischte" Fechtweise der Germanen, die Reiter und Fußvolk miteinander verwandte, eine überlegte und zugleich wirkungsvolle Taktik darstellte. Die schlechte Bedeckung und eine Bewaffnung, die aus Eisenmangel auf das Schwert zugunsten der Lanze weitgehend verzichten mußte, zwangen gegenüber einem schwergepanzerten und dichtgeschlossenen Feind wie den Römern zu einem besonderen Verfahren. Man hatte das Handgemenge zu vermeiden, zumal wenn es sich zu einem langwierigen Nahkampf zu entwickeln drohte. Dagegen war alles daran gelegen, in plötzlichem und ungehemmtem Anprall die feindlichen Reihen zu durchbrechen. Das Überrennen mußte an die Stelle des langsamen Niederkämpfens treten. Nur dann hatte, durch die damit verbundene größere Beweglichkeit, die leichte Bewaffnung der Germanen den Vorteil für sich.

In ihren Bogenschützen besaßen die Römer ein Instrument, das wie kein anderes geeignet war, solch germanischer Kampfart zu begegnen. Denn sie waren nicht minder beweglich als ihre Gegner, und ihre Pfeile trafen die unbedeckten Leiber der Germanen; sie trafen sie um so leichter, als diese Leiber durch ihre Mächtigkeit ein gutes Ziel boten. Der zusammengesetzte ‚Reflex'bogen, den die östlichen Schützenregimenter von ihren parthischen Nachbarn[1]) übernommen hatten, übertraf den einfachen ‚Konvex'-bogen älterer Art erheblich an Reichweite und Durchschlagskraft. In den Kastellen des obergermanischen und rätischen Limes findet man überall die Beinplatten, die zu den Versteifungen jenes Bogens gehören. Meistens gehen sie mit inschriftlichen Bezeugungen zusammen, die von der Anwesenheit der Bogenschützen künden[2]).

Die neue Waffe hat ihre Wirkung auf die Germanen nicht verfehlt. Sie machte ihnen wie keine andere zu schaffen; die Erfolge

[1]) Amm. Marc. 22, 8, 37.
[2]) K. Stade, Germania 1933, 110f.; weitere Literatur bei H. van de Weerd und P. Lambrechts, a. O. 1, 241 Anm. 90.

von Maximins Feldzug sprechen dafür. Man steht vor der erstaunlichen Tatsache, daß nicht nur eine östliche, der ursprünglich römischen ganz fremde Kampfart sich im Heer und Reich Heimatrecht, ja eine Vorrangstellung geschaffen hat, sondern daß man daran ging, die Barbaren des Nordens mit Mitteln zu bekämpfen, die man den Barbaren des Ostens abgelernt hatte. Um so merkwürdiger ist, daß die Bogenschützen auf diesem Höhepunkt ihrer Wirksamkeit verschwinden. Sie begegnen in der Geschichte der Germanenkämpfe nicht mehr, wenigstens nicht für längere Zeit. Sie verlassen überhaupt den Westen des Reiches und tun es gerade in einem Augenblick, da die Schöpfer der Truppe, die orientalischen Kaiser, auch ihrerseits von der Bühne abtreten.

Bereits der Kaiser Maximin hatte am Rhein mit einer Verschwörung seiner Osrhoëner zu kämpfen, die sich sogar dazu verstiegen, einen Gegenkaiser aufzustellen. Am numidischen Limes brechen die Inschriften, die eine Truppe palmyrener oder emesener Schützen erwähnen, mit Gordianus III. ab. Die entlassenen Veteranen dieser Truppe siedelten sich zwar als Kolonen an, und sie und ihre Söhne übernahmen auch weiterhin die Verteidigung der Grenze, aber frischer Nachschub blieb aus. Das Gleiche ist an der Donau geschehen. Der Biograph des Kaisers Claudius läßt diesen, vor der Entscheidungsschlacht mit den Goten, an den Senat berichten: „Es gibt keine Schilde und Schwerter, nicht einmal Speere. Gallien und Spanien, die Kraftquellen des Reiches, befinden sich in der Hand eines Gegenkaisers. Und alle Bogenschützen, man schämt es sich zu sagen, sind in der Hand der Zenobia".

Mit den letzten Worten ist das Entscheidende ausgesprochen. Wie schon die Glanzzeit der orientalischen Bogenschützen mit der Herrschaft der Kaiser gleicher Herkunft zusammenfiel, so kehrten sie in dem Augenblick, da sich der Osten vom Reich zu lösen begann, in ihre Heimat zurück. Die palmyrenische Oberherrschaft mußte sich, je folgerichtiger sie ausgebaut wurde und je selbständiger sie erwuchs, um so mehr auf die eigenen Hilfskräfte stützen. Umgekehrt mußte der Westen sich nach anderweitigem Ersatz umsehen; es wird sich noch zeigen, in welcher Form dies geschah.

3.

Auf einem der neuentdeckten Felsreliefs von Tang-i-Sarvak[1]) erscheint ein von Kopf bis zu Fuß in Eisen gehüllter Reiter auf gleichfalls eisengepanzertem Roß. Mit gefällter Stoßlanze greift er an; als Begleiter folgt ihm ein Bogenschütze. Die Verbindung beider Waffen auf diesem noch parthischen Denkmal ist nicht zufällig. Zu den Bogenschützen gehört als Gegenstück die schwere Panzerreiterei. Beide gehörten zueinander, seitdem die Parther in Iran eingebrochen waren und damit dessen gesamte Kampfweise auf eine neue Grundlage gestellt hatten. Surenas hatte im Kampf mit Crassus die Taktik, die beide Waffen kombinierte, auf ihren Höhepunkt gebracht. Die Sasaniden hatten übernommen, was durch ihre Vorgänger geschaffen war; sie hatten Bedeutung und Bewaffnung der schweren Truppe eher noch gesteigert.

Es war nur natürlich, daß die orientalischen Kaiser, wie sie die Bogenschützen zu einer beherrschenden Waffe auszubilden versuchten, so einen Versuch auch mit den Gepanzerten gemacht haben. Ähnlich wie dort konnten sie auch hier auf ältere Ansätze zurückgreifen. In Rom besaß man eine solche Truppe zum mindesten seit der Regierung Hadrians; sie stand an der Donaugrenze und war der Verschmelzung einer gallischen mit einer pannonischen Truppe entsprungen[2]). Unter Alexander Severius wurde sie weiter ausgebaut. Während des Kriegs, den er gegen den ersten Sasaniden zu führen hatte, sollen sich römische Reiter mit den erbeuteten Waffen ihrer schwergerüsteten persischen Gegner versehen haben. In der Tat tritt damals eine Truppe auf den Plan, die sich als etwas Neues gegenüber den bisher bestehenden betrachtet und die dies nach Wesen und Name zum Ausdruck bringt.

Wie sah die neue Truppe aus? Auf einem Fresko aus Dura spielt sich ein Reiterkampf zwischen Römern und Persern ab. Auf römischer Seite sind die Kämpfer selbst von Kopf bis zu Fuß in den Panzer gehüllt, doch auf das Pferd erstreckte sich diese Bedeckung

[1]) Sir Aurel Stein, *Geograph. Journ.* 92, 323 und Abb. 8.
[2]) Cichorius, RE. 1, 1245f.; H. Nesselhauf zu CIL. 16, 110; W. Wagner, Die Dislokation der röm. Auxiliarform. 39.

nicht. Dementsprechend lautete der Name dieser schweren Reiter: nach dem durchgehenden, aber auf den Mann beschränkten Harnisch hießen sie ‚Kataphrakten'. In jedem Falle war die Bewaffnung leichter als die der späteren Klibanarier, bei denen Reiter und Tier gleichmäßig in Eisen staken. Funde, die man in dem gleichen Dura gemacht hat, zeigen jedoch schon den Gebrauch eines Panzers für beide, aus bronzenen und eisernen Schuppen hergestellt[1]).

Im Gegensatz zu den älteren Kataphrakten, die an der Donau stehend nach sarmatischem Vorbild bewaffnet sein mochten, war das Vorbild der späteren im iranischen Osten zu suchen. Die gefürchteten Panzerreiter der sasanidischen Heere haben hier Modell gestanden. Die Bedeckung von Reiter und Pferd bestand seit achaimenidischer Zeit[2]). Daneben gab es mancherlei Übergangsformen zu leichterer Bewaffnung: gepanzerte Lanzenkämpfer auf ungepanzerten Tieren oder Bogenschützen auf solchen, die eine teilweise Bedeckung trugen[3]). Die Art der Verwendung, daneben die wirtschaftliche Leistungskraft des Einzelnen wird Art und Ausmaß der Rüstung bestimmt haben.

An der Ostgrenze zusammengestellt[4]), zog die neue Truppe mit dem orientalischen Kaiser, der sie begründet hatte, an den Rhein. Sie machte die gesamten Schicksale des dortigen Heeres mit. Unter Maximin kämpfte sie gegen die Alamannen, kämpfte auch im Bürgerkrieg gegen die beiden Senatskaiser Pupienus und Balbinus mit. Nach östlicher Sitte erschienen die schweren Geschwader mit der leichten Truppe vereint[5]): wie in den Heeren Irans, wie bei den nomadischen Stämmen Mittelasiens und Osteuropas fochten Ritter und Bogenschützen Schulter an Schulter. Später kehrten die Reisigen nach ihrer östlichen Heimat zurück.

In der Folgezeit verlautet von einer weiteren Verwendung der Kataphrakten nichts. Sie waren mit dem Übergang des Ostens an Palmyra ebenso aus den Reihen des römischen Heeres verschwun-

[1]) F. E. Brown in *Excavat. at Dura-Europos* 1932-33, 440f.
[2]) F. E. Brown, a. O. 444f.; Verf., Weltherrsch. und Krise 199.
[3]) F. E. Brown, a. O. 306 fig. 22.
[4]) Zum Folgenden E. Stein, Die kaiserl. Beamten und Truppenkörper im röm. Deutschland 128f.
[5]) P. Goessler, Germania 15, 11.

den wie die palmyrenischen Bogenschützen selbst. Aber während man für diese vollgültigen Ersatz fand, wurde er für die Kataphrakten zunächst nicht geschaffen; er wurde nicht einmal versucht. Als Aurelian der schwergerüsteten Reiterei der Palmyrener gegenübertrat, mußte er sich ganz auf die Kraft seiner Illyrier verlassen. Beim ersten Zusammentreffen ermüdete die dalmatische Reiterei die schwerfälligen Gepanzerten durch verstellte Flucht so lange, bis Mann und Roß durch Hitze, Staub und Anstrengung erschöpft waren; unter erneutem Ansturm brach dann ihre Widerstandskraft völlig zusammen. Doch in der zweiten und entscheidenden Schlacht verfing dieses Mittel nicht mehr. Die Palmyrener waren auf der Hut und brachten ihrerseits die Dalmater und Mauren in schwerste Bedrängnis, so daß die Last des Kampfes ganz auf den Fußtruppen ruhte. Diese wurden schließlich des Gegners Herr, wobei die eisenbeschlagenen Keulen der palästinensischen Hilfstruppen[1]) das ihre taten; die Neuheit des Kampfmittels hatte die allzu siegesgewissen Panzerreiter in Verwirrung gebracht.

Während hier die Kataphraktenwaffe dem römischen Heer fehlte, war sie in der Folgezeit wieder da. Galerius' Leibwache auf dem Triumphbogen von Saloniki trägt den Schuppenpanzer, den Spangenhelm und besitzt als Feldzeichen die Drachenfahne. Diese östliche Ausrüstung erinnert an die Kataphrakten. Kurz darauf erscheint der schwere Reiter in voll ausgebildeter Form: ein eiserner Panzer umschloß nicht nur den Mann, sondern ging über Kopf und Brust des Pferdes herab bis zu den Beinen, doch so, daß die Bewegung nicht gehindert wurde. Die neue Truppe wurde mit iranischem Namen als Klibanarier bezeichnet; der östliche Ursprung war wiederum deutlich. Dem gallisch-germanischen Heer Konstantins versperrte bei seinem Eindringen in Oberitalien ein Heer solcher Klibanarier den Weg. Die eisenbedeckte Masse formierte sich in Form eines Keils, um den Gegner in *einem* gewaltigen Anritt zu zersprengen.

---

[1]) Zosim. 1, 53, 2; vgl. 52, 4. Ritterling, RE. 12, 1344 denkt an Legionsvexillationen. Die Ausgrabungen in Dura haben inzwischen eine σπείρη δωδεκάτη Παλαιστεινῶν Σεουηριανὴ 'Αλεξανδριανή (232 n. Zw.) gebracht (C. B. Welles in *Excavat. at Dura-Europos* 1932/33, 434 f.; P. Thomsen, Phil. Woch. 1938, 243.)

Damit war die Taktik der gepanzerten Ritterheere vorweggenommen. Die Keilformation, der einmalige Einsatz der gesamten Schlagkraft unter Absehen von jedem Rückhalt, der Wille, den Schlachtentscheid durch die schwere Reiterwaffe zu erzwingen — all das bedeutete Mittelalter in ausgeprägter Form. Wie im Sasanidenreich, so ist auch im Westen der Übergang zu fassen; er liegt freilich schon jenseits der hier behandelten Epoche.

Im germanischen Norden gehen spätrömischer Kataphrakt und frühmittelalterlicher Ritter unmittelbar ineinander über[1]). Die Gräber des altschwedischen Upsala liefern die Zwischenformen: die reisigen Herren, die sich hier mitsamt ihren Streitrossen beisetzen ließen, trugen über dem Kettenhemd den Brustpanzer, führten neben Bogen und Pfeilen die lange Stoßlanze gleich den Kataphrakten[2]). Die schweren Helme, mit den verschlungenen Bändern und Gliedmaßen des nordgermanischen Tierstils bedeckt, waren die Nachbildung einer Form, die bei den gepanzerten Reitertruppen des spätrömischen Heeres in Gebrauch war[3]). Über die südgermanischen Stämme sind diese Formen nach dem Norden gelangt, wo sie den ritterlichen Typus erschaffen halfen.

Auch König Arthur mit seinen Rittern, das Vorbild mittelalterlichen Heldentums, war ursprünglich nichts anderes als der Führer einer Schar nach spätrömischer Art bewaffneter Kataphrakten[4]). In der ältesten Überlieferung trug er zudem einen römischen Titel; seine Bewaffnung bildeten ein goldener Drachenhelm und ein Panzer, dessen römischer Ursprung in seiner keltischen Bezeichnung noch durchschimmert; einmal wird er geradezu als Imperator bezeichnet.

---

[1]) *Kjøbenhavns Nationalmuseets Vejledninger. Oldtiden* (1937) 87 Abb.

[2]) Besonders anschaulich der Inhalt des noch unveröffentlichen Grabes 8 von Gamla Upsala, heute im Gustavianum in Upsala.

[3]) Über den Helm aus Grab 5 und den der *equites Stablesiani* (*Not. dignit.*, ed. O. Seeck, im Index S. 319 *s. v.*) aus De Peel in Brabant vgl. zuletzt Shetelig-Falk, *Scandinavian Archeol.* 258 (wo weitere Literatur angegeben ist) und A. Alföldi, *Acta Arch.* 1934, 99 f.; pl. VI—VII.

[4]) Grundlegend R. G. Collingwood - J. N. L. Myres, *Roman Britain* 320 f.; Literatur auf S. 477 f. — J. Weisweiler verweist mich darauf, daß im Namen des Panzer cymr. *llwrwe* ein lat. *lorica* steckt (E. Windisch, Abb. Sächs. Ges. Wiss., phil.-hist. Kl. 29 [1912], 6, 143). Der Titel *amorandur* = lat. *imperator* bei A. W. Wade-Evans, *Welsh Medieval laws* p. XXXVII.

Es darf buchstäblich genommen werden, wenn der Klibanarier als Vorstufe des mittelalterlichen Ritters bezeichnet wurde. Eine folgenschwere Veränderung der Taktik bahnte sich hier an. Freilich pflegen sich solche Veränderungen nicht auf den ersten Anhieb durchzusetzen. Die Kriegsgeschichte bietet, bis in die heutige Zeit hinein, der Beispiele genug, daß Waffen, deren Handhabung und Tragweite dereinst einen Umsturz bedeuten sollten, beim ersten Hervortreten versagen. So war es auch hier. Die Zeiten, da in der zweiten Schlacht bei Mursa 351 die Panzerreiter des Constantius den Sieg über Magnentius' gallisch-germanisches Heer errangen, waren noch nicht gekommen.

Der Durchbruchsversuch der Klibanarier schlug Konstantins Heer gegenüber fehl. Seine Reiterei wich dem Stoße aus, und eine leichte Truppe, die dem Gegner sich hätte auf die Fersen heften können, stand den Gepanzerten nicht zur Verfügung. Im Gegenteil: die maurischen Bogenschützen fochten auf der Gegenseite. So ermüdete man die schwerbeweglichen Kämpen in einem Geplänkel, dem sie nicht gewachsen waren, und setzte ihnen dann mit eisenbeschlagenen Keulen zu. Jenem Mittel, das Aurelians Soldaten im Kampf mit den palmyrenischen Kataphrakten mit gleichem Erfolg angewandt hatten.

Das gepanzerte Ritterheer hat sich nicht sofort durchgesetzt: seine Einführung geschah zögernd und mit Rückschlägen; nur Teile des Gesamtheeres haben es mit der neuen Waffe versucht. Obwohl ihr die Zukunft gehörte, hat sich in Rom gegen sie gewehrt. Gewiß war es die Fremdartigkeit des Klibanariers, die hier mitwirkte. Als Constantius II. in Rom seinen Einzug hielt, da bestaunte die Menge die purpurnen Drachenfahnen, die von vergoldeten und edelsteingeschmückten Lanzen herab im Winde sich schlängelten. Sie bestaunte die Klibanarier in ihren glänzenden, enganschließenden Rüstungen, die Gesicht[1]), Rumpf und Schenkel bedeckten; ehernen Statuen schienen diese Krieger mehr zu gleichen als lebenden Menschen . . . Aber nicht nur solch äußere Fremdartigkeit verschaffte der schweren Reitertruppe langsamen Eingang: die Kampfweise selbst widersprach römischem Wesen.

[1]) Eine metallene Gesichtsmaske trägt der Kataphrakt *Excavat. at Dura-Europos* 1930/31, pl. XXI 3; vgl. 1932—33, 306.

Die Klibanarier bestanden nicht aus Einzelkämpfern; ihre Stärke lag im massierten Einsatz. Dicht aufgeschlossen, in *einem* gewaltigen Anlauf suchten sie den Gegner zu überrennen. Gepanzert und hinter einem Wall gefällter Lanzen sich bergend, erinnerten sie an die makedonische Phalanx; nur daß bei den Berittenen die Schnelligkeit größer, die Stoßkraft noch unwiderstehlicher war. Klibanarier und Phalanx bedeuteten eine Vernichtungsmaschine, mit allen Vorzügen und Nachteilen einer solchen. Der Ansturm war unwiderstehlich, wenn er unter bestimmten Bedingungen durchgeführt wurde. War aber das Gelände ungünstig oder verstand der Gegner auszuweichen und zu überflügeln, so wandte sich die Waffe gegen den, der sie handhabte. Schwere verwandelte sich in Unbehilflichkeit, Masse in Verwirrung. Diese Höchststeigerung eines technischen Denkens unterlag dem Fehler alles Technischen und Spezialisierten: sie schloß den freien Entscheid aus. Das Handeln „gemäß den Umständen", von Napoleon bis zuletzt als der strategischen Weisheit letzter Schluß bezeichnet, verschwand in dem Augenblick, da die Maschine in Gang kam. Man mußte sie ihren Weg nehmen lassen, ob sie sich zum eigenen Nachteil oder zu dem des Feindes auswirkte, blieb abzuwarten.

In den Zeiten ihres Aufstieges, als sie gegen Philipp, Antiochos und Perseus fochten, hatten die Römer durch eine bewegliche Aufstellung, eine rasche und allen Wechselfällen sich anpassende Entschlußkraft der makedonischen Phalanx ein Ende bereitet. Hellenistische Taktik hatte damals den Höhepunkt ihrer Technisierung erstiegen. Neben der Phalanx erschienen ausgedehnte und mit Wurfgeschützen bestückte Verteidigungslinien, leichte und schwere Spezialwaffen, Elefanten und bereits damals die Kataphrakten. Antiochos, der große Stücke auf sie hielt, setzte sie in der Schlacht bei Magnesia ein, freilich ohne daß sie den Erwartungen entsprochen hätten. Alledem gegenüber haben die Römer etwas Einfaches zu Ehren gebracht: den Menschen selbst. Bei ihnen war es unvergessen, daß die Legionen, Kohorten und Schwadronen, die den Befehlen ihres Feldherrn willenlos gehorchten, die nur Werkzeuge in seiner Hand zu bedeuten schienen — daß sie aus denkenden und handelnden, lebendigen Menschen sich zusammensetzten.

Man zögerte nicht, die darin liegende Kraftreserve und mögliche Überlegenheit sich nutzbar zu machen.

Kriegs‚maschinen' nach Art der Phalanx haben mit wirklichen Maschinen dies gemeinsam, daß eine Störung des Ablaufs sie unwirksam zu machen droht. Sie können sich nicht anpassen, nicht umstellen; sie sind aus sich heraus nicht imstande, einen Schaden zu beheben. Die Kraft des auf sich gestellten Menschen liegt dagegen in seinen moralischen Energien. Auch in verzweifelten Lagen darf man hoffen, ein Letztes aus ihm herauszuholen. Anpassungsfähigkeit, Findigkeit, Spannkraft und Einsatzfähigkeit werden gerade durch Gefahren oft ins Unerwartete gesteigert.

Der Kataphraktenwaffe gegenüber hatte man auf die gleichen Fähigkeiten zurückgegriffen. Als in der Schlacht bei Emesa die palmyrenischen Gepanzerten ihren Anfangserfolg unbedacht verfolgten, erspähte das Fußvolk Aurelians die Lücke in der feindlichen Schlachtreihe und warf sich hinein. Dasselbe Erfassen der Lage, das gleiche Entschlossensein, sie auszunützen, hatte die Römer bei Pydna des makedonischen Ansturms Herr werden lassen; sie haben auch die Phalanx des Antiochos zertrümmert. Man ließ die Wucht des feindlichen Stoßes sich leerlaufen, fiel über die in Unordnung Geratenen her. In allem griff man das Beste der römischen Überlieferung wieder auf.

Auf den ersten Blick bietet die römische Kriegsgeschichte des dritten Jahrhunderts ein Bild der Überfremdung. Neue, von außen übernommene Waffengattungen laufen den bestehenden den Rang ab. Von allen Seiten dringen die Randvölker über die Reichsgrenzen und, um sie abzuwehren, muß das Reich selbst sich auf barbarische Truppenkörper stützen.

Man fühlt sich zu der Frage veranlaßt, wo überhaupt römisches Wesen sich noch erhalten habe. Nunmehr zeigt sich doch, daß es vorhanden und daß es wirksam war. Es wird sich bestätigen, daß das Römertum in diesen Zeitläuften eine größere Rolle gespielt hat, als es aufs erste hin erscheint.

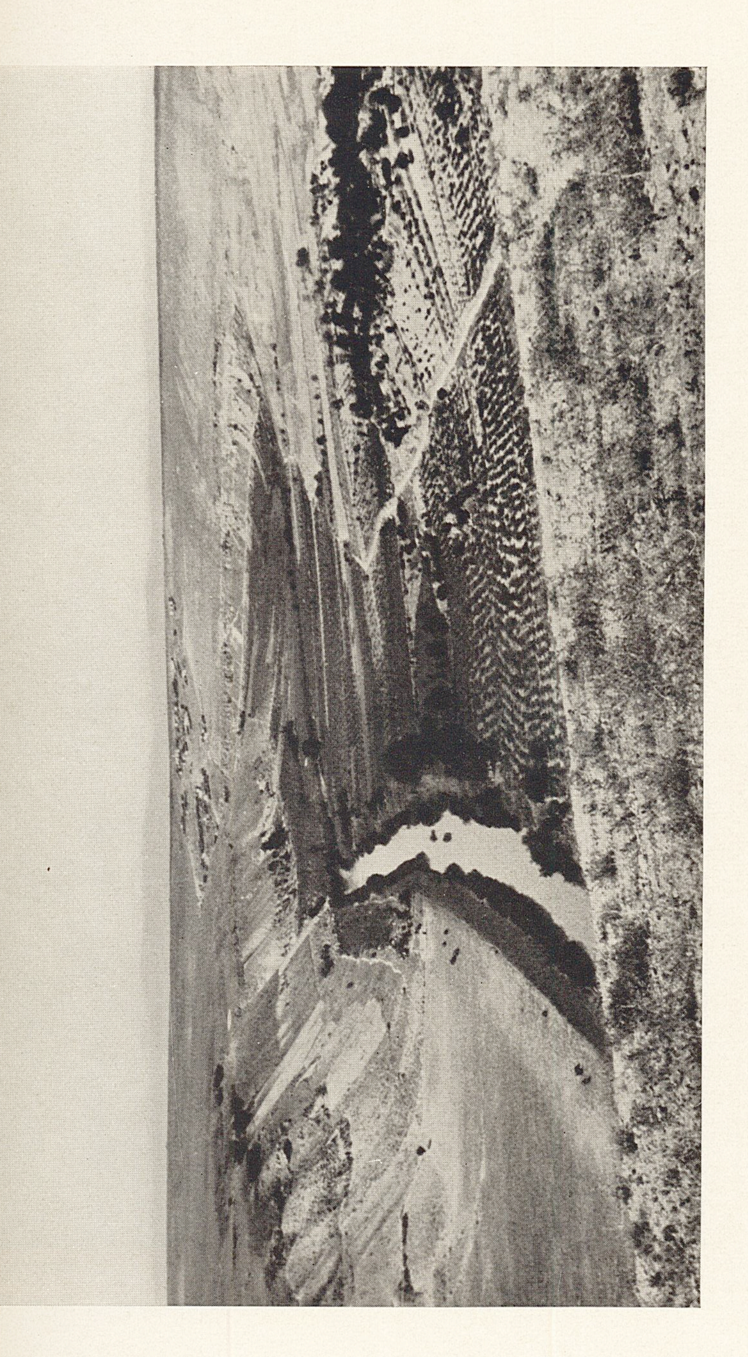


Abb. 38. Tal des Orontes (S. 148).



Abb. 39. Palmyrenische Bogenschützen. Trajanssäule, Rom (S. 146).



Abb. 40. Orientalischer Bogenschütze. Trajanssäule, Rom (S. 146).



Abb. 41. Maurische Speerwerfer. Trajanssäule, Rom (S. 161f.).



Abb. 42. Maurischer Bogenschütze. Fries des Konstantinsbogens, Rom (S. 168).

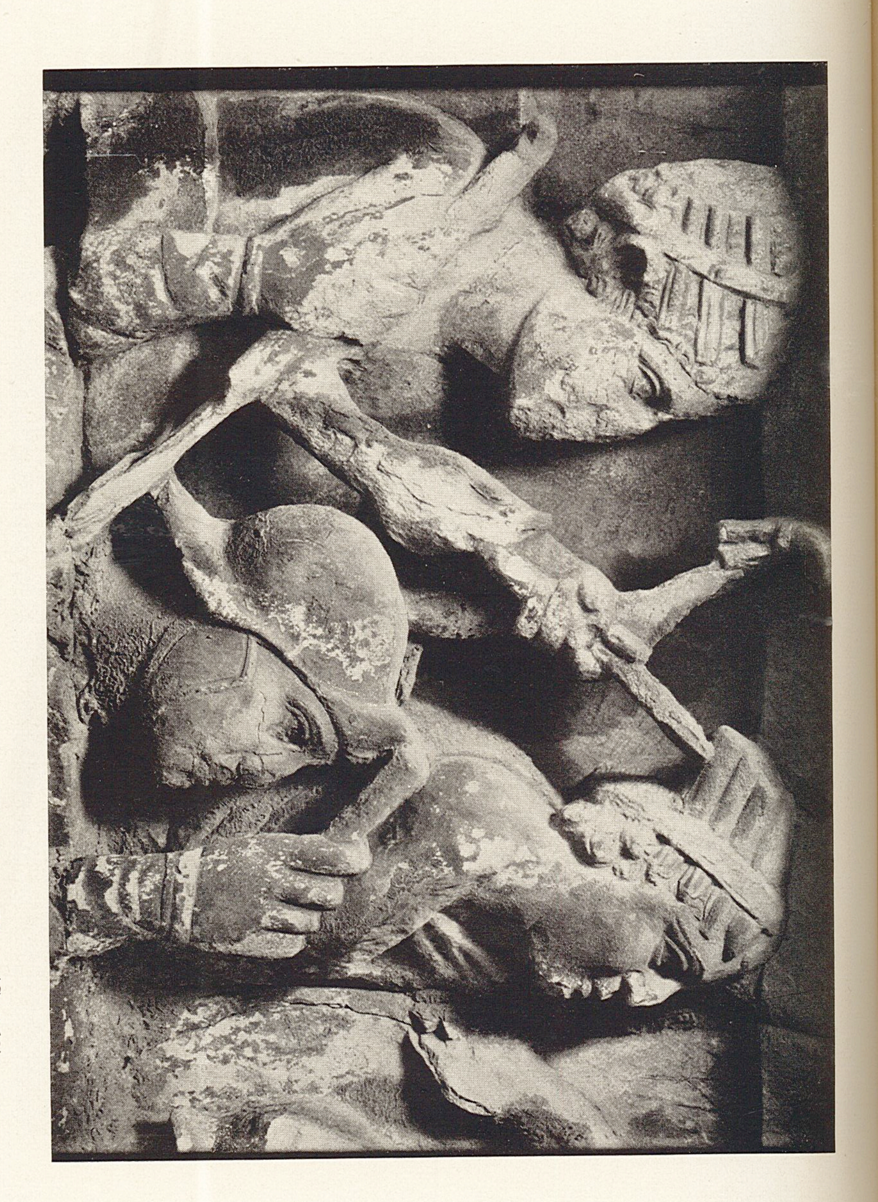


Abb. 43. Maurische Bogenschützen. Fries des Konstantinsbogens, Rom (S. 168).

4.

Neben den Bogenschützen des Ostens hatte lange Zeit eine gleichartige Truppe gestanden: die maurischen Speerschützen, auch sie zu Pferde und in beweglicher Aufstellung kämpfend. Der Ruhm der Mauren datierte von alters her. Ihre Reiterei galt als unwiderstehlich, sei es nun, daß sie die Weichenden in hitzigem Nachdrängen verfolgte oder sich nach verstellter Flucht unversehens auf die allzu siegesgewiß Vordringenden warf. Überfälle und Raub hatten sie an das Kriegshandwerk gewöhnt; Nomaden wie die Skythen, waren sie weniger noch zu fassen als diese, da sie Weib und Kind nicht auf schwerfälligen Planwagen, sondern gleichfalls zu Pferde mit sich führten. Ihre Gewandtheit war so groß, daß sie die Tiere in vollem Lauf, ohne Verwendung der Zügel und mit bloßen Stöcken, zu lenken wußten.

Als Nomaden, die sie waren, wurden die Mauren in loser Gliederung verwandt. In Mauretanien befehligte sie ein römischer Offizier ritterlichen Ranges[1]); in Trajans Dakerkrieg dagegen kämpften sie unter einem einheimischen Fürsten, der nicht einmal römischer Untertan, sondern freibürtiger Mann der Wüste war[2]). Auch in der Folgezeit begegnen irreguläre maurische Truppen in Dakien[3]).

Auf der Trajanssäule erscheinen diese Mauren im Bild. Ihre Pferde unterscheiden sich stark von den römischen: ein hitziger Schlag, ausgezeichnet durch Kleinheit und Beweglichkeit. Doch trotz ihres Feuers, das sich in den gesträubten Mähnen und wallenden Schweifen, im Blähen der Nüstern äußert, sind sie leicht lenkbar. Ein geflochtener Strick um den Hals genügt; sonst sind sie ungezäumt und ungesattelt. Die Reiter selbst sind mit Wurfspießen und kleinen Schilden ausgerüstet. Fremdartig ist ihre Barttracht mit den langen, kunstvollen Locken; das Haupthaar tragen

---

1) R. Cagnat, *L'armée Romaine d'Afrique* 327f.
2) Th. Mommsen, Hermes 19, 226 Anm. 4; A. v. Premerstein, Klio 12, 173; Beih. 8, 63 Anm. 1; Dessau 2006; CIL. III p. 1989; vgl. p. 2328, 64; E. Stein, Die kaiserl. Beamten 134; 242f. Neuestens J. Carcopino, *Istros* 1, 5f.
3) V. Christescu, *Istoria militară a Daciei Romane* 196f.; H. T. Rowell, RE. Art. ‚Numerus' Nachtr. 2546f.

sie kurz geflochten in Strähnen, die das Gesicht gleich einer Kappe umrahmen. Ähnliche Trachten lassen sich bei den heutigen afrikanischen Stämmen feststellen.

Noch unter Trajan ergab sich eine neue Verwendung der Mauren. Wie in den Dakerkrieg, so folgten sie dem Kaiser gegen die Parther. Doch erst in der Zeit, da die syrischen Bogenschützen zur Höhe ihres Ruhmes stiegen, kamen auch die Afrikaner wirklich empor. Schon Commodus bediente sich neben den Parthern der Mauren als Lehrmeister in der Handhabung des Bogens; vielleicht hat er von ihnen sein Kunststück übernommen, den Straußen im Zirkus die Hälse vermittelst Pfeilen mit halbmondförmiger Spitze abzuschießen. An der mesopotamischen Grenze standen maurische Speerschützen; es ging ihnen der Ruf der Mordlust und Todesverachtung voraus, und zum mindesten die erste bewährten sie, als Pescennius Niger sie gegen die abgefallenen Städte Syriens losließ. Caracalla nahm die gleiche Truppe in seinen Partherkrieg mit, später focht sie im Heere des Macrinus, erst gegen die parthischen Reiter, dann in den Kämpfen um den Thron. Dieser Kaiser war selbst Mauretanier; man erkannte ihn als solchen an dem Ohrzäpfchen, das nach maurischer Sitte durchbohrt war. Die Speerschützen hingen Macrinus als Landsmann mit besonderer Zähigkeit an. Wie die Syrer und Illyrier mit den Kaisern ihres Geblüts, so taten es auch diese Mauren; allenthalben begann die Soldateska das Reich als Domäne eines besonderen Volkstumes zu betrachten. Schließlich fehlten neben der Masse östlicher Bogenschützen, die Alexander Severius gegen die Germanen führte, die maurischen Speerwerfer nicht. Auch sie wurden zu den Haus- und Gardeformationen gezählt, so scheint es; zum mindesten müssen die Irregulären aus Nordafrika gleich denen aus der Osrhoëne und Armenien zu den Kerntruppen des Heeres gehört haben.

Unter Philippus Arabs wurden die Mauren abermals gegen die nordischen Stämme eingesetzt. Der hitzige Kampfesmut dieser Reiterei brach den Widerstand der Karpen, die in Dakien eingedrungen waren und sich bereits als Herren des Landes betrachteten. Welche Bedeutung die Truppe schon damals besaß, geht aus der Erhebung des Aemilianus, eines gebürtigen Mauren aus Girba, hervor[1]). Ein ausgezeichneter Soldat[2]), wurde er vom Donauheer als Kaiser ausgerufen, wobei die zahlreichen maurischen Abteilungen innerhalb der dakischen Besatzungstruppe das entscheidende Wort gesprochen haben werden. Dieser Aemilianus war ein Vorgänger der Mauren Memor und Saturninus, von denen der eine sich unter Gallienus, der andere unter Probus erhob.

Auch Aemilianus' Gegner und Nachfolger Valerian konnte der Mauren nicht entraten. Als er die Katastrophe im Osten, die unter seinen Vorgängern mit einer ersten Eroberung Antiocheias begonnen hatte, durch sein persönliches Erscheinen zu bannen versuchte, mußte er es sich versagen, die illyrischen Kerntruppen nach dem Osten zu führen. Sie wurden zur Abwehr der Angriffe an Rhein und Donau gebraucht. Nur die maurische Garde war an der mesopotamischen Grenze zugegen, sei es, daß der Kaiser sie vorgefunden, sei es, daß er sie mitgebracht hat. Eine furchtbare Seuche suchte damals das römische Heer heim; sie befiel gerade auch die maurischen Speerschützen[3]). Durch den Ausfall dieser wichtigsten Truppe wurde dem Vordringen Schapurs freie Bahn geschaffen.

Die große Zeit der Mauren brach an, als die orientalischen Bogenschützen aus dem Westen und überhaupt aus dem Reichsheer verschwanden. Dieses Verschwinden fiel zeitlich und ursächlich mit dem der orientalischen Herrscher zusammen. Ihre Nachfolger, die Kaiser illyrischer Herkunft, sahen sich vor die Aufgabe gestellt, wie man dem Fehlen einer leichten Reiterei und der Schützenwaffe abhelfen könne. Beides war um so drückender, als unter Gallienus die große Vermehrung der berittenen Abteilungen und damit eine Veränderung der gesamten Heeresgliederung eintrat.

Es war die folgenreiche Tat dieses Kaisers, daß er die afrikanische Truppe mit der illyrischen Reiterei verband. Mauren und Dalmater traten von jetzt an nebeneinander auf: sie bildeten die neugeschaffene Reiterreserve des Gallienus.

Die Dalmater tragen den Namen eines Stammes, der einst den Römern hartnäckigen Widerstand geleistet hatte. Nach ihrer Unter-

---

[1]) *Epit. de Caes.* 31, 1.
[2]) Zon. 12, 21 p. 590 Bonn.; vgl. H. Mattingly, *Journ. Rom. stud.* 25, 57.
[3]) Zosim. 1, 36, 1; Petrus Patr. *excerp. de legat.* fr. 1 p. 3 De Boor.

werfung waren die Bewohner Dalmatiens stark zur Rekrutierung herangezogen worden; sie hatten in Legionen und Gardeformationen Eingang gefunden, aber auch eigene Auxiliarabteilungen zu Fuß und zu Pferd gebildet. Die neue dalmatische Reiterei des Gallienus hatte vermutlich von diesen den Namen übernommen. Sicherlich rekrutierte sie sich aus Illyriern, aber das besagte nicht, daß die Mannschaft ausschließlich dem dalmatischen Stammesgebiet entnommen war. Außer wenigen Ebenen und Tälern gibt es zwischen Krka und Narenta nur bergiges Wald- und Weideland; sie bieten der Rossezucht geringen Spielraum. Aber in den Niederungen von Save und Drau, vor allem in der syrmischen Landschaft, finden sich noch heute die großen Pferdeherden. Syrmien gehört seiner Eigenart nach schon zur Tiefebene jenseits der Donau; Alföld und Puszta haben über den Strom gleichsam hinübergegriffen und sich diesen Teil des Reichsgebiets zu eigen gemacht.

Es ist eine fruchtbare Fläche, die sich im Süden der Fruschka Gora ausbreitet. Der schwere Boden trägt nahrhaftes Gewächs in Menge. Scharen von Pferden, untermischt mit langhörnigen Rindern, bevölkern das Blachfeld. Langsam und trüb gleitet die Save in ihrem Bett dahin; zu beiden Seiten dehnt sich die Weite, und ein endloser Himmel spannt sich über die Landschaft. Kaiser Maximin fühlte sich hier zuhause; ursprünglich Führer einer pannonischen Schwadron, war er ein gewaltiger Krieger und Reiter. Wie bei ihm, dem Sohn der Alanin, so war überall die Berührung mit dem Reiternomadentum vorhanden. Die Tüchtigkeit der dalmatischen und pannonischen Kavallerie wird nicht zuletzt durch solche Berührung bedingt gewesen sein.

Über die Ausrüstung dieser Truppe ist nichts überliefert; sie läßt sich nur vermuten. Wie die Herkunft der Truppe, weist sie in den Bereich der Reitervölker hinüber.

Die dritte Kohorte der Dalmater gehörte zur Besatzung Dakiens[1]. Sie war, wie ihr Beiname besagte, zu einem Teile beritten[2].

[1]) *Coh. III Delmatarum mill. equit. civ. Roman. p. f.*; vgl. W. Wagner, Die Dislokation der Auxiliarformationen 132f.

[2]) Zuletzt M. Durry, *Les cohortes prétoriennes* 83f.; W. Bradford-Welles, *Arch. d'hist. du droit orient.* 1, 283.

Standort war Mehadia: sie hielt diesen wichtigen Punkt, der die Rückzugsstraße zur Donau deckte, bis zur Räumung der Provinz durch Aurelian[1]). Dann verschwand sie von der Donaufront: wie der Hauptteil der dakischen Abteilungen, so wird auch sie dem Feldheer des Kaiser einverleibt und mit ihm gegen Palmyra gezogen sein. Die dalmatische Reiterei zählte zu den Kerntruppen des kaiserlichen Expeditionsheeres[2]). Von diesen Kavallerieeinheiten blieb ein Teil dauernd im Osten[3]), und unter ihnen erscheint auch unsere Abteilung, nunmehr ganz zur berittenen Truppe geworden[4]).

Die neuen dalmatischen Reiterkorps, die seit Gallienus begegnen, scheinen demnach nicht nur den Namen von den älteren Formationen übernommen zu haben: diese sind in ihnen aufgegangen. Die berittenen Abteilungen der bereits bestehenden Dalmaterkohorten brachten bei dem Eintritt in die Kavalleriereserve ihre Bewaffnung mit. Sie bestand aus einem kurzen Schuppenpanzer und dem rechteckigen, in der Mitte verbreiterten Schild. Hauptwaffe aber war eine übermannshohe Lanze, die man zum Stoß verwandte[5]).

Diese Stoßlanze war der schweren iranischen Reiterei, aber auch den Sarmaten und Alanen an der Donau eigentümlich. Wie die germanischen Quaden[6]), so hatte auch die römisch-illyrische Reiterei an der Donau die Waffe übernommen. Es gab eine eigene Schwadron von *contarii*, die, von Trajan errichtet, nach ihrer Bewaffnung mit der Stoßlanze (*contus*) benannt war[7]). Eine solche Truppe rechnete zur leichten Reiterei[8]); man versteht, warum die Dalmater in der Schlacht bei Emesa dem Angriff der palmyrenischen Kataphrakten nicht standzuhalten vermochten[9]).

[1]) W. Wagner, a. O. 133.

[2]) Zosim. 1, 52, 3; E. Ritterling, Festschr. Hirschfeld 346.

[3]) E. Ritterling, a. O. 345f.; unten S. 180.

[4]) *Not dignit., or.* 7, 27.

[5]) R. Cagnat, *L'armée Romaine d'Afrique* 301f.; Tafel zu S. 297, Nr. 2—3.

[6]) Oben Seite 76.

[7]) W. Wagner, a. O. 30.

[8]) Arrian, *tact.* 4, 2f., wo die κοντοφόροι als ἄφρακτοι von den Kataphrakten unterschieden werden. Eine besondere Gattung der κοντοφόροι kämpfte außerdem mit dem großen Schild und hießen darum θυρεαφόροι (a. O. 4). Sie entsprachen offenbar den Dalmatern, während die *contarii* bloße κοντοφόροι waren.

[9]) Unten S. 167.

Die neuen Dalmater des Gallienus standen, wie die übrigen berittenen Korps dieses Jahrhunderts, außerhalb des Legionsverbandes[1]). Die Truppe erscheint überall, wo es um die Entscheidung geht: bei Gallienus' Zug gegen Ingenuus, in den Gotenkriegen des Claudius und bei Aurelians Zug gegen Palmyra. In Mailand war das Hauptquartier des neuen Reiterkorps und damit auch der Dalmater[2]). Als Aureolus zu Postumus abfiel, stützte er sich auf die dortigen Abteilungen; er ließ Münzen auf die Tapferkeit und Eintracht seiner Reiter schlagen. Immer erscheinen die Dalmater im Gefolge des Kaisers selbst. Gallienus, der Schöpfer der Truppe, fiel von der Hand eines dalmatischen Rittmeisters, den die nächste Umgebung des Kaisers zum Morde gedungen hatte.

Unter Claudius, der selbst Illyrier war und zu den Verschworenen gehört hatte, trat die Bedeutung dieser Reiter leuchtend hervor. Sie standen unter Aurelians, des zukünftigen Kaisers, Befehlen und taten den Goten, die das obere Makedonien verheerten, empfindlichen Abbruch. Wie wenig römisches Fußvolk ohne seine Reiterei vermochte, zeigte der weitere Verlauf von Claudius' Unternehmung. Die Berittenen und das Fußheer waren untereinander uneins geworden; allein die Infanterie vermochte der Kaiser dem Feind entgegenzustellen. Sie erlitt alsbald eine Niederlage, und nur das rechtzeitige Erscheinen der Reiter, die sich auf ihre Kameradenpflicht besannen, vermochte die Folgen der Schlappe abzuwenden.

Einen Ersatz für die verloren gegangene Schützenwaffe hatte Claudius nicht zu schaffen vermocht. Er selbst empfand den Mangel schmerzlich, und schmerzlicher noch mußte er in dem Augenblick hervortreten, als man das Heer der Palmyrener selbst zu bestehen hatte, dessen Stärke neben den schwergepanzerten Reitern eben in den Schützen lag. Als es zwischen Aurelian und Zabdas, dem Feldherrn der Zenobia, bei Emesa zur Schlacht kam, standen den Römern neben den Dalmatern allein die Mauren zur Verfügung[3]).

[1]) St. Paulovics, *Archaeol. Hung.* 20, 11; *Atti del Congr. Intern. del diritto Rom.* 1933, 1, 553; A. Alföldi, *Journ. Rom. stud.* 1937, 259.

[2]) Zum Folgenden: A. Alföldi, Zeitschr. f. Numism. 1927, 203f.; 1928, 201.

[3]) Während unter Severus Alexander es eine maurische Truppe zu Fuß und zu Pferd gab (CIL VIII 20996) und daneben die osrhoënische gesondert bestand (CIL VI 31836), hieß die maurische Reiterei seit Gallienus nach den Mauren und Osrhoënern (Dessau 9479); sie führte also Stammtradition der Orientalen,

Sie hatte man dazu ausersehen, die nationale Waffengattung des Ostens nicht nur zu ersetzen, sondern ihr auch im Entscheidungskampf entgegenzutreten. An Rang standen die Afrikaner unmittelbar neben der illyrischen Garde, und damit wiederholte sich eine Verbindung, die ein halbes Jahrhundert zuvor schon einmal hervorgetreten war. Damals focht diese Garde Seite an Seite mit den Mauren gegen die orientalischen Legionen, die Elagabal auf den Thron erhoben hatten.

Obwohl in der Schlacht bei Emesa ein Teil von Aurelians Reitern versagte und ihm auch sonst durch die leichten syrischen Truppen mancherlei Abbruch geschah, muß doch die neue Verbindung von illyrischer und afrikanischer Reiterei sich bewährt haben. Denn beide Truppen vereint, rangierten seitdem unter den Besatzungen der östlichen Provinzen an erster Stelle[1]). Durch die Verteilung dieser landfremden Kerntruppen suchte man ein Gegengewicht gegen die aus Einheimischen bestehenden Abteilungen zu schaffen, auf die sich Zenobias Macht in erster Linie gegründet hatte. Die gleiche Politik befolgte Aurelian mit den beiden neugegründeten Legionen, die er in die Syria Phoenice und in die Provinz Arabien verlegte. Auch sie rekrutierten sich aus den illyrischen Ländern und waren dazu bestimmt, den Osten fester an die westlichen Reichsteile zu ketten.

Darüber hinaus war der Kaiser auf weitere Verstärkung der Reiterei bedacht. Gallienus hatte, so scheint es, auch die den Legionen zugewiesene Reiterei vermehrt. Sie wurde nunmehr von der Fußtruppe getrennt und unter dem Titel *Promoti* zu eigenen Einheiten zusammengestellt[2]). Verwaltungsmäßig blieben sie freilich den Legionen noch zugeordnet; erst unter Konstantin wurden sie auch darin verselbständigt.

die inzwischen ausgeschieden waren, fort. Doch Zosimos 1, 52, 3 spricht durchaus zutreffend einfach von der maurischen Reiterei. Dies gegen A. v. Domaszewski, Die Rangordnung des röm. Heeres 189f.

[1]) E. Ritterling, Festschr. O. Hirschfeld 346f.; dazu A. Alföldi, 25 Jahre röm.-germ. Kommiss. 12; St. Paulovics, *Arch. Hungar.* 20, 62. Saturninus, unter Aurelian *dux limitis Orientalis* (*SHA.*, quadr. *tyr.* 7, 2) und als *magister militum* (Jord., *Rom.* 293 Momms.) zum Wiederaufbau Antiocheias gesandt, war Maure (Zos. 1, 66, 1; Zon. 12, 29 p. 609 Bonn.). Also standen bereits damals die maurischen Abteilungen an der Ostgrenze: *sie* erhoben ihren Landsmann.

[2]) E. Ritterling, Festschr. Hirschfeld 348; eine ältere *vexillatio equitum Illyricorum* bei W. Wagner, a. O. 51f.

Eine letzte Veränderung zeigt der Fries des Konstantinsbogens. Hier sind Bogenschützen dargestellt, die ihre Pfeile nicht im Köcher, sondern hinter der Kopfbinde tragen[1]). Man kennt diese Sitte aus den Schilderungen afrikanischer Stämme, von Mauren und Aithiopen. Sie banden ihre kleinen Pfeile vermittelst einer Haarbinde fest; der gefiederte Teil lag am Kopf, die Spitzen ragten nach außen, so daß sie wie Strahlen abstanden. Diese maurischen Bogenschützen (denn nur sie können gemeint sein) waren demnach ganz oder zu einem Teil an die Stelle der Orientalen getreten. Sie kämpften in den Reihen des Rheinheeres, wie es ihre Vorgänger, die maurischen Speerwerfer, einst unter Alexander Severus und Maximin getan hatten. Und sie ersetzten jetzt die palmyrenischen und syrischen Abteilungen, die ihnen damals noch zur Seite gestanden hatten, auch in der Handhabung des Bogens.

5.

Mit den syrischen und maurischen Schützen, mit den Kataphrakten und Dalmatern zog eine neue Bewertung der Reiterei im römischen Heere ein. Ihre Schätzung war römischem Wesen ursprünglich so fremd wie die von Pfeil und Bogen. Gewiß dienten die führenden Stände seit alters zu Pferde, aber der schwer bewaffnete Fußsoldat blieb Roms eigenste Waffe. Nunmehr griff der reiterliche Stil auf Reich und Heer über. Dieser Stil hatte, aus dem mittleren und nördlichen Asien kommend, die östlichen Germanen in seinen Bann geschlagen, hatte China und Iran erobert: nunmehr konnte ihm auch Rom nicht mehr die Tore verschließen.

Die stärkste Einwirkung kam vom Parther- und Sasanidenreich, und dies bedeutet schwerlich einen Zufall. Der Einfluß der iranischen Kunst war schon im Bogen des Septimius Severus in Leptis Magna oder auf den Jagdsarkophagen des südlichen Kleinasien zu verspüren[2]). Eine ähnliche Wandlung vollzog sich in der Literatur der östlichen Reichshälfte. Der Roman des Syrers Jamblichos bedeutete insofern einen Umbruch[1]), als die mannigfachen Schicksale des Liebespaares, die den Inhalt dieser Gattung zu bilden pflegen, sich in eine Reihe von ‚Aventüren' zu wandeln begannen. Das Ramayanam oder das Epos des Firdusi, überhaupt die Umbildung altiranischer Sagenstoffe ins Rittermäßige[2]) drängen sich zum Vergleich auf, und nicht umsonst hat sich Jamblichos auf Lehrer aus dem Osten berufen. Galerius ließ sich auf seinem Triumphbogen in Saloniki in ritterlichem Zweikampf mit dem Perserkönig darstellen und nahm damit das Vorbild iranischen Rittertums auf[3]); nicht anders schilderte der Sasanide Ardeschir seinen Sieg über den letzten Partherkönig[4]). Wenn Gallienus seinen Gegner Postumus zum Zweikampf herausforderte, der über den Besitz des Kaisertums entscheiden sollte[5]), so darf dies als Umsetzung in die Tat gewertet werden. Der Schöpfer des Reiterheeres hat sich die ritterlichste Form des Kampfes erwählt. Der Versuch fand Nachahmung: Tenagino Probus siegte als Statthalter Numidiens über den Marmariden Aradio im Zweikampf[6]).

Wenn die osrhoënischen Bogner, die maurischen Speerschützen zu den kaiserlichen Gardetruppen gehörten, so war dies im sasanidischen Heer nicht anders. Aus Bogenschützen bestand dort die Leibgarde des Königs[7]). Selbst die Bildung der Reiterreserve besitzt ihre Vorbilder im iranischen Osten[8]).

Als die Partherkönige das Zweistromland in ihre Gewalt gebracht hatten, nahmen sie dort ihren Wohnsitz. Aber nicht im griechischen Seleukeia, das man sich selbst überließ und dem man ein hohes Maß von Selbständigkeit zugestand[9]). Die reiche und üppige Stadt mit ihrem tiefen Hafen lag am Tigris und war durch

[1]) H. P. L'Orange, *Symbol. Osloens.* 13, 105f.; H. P. L'Orange und A. v. Gerkan, Der spätantike Bildschmuck des Konstantinsbogens 45f.

[2]) G. Rodenwaldt, *Journ. Hell. stud.* 53, 206f.; *Studi e scoperte Germ. sull' arch. e l'arte del tardo impero* 22.

[1]) Hinweis von K. Kerényi.

[2]) E. Herzfeld, *Archaeol. history of Iran* 64.

[3]) K. F. Kinch, *L'arc de triomphe de Salonique pl.* 6; G. Rodenwaldt, am zuletzt genannten Orte 22.

[4]) E. Herzfeld, a. O. 57; 78f.

[5]) Petr. Patr. bei Dio. ed. Boiss. III 743 nr. 165. Dazu L. Wickert, RE. 13, 357; A. Alföldi, 25 Jahre röm.-germ. Kommiss. 33.

[6]) *SHA.*, *v. Probi* 9, 2; dazu A. Stein, Klio 1936, 240.

[7]) Siehe unter S. 171 Anm. 2.

[8]) A. Momigliano, *Encyclop. Ital.* 29, 639; F. Altheim, Welt als Geschichte 2, 333f.

[9]) W. W. Tarn, a. O. 30f.; 42.

den „Königskanal“ auch mit dem Euphrat verbunden[1]). Sie bildete den natürlichen Umschlagshafen für die Güter, die aus Indien oder dem iranischen Nordosten kamen und nach dem Westen weitergeleitet wurden[2]). Neben den Griechen wohnte hier eine zahlreiche babylonische Bevölkerung[3]). All dies war ursprünglich parthischer Art nicht gemäß. Man achtete die griechische Kultur oder gab vor, es zu tun; man übernahm von ihr, was man sich anzueignen vermochte. Auf der anderen Seite liebte man das freie Herrenleben zu Pferd, Jagd und Kampf. Die Rücksicht auf die Bürger von Seleukeia, denen man die Einquartierung des Kriegsvolks nicht zumuten wollte, gab den willkommenen Vorwand, sich außerhalb anzusiedeln.

So schufen die Arsakiden aus der östlich des einstigen Tigrislaufes gelegenen Vorstadt Ktesiphon sich ihre eigene Residenz. Ursprünglich bildete sie ein Lager, und die Spuren dessen hat die parthische Stadt bis in späteste Zeit bewahrt. Ihr kreisrunder Grundriß stimmt mit Hatra überein, das gleichfalls parthischer Zeit entstammte und auf eine ähnliche Lagerform zurückging. In Ktesiphon bezog der König mit seinem Gefolge — mit Rittern und Schreibern, mit Pferden und Hundemeuten — das Winterlager. Hier hielt man sich im Zustand der Bereitschaft und des ständigen Aufbruchs, wie es nomadischer Art entsprach. Die endlos sich dehnende Ebene am Unterlauf des Tigris bot dem reiterlichen Treiben des parthischen Hofstaates das geeignete Gelände.

Seleukeia und Ktesiphon: in dem Übergang von der hellenistischen Metropole zur parthischen Lagerstadt spiegelt sich der Wandel der Zeiten. Der Gegensatz beider Städte wurde durchaus empfunden: auf dem Septimiusbogen des römischen Forum hat der Künstler ihre Eigenart herausgestellt[4]).

Septimius Severus, so hören wir, gelangte den Königskanal hinauffahrend nach Seleukeia; er nahm die bereits unter Lucius Verus schwer mitgenommene Stadt ohne Widerstand, nachdem die Bewohner sie verlassen hatten. Dann ging es an die Eroberung von

[1]) Streck, RE. 2 A, 1154f.; W. W. Tarn, a. O. 60f.
[2]) W. W. Tarn, a. O. 54; 61f.
[3]) W. W. Tarn, a. O. 61; 352.
[4]) Die Deutung auf Ktesiphon verdanke ich F. W. Deichmann; vgl. P. W. Townsend, *Am. Journ. Arch.* 1938, 514.

Ktesiphon. Die Soldaten verheerten das umliegende Land, brannten die Landhäuser nieder und nahmen die Stadt im Sturm. Kaum gelang es dem Partherkönig, mit wenigen Reitern zu entkommen[1]).

Auf dem linken Relief der Nordwestseite des Bogens sieht man oben Seleukeia, kenntlich am vorüberfließenden Tigris und dessen Gottheit. Ohne Widerstand ergibt sie sich dem Kaiser, gewährt ihm und seinen Soldaten den Eintritt. Es ist eine ausgedehnte und prächtige Stadt: hohe Türme und ein rundbogiges Tor durchbrechen den polygonalen Mauerring; giebelgeschmückte Häuser und weitere Türme umsäumen die Straßen.

Auf der anderen Seite des Tigris (im Bilde: unterhalb von ihm) liegt Ktesiphon. Von links her ist der Fluß bis an den Stadtrand geführt und schließt hier ab. Der Mauerring ist nicht polygonal, sondern zeigt den kreisrunden Grundriß der wirklichen Stadt. Die Türme der Mauern, die Häuser im Inneren sind weniger prunkvoll. Dafür ist die Verteidigung weit energischer. Nach links hat man gegen die römischen Belagerer ein (in Aufsicht gegebenes) Werk vorgeschoben, und rechts unten schlägt man sich um ein außerhalb der Stadt gelegenes Haus oder eine weitere Befestigung. Aber schon naht der Untergang: der König mit seinem Gefolge verläßt die Stadt; in eiliger Flucht stieben die Berittenen nach rechts und links davon.

Dort die wohlgebaute Großstadt, hier die kreisrunde Lagerfestung mit wehrhaften und reiterlichen Insassen — das ist der Unterschied. Etwas von dieser Lagerstadt ist Ktesiphon auch in sasanidischer Zeit geblieben. Die königliche Hofhaltung mit den Garden[2]) residierte hier auch weiterhin, nur wurden jetzt der Palast und die Wohnhäuser der Großen vor die Mauern verlegt. Überall haben sich Reste eines herrenmäßigen Lebens erhalten; Darstellungen von Jagdtieren, von Pferden und Reitern herrschen auf den Stuckfriesen der Häuser vor[3]).

[1]) Herod. 3, 9, 11; Dio 75, 9, 2; Amm. Marc. 24, 6, 1; vgl. N. C. Debevoise, *A political history of Parthia* 260.
[2]) *Agmen regium* Amm. Marc. 19, 5, 5; an das makedonische, durch die Parther vermittelte Vorbild braucht man nur zu erinnern.
[3]) Die Ausgrabungen der zweiten Ktesiphon-Expedition 1931/32 (Staatl. Museen in Berlin; Metropolitan Museum of Art, New York) 16f. (E. Kühnel) und Abb. 17f., besonders 26-27; J. H. Schmidt, *Syria* 1934, 1f.

Am Tigris aufwärts liegt eine frühislamische Gründung ähnlicher Art: Samarra. Auch die Nachfolger Harun-al-Raschids hatten die Kalifenstadt Bagdad verlassen und sich weiter oberhalb eine neue Residenz erbaut, die den Charakter eines militärischen Lagers trug. Über Nacht wurde hier alles geschaffen, um nach wenigen Jahrzehnten wieder verlassen zu werden; ein über 30 Kilometer sich erstreckendes Ruinengelände ist der einzige Rest dieser Schöpfung eines dynastischen Willens.

Die Berührungen mit dem Rom des späteren dritten Jahrhunderts drängen sich auf. Das neugeschaffene Reiterheer war gleichsam das persönliche Gefolge des Kaisers. Der jeweilige Anführer war der mächtigste Mann nächst ihm und meist ging der Nachfolger aus dem Offizierskorps der Truppe hervor. Lokalisiert war dieses Reiterheer nicht in Rom, sondern im kaiserlichen Hauptquartier nahe der gefährdeten Nordgrenze: in Mailand. Ihnen traten andere Städte, ebenfalls Residenzen und kaiserliche Hauptquartiere: Trier, Sirmium, Nikomedien zur Seite.

Die kaiserliche Lagerstadt vollends liegt in der Palastanlage von Spalato vor. Gleich Ktesiphon und Samarra wurde auch sie außerhalb der nächstgelegenen Metropole, Salona, angelegt. Der gleiche Wille zur Trennung vom städtischen Wesen äußerte sich hier wie dort. Und wie Samarra, so wurde auch Spalato in kürzester Frist erbaut. Solche Bauten eines unumschränkten Herrschertums pflegen nicht langsam voranzuschreiten, in zähem, unerschütterlichem Legen von Schicht auf Schicht. Zumal einen Mann, der von unten aufgestiegen war wie Diocletian, mochte es drängen, seine Schöpfungen rasch zu vollenden, sie als fertiges Denkmal eigener Größe zu hinterlassen. Die Arbeiten am Palast wurden darum gleichzeitig an verschiedene Werkgruppen im Wege der Liturgie vergeben. So blieb die Ausführung ungleich; die Arbeiten konnten aufeinander nicht abgestimmt werden. Man vermißt den geschlossenen ‚Stil‘: was wirkt, ist allein der in Stein geprägte Wille des Herrschers.

Rasch aufgeführt, wurde Spalato — auch darin Samarra ähnlich — rasch wieder verlassen (vielleicht schon nach dem Tode seines Gründers). Nach dem Awarensturm von 614 suchten die Bewohner Salonas in den Ruinen des nahegelegenen Kaiserpalastes Zuflucht[1]). Die Berührungen Spalatos mit der iranischen Welt vervollständigen die erhaltenen Ritzzeichnungen. Sie zeigen den iranischen Typus des schweren Schlachtpferdes, in den Formen und der Ausrüstung des Ostens dargestellt.

Allenthalben, so scheint es, gehen die großen Neuerungen des dritten Jahrhunderts auf fremde Vorbilder zurück. Eine von dort kommende Anregung war zweifellos vorhanden. Doch schon das Beispiel Spalatos zeigt, daß fremde Übernahme und römische Form sich nicht ausschlossen.

In den Einzelheiten greift die kaiserliche Anlage bewußt auf das römische Lager zurück. Das Achsenkreuz von Cardo und Decumanus, der übersichtliche Plan, die Anordnung der Wohnstätten für Beamte und Garden — alles nimmt jene klassische Form auf. Auf einer Halbinsel, inmitten von drei Hügeln, die als Schildwachen gegen Meer und Festland vorgeschoben sind, lagert sich breit und übersichtlich das Viereck dieses Palastes.

Wie das Ganze dem römischen Lager, so wurde Diocletians Mausoleum dem Pantheon nachgebildet. Mochte auch die großartige Lichtöffnung — das „Auge des stoischen Weltgottes“, wie man sie genannt hat — unnachahmlich bleiben: der Wechsel von runden und quadratischen, mit Tonnengewölben überspannten Nischen, die vorspringenden und verkröpften Säulen, die kleinen Pilaster des Oberstocks kehren im späteren Bau wieder. Die Anknüpfung an die Werke der römischen Vergangenheit ist auch da unverkennbar.

Die Beurteilung der neuen Heeresschöpfung wird einen ähnlichen Weg einschlagen müssen. Die entscheidende Bedeutung der von Gallienus neugeschaffenen Reiterreserve gründete sich nicht auf dem, was sie übernahm. Sie lag weder im Ersatz älterer Formationen noch in einem Hervortreten der berittenen Waffe als solcher. Sie lag überhaupt nicht im Taktischen, sondern im Politischen, also im Römischen.

Nach Valerians Katastrophe begann der Osten der Zentralregierung langsam zu entgleiten. Palmyra wurde aus einem Klientelstaat zur Vorkämpferin gegen die Sasaniden, dann zur Herr-

[1]) E. Dyggve in *Recherches à Salone* 1, 27.

scherin über die östlichen Reichsteile. Die palmyrenischen und syrischen Bogenschützen waren ausgeschieden und fochten unter heimischen Fahnen. Wie am Euphrat, so begannen sich auch die Truppen an der Donaugrenze aus dem Ganzen zu lösen und eine regional-illyrische Haltung einzunehmen.

Solche Bestrebungen waren schon früher hervorgetreten. Als Alexander Severus gegen den ersten Sasaniden seine Heeresmacht zusammenzog, bildeten die illyrischen Legionen ihren Kern. Auf dem mesopotamischen Kriegsschauplatz fochten sie würdig ihres Ruhms. Doch sie hatten verlustreiche Kämpfe zu bestehen und das ungewohnte Klima forderte seine Opfer. Ein ganzer Heeresteil erlag den iranischen Bogenschützen, die ihn auf freier Ebene umzingelten und aus der Ferne zusammenschossen. Lange hatten sich die Legionäre unter einer Mauer von Schilden der Geschosse zu erwehren gesucht; dann gingen sie bis auf den letzten Mann unter.

So war die Stimmung der Illyrier gedrückt; dem Kaiser und seiner Unentschlossenheit schrieb man in erster Linie die Niederlage zu. Als die Nachricht hinzukam, der germanische Nachbar habe die Donaugrenze überschritten, verlangten sie die Rückführung in ihre Heimat. Sie glaubten, die Germanengefahr sei größer als alles, was von den Persern drohe; sie wiesen auf die Bedrängnis ihres Landes, auf ihre vom Feind gemordeten Angehörigen hin. Die Verhaftung mit ihren heimischen Standlagern und Aushebungsbezirken ließ den illyrischen Legionen die eigenen Belange wichtiger erscheinen als die Erfordernisse einer einheitlich geleiteten Reichspolitik.

Alexander Severus fiel, ein Opfer der Erbitterung seines Heeres; pannonische Rekruten haben ihm den Todesstreich gegeben. Mit Decius bestieg der erste Illyrier den Thron; gegen seinen Nachfolger erhoben die Donaulegionen alsbald einen eigenen Kandidaten auf den Schild. Aemilianus war zwar nichtillyrischer Herkunft, aber der Libyer hatte durch seine Erfolge an der Donau und die mannhafte Verweigerung des Gotentributes die Herzen seiner moesischen Soldaten gewonnen. Auch gegen Gallienus stellte man an der Donau nacheinander zwei illyrische Gegenkaiser auf: Ingenuus und Regalianus; hinter diesem stand vor allem das obere

Pannonien und die Garnison von Silistria[1]). Der Gegensatz zwischen Zentralgewalt und Grenzheer, Zentralgewalt und dem illyrischen Volkstum dauerte fort, nachdem beide Prätendenten der Feldherrnkunst des Gallienus unterlegen waren. Unter den Truppen der orientalischen Gegenkaiser waren es eben die Pannonier, die bis zuletzt bei der Fahne der Gallienus feindlichen Partei ausharrten[2]).

Auch außerhalb Illyriens zeigten sich die Gefahren des Regionalismus. Als Valerian von den obergermanisch-rätischen Truppen erhoben wurde, befanden sich unter ihnen auch Mannschaften einer von Gordianus III. aufgelösten numidischen Legion. Man hatte sie dadurch gewonnen, daß man ihnen die Wiederherstellung ihres Truppenteils und die Rückkehr in die afrikanische Heimat versprach. Nach seiner Thronbesteigung hielt Valerian die gegebene Zusage und zog dabei die obergermanische Legion, die in Numidien ganz oder mit einem mobilen Detachement an die Stelle der aufgelösten getreten war, wieder zurück[3]). Beide Truppenteile waren offensichtlich durch die Trennung von ihrer einstigen Garnison und damit von ihrem Rekrutierungsbezirk schwer getroffen. Es bedeutete die Schaffung eines dauernden Unruheherdes, wenn man diese Trennung aufrecht erhielt.

In dieser Zeit begann das dritte der großen Grenzheere seinen eigenen Weg zu gehen. Vornehmlich den germanischen und keltischen Truppen jenseits der Alpen verdankte Valerian die Ausrufung zum Kaiser. Als er nach Italien zog, um den Thron zu gewinnen, trat ihm Aemilianus an der Spitze der Donaulegionen entgegen. Zum ersten Male standen sich illyrische und germanische Legionen im Ringen um die Vorherrschaft gegenüber. Zum Kampf kam es nicht, denn die eigenen Leute des Aemilianus gaben ihn auf, überlieferten ihn dem Tode. Doch auch das Rheinheer verzichtete nach Valerians Katastrophe im Osten darauf, dessen Sohn

[1]) Die Münzen des Regalian und der Dryantilla bei Mattingly-Sydenham, *Imp. Rom. Coin.* 5, 286f.; vgl. A. Alföldi, *Numism. Chron.* 1929, 256f. Daß Regalianus sich in Moesien, nicht in Pannonien erhob, vermutete B. Saria, Klio 1930, 353f. auf Grund einer neu gefundenen Inschrift aus Ochrida.

[2]) Zonar. 12, 24 p. 599 Bonn.

[3]) Ritterling, RE. 12, 1339; H. Mattingly, *Journ. Rom. stud.* 1935, 55; R. Cagnat, *L'armée rom.*[2] 222f.

Gallienus weiterhin zu unterstützen. Kaum war dieser nach den ersten Germanenkämpfen am Rhein an die Donau geeilt, fiel es dem Postumus zu. Gallienus' Sohn und Stellvertreter wurde dem neuen Machthaber bei der Übergabe des festen Köln mitausgeliefert.

Das gallische Kaisertum, das mit Postumus begann, war anfänglich nicht als Erhebung eines besonderen Volksbereiches gedacht. Diese Kaiser erstrebten die römische Herrscherwürde, wollten nichts anderes als Römer sein. Postumus hatte einen eigenen Senat und eigene Konsulen. Er schuf sich eine Prätorianergarde gleich der römischen; Victorinus, einst auf Gallienus' Seite, war ihr Befehlshaber[1]). Die Pyrenäenhalbinsel rechnete zu Postumus' Reich; sogar nach Italien griff er hinüber, indem er Aureolus' Erhebung gegen Gallienus unterstützte. Der Befehlshaber der um Mailand stationierten Reiterei prägte damals in Postumus' Namen[2]). Als Victorinus auf den Thron kam, setzte er das Bild der ewigen Roma auf seine Münzen. Gegen Claudius' Bruder und Nachfolger, gegen die ihn unterstützenden Legionen suchte er einen Bund aller übrigen, auch der östlichen, zusammenzubringen, um so die Einheit des Reichs wiederherzustellen[3]).

Doch das Gewicht der geographischen und völkischen Verhältnisse wog mehr als die Absichten der Herrscher. Es wirkte sich um so stärker aus, als nach Postumus' Tod das Teilreich sich auf Gallien und Britannien beschränkte. Damit waren die Lande, die innerhalb des Reichs den stärksten keltischen Einschlag aufwiesen, vereint, und diese Vereinigung mußte sich auswirken.

Der keltische La Tènestil hatte sich einst eine Welt erobert; bis nach Siebenbürgen und Südrußland breitete er sich aus. Dann war seine Herrschaft vergangen: römische Formen schienen alles überschichtet zu haben. Doch unter der Decke hatte er ein zähes Leben weitergeführt[4]). Was er von fremdem Gut ergriff, wandelte er insgeheim in seinem Sinn um. Er formte die maßvollen Wölbungen des antiken Ornaments ins Bauchig-Geschwellte und überzog die Flächen mit feingebildeten, aber üppig wucherndem Zierrat. Dieses Formgefühl, zunächst im Verborgenen wirkend, trat mit dem Ende des zweiten Jahrhunderts unverhüllter hervor. In der rheinischen Keramik erscheinen neben den importierten italischen Formen die einheimischen. Die britannischen Metallarbeiten zeigen das Heraufkommen einer Zierkunst, die Motive der La Tènekunst aufnimmt[1]). An die Stelle der antiken Tektonik trat wieder das Symbol, an die Stelle der Plastik die abstrakte Linie. Langsam begann die Kunst der Spätantike ins Mittelalter überzugehen[2]).

Alte und halbvergessene Formen keltischen Volkstumes drängten auch sonst ans Licht. Eine dunkle Kunde[3]) wußte von einem Weibe, Victoria oder Vitruvia, zu berichten, durch dessen Willen die Herrscher des gallischen Reiches beseitigt oder eingesetzt wurden. Ihr Name gleicht dem der britannischen Königin Boudicca, der gleichfalls nichts anderes als „Siegerin" oder „Sieg" bedeutet[4]). Andere keltische Frauengestalten rufen sich ungewollt in Erinnerung: Cartisvaldua, die ihren ersten Mann durch einen Schildknappen ermorden ließ und diesen zum König erhob, oder der Sagenkreis, der sich um die Königin Medb geschlungen hat ... Der letzte dieser durch Victoria kreierten Herrscher trug einen Namen echt-keltischen Gepräges, Esuvius Tetricus, und entstammte einer altansässigen Familie Aquitaniens. Bei seinem Triumph ließ ihn Aurelian in gallischer Tracht einherführen: der Wiederhersteller der Reichseinheit betrachtete seinen Sieg zugleich als solchen über die keltische Nation.

Gallienus, gegen den die ersten Bewegungen eines regionalen Wesens sich richteten, versuchte es mit einem System wechselnder Aushilfen. Als er gegen Ingenuus zog, folgten ihm die mobilen Abteilungen des rheinischen und britannischen Heeres; auch die beiden dakischen Legionen wurden gegen die Aufständischen

[1]) CIL 13, 3697; Ritterling, RE. 12, 1343.
[2]) A. Alföldi, Zeitschr. f. Numismat. 1927, 202f.
[3]) H. Mattingly, *Transact. Int. Numism. Congr.* 1936, 214f.
[4]) Collingwood-Myres, *Roman Britain* 94f. Weniger in der rheinischen Plastik: L. Hahl, Zur Stilentwickl. der provinzialröm. Plastik in Germanien u. Gallien (Heidelb. Diss. 1937) 61f.

[1]) A. v. Jenny, Keltische Metallarbeiten 30f.
[2]) A. Schober, Oesterr. Jahresh. 26, 9f.; 47f.
[3]) Stein, RE. 6, 697f.; H. D. M. Parker, a. O. 188; Vergleich mit Zenobia: *SHA., trig. tyr.* 30, 23 und A. Alföldi, Zeitschr. f. Numism. 38, 164.
[4]) A. Holder, Altkelt. Sprachsch. 1, 497f.

herangeführt. Nach der Niederwerfung des Prätendenten nahm er die Marschabteilungen oder, römisch ausgedrückt, die Vexillationen des Donauheeres mit sich; mit dem so vergrößerten Bestand schlug er die Alamannen, die sich bis Mailand vorgewagt hatten. Auch das Heer, das Aureolus zur Bekämpfung der gallischen Gegenkaiser heranführte, war aus solchen Vexillationen zusammengestellt. Der Bestand blieb wechselnd, da der Kaiser mit dauernden Abfällen und Empörungen zu rechnen hatte. Aber daß überhaupt dieses Heer zusammenblieb, daß es dem Kaiser dauernd zur Verfügung stand, war von entscheidender Bedeutung.

Denn aus jenem System wechselnder Einrichtungen, begann sich eine neue Ordnung zu entwickeln. Dieses Heer von Vexillationen bedeutete eine Stützung der Zentralgewalt, eine Waffe gegen die Grenzlegionen und die auf ihnen gegründeten Lokalregierungen. Gallienus hat die Tragweite der damit sich bietenden Möglichkeiten erkannt. Er hat bei der Pompa seiner Dezennalienfeier die Feldzeichen aller Formationen, die sich in seinem Dienste bewährt hatten, mitgeführt; er hat eigene Münzen auf die ihm treugebliebenen Legionen und Vexillationen schlagen lassen[1]). Man ersieht aus diesen Prägungen, daß die Heere an Rhein und Donau in erster Linie vertreten waren; dagegen fehlten nicht nur die Legionen des Ostens, sondern auch die britannischen, die kurz nach der Niederwerfung des Regalianus von ihm abfielen.

Im Gegensatz zu den Grenzheeren waren diese Vexillationen an kein festes Standlager gebunden; sie befanden sich dauernd im Gefolge des Kaisers. Aus germanischen oder illyrischen Truppenteilen hervorgegangen, waren sie zwar landsmannschaftlich gegliedert, aber zusammen bildeten sie ein Heer, das keine geschlossen-völkische Prägung, weder illyrische noch keltisch-germanische, besaß. Beide Nationen fanden sich in *einem* Rahmen zusammen; das überstammliche Prinzip, auf dem ein Reichsheer sich gründen mußte,

[1]) Anders L. Laffranchi, *Transactions Internat. Numism. Congr.* 1936, 203f., der in der Reihe der Legionen die Truppenteile erblicken will, die Valerianus im Jahre 253 zum Kaiser erhoben. Aber strenggenommen geschah dies nur seitens derer am Rhein und an der oberen Donau (Rätien und Noricum; vgl. Zosim 1, 28, 3; Aur. Vict., *Caes.* 32, 1; Zon. 12, 22; Eutrop. 9, 7; Oros. 7, 22, 1); vor allem fehlt in der Reihe die Legio III Augusta (dies gegen L. Laffranchi, a. O. 208 oben).

wenn es seinem Wesen treu bleiben wollte, trat wieder in seine Rechte. Und die Entfernung der Vexillationen von ihren Stammtruppenteilen trug, je länger sie anhielt, zur Abschleifung und Überbrückung der Stammesunterschiede bei.

Die Schaffung eines eigenen, von der Legionsreiterei losgelösten Reiterkorps der Mauren und Dalmater ging in dieselbe Richtung. Dieses Korps hat bei der Niederwerfung des Ingenuus, eines der Vorkämpfer des illyrischen Regionalismus, entscheidend eingegriffen. Bei Mursa, unfern des Zusammenflusses von Drau und Donau, stießen die Heere aufeinander: in der Ebene südlich der sumpfigen Flußufer, die noch heute von weidenden Pferdeherden erfüllt ist. An der Spitze von Gallienus' Reiterei stand Aureolus; einst ein Hirtenjunge im siebenbürgischen Land, im Umgang mit Pferden von frühauf erfahren, war er zum Führer der neugeschaffenen Truppe berufen worden. Damals gewannen die Mauren den Sieg über die gefürchteten Legionen Pannoniens und Moesiens; Ingenuus selbst wurde auf der Flucht von seinen Leibwächtern erschlagen.

Auch diese Reiterei war aus verschiedenen Nationen, Afrikanern und Illyriern, zusammengesetzt; auch sie verkörperten das überstammliche Prinzip gegenüber den stammlich gegliederten Grenzheeren. Der Reichsgedanke, einst an die Vorherrschaft römisch-italischen Blutes gebunden, dann durch das Emporkommen der Illyrier und Orientalen in den Hintergrund gedrängt, feierte auch hier seine Erneuerung.

Gallienus selbst war es nicht vergönnt, die Reichseinheit wiederherzustellen. Aber seine Nachfolger: Claudius, Aurelian und Probus haben in kaum anderthalb Jahrzehnten das gelockerte Gefüge mit gewaltigen Schlägen wieder zusammengeschmiedet. Nicht die Grenzheere, sondern das Kaiserheer, die Schöpfung des Gallienus, war ihr Instrument; dieses Kaiserheer, aus dem sie selbst erwachsen waren, führten sie zum Sieg. Die Goten auf dem Balkan, die Germanen am Rhein und Neckar erlagen ihren Schlägen; das Reich der Zenobia und die Länder des gallischen Kaisertums wurden dem Imperium zurückgebracht.

Der Charakter dieses Heeres blieb trotz seiner illyrischen Kaiser überstammlich; es spiegelte die alles umfassende Einheit des

Reiches wieder. Unter den Truppen, die Aurelian gegen Palmyra führte, erscheinen: das Reiterkorps der Dalmater und Mauren, Vexillationen aller Legionen, die längs der Donau standen — Illyrier also, aber auch Männer keltischen Stammes aus Rätien und Noricum; dazu die Marschformationen der Legionen des Ostens. Auch die Neuordnung der östlichen Provinzen wurde in diesem Sinne durchgeführt. Durch Besatzungen, die den Mauren und Dalmatern, landfremden Kerntruppen, entnommen waren, suchte Aurelian die neugewonnenen Gebiete ans Reich zu ketten. Demselben Zwecke dienten zwei neugeschaffene illyrische Legionen, die in den gleichen Gebieten stationiert wurden. Das Verfahren besagte, daß zum mindesten im Osten mit dem Prinzip der regionalen Rekrutierung gebrochen war. Die Wiederkehr des überstammlichen Prinzips wurde jetzt auch bei den Grenztruppen versucht.

6.

Der überstammliche Charakter des kaiserlichen Feldheeres besagte nicht, daß sich in ihm ein beliebiges Gemisch von Völkern und Rassen zusammengefunden hätte. Dieses Heer rekrutierte sich aus den kriegerischsten Stämmen des Reichs. Mehr noch: es rekrutierte sich, wenn man von den Mauren absieht, aus den Nordstämmen der europäischen Reichshälfte. Illyrier und Thraker von der Donau, Kelten und reichsuntertänige Germanen von dort und vom Rhein bildeten den Kern. Diese Männer haben das Reich, als es zu zerfallen drohte, gehalten und erneut zusammengefügt.

Die reichsuntertänigen Nordstämme waren den Italikern verwandt. Ihre Sprache gehörte gleich der italischen der Westgruppe des indogermanischen Stammes an. Auch blutsmäßig war ihr Ursprung der gleiche, mochten auch in beiden Fällen Vermischungen mit vorindogermanischen Schichten eingetreten sein. Wenn das Unverbrauchte dieser völkischen Reserve sich mit der gesunkenen Kraft Italien verband, zu neuem Ganzen verschmolz, konnte diese letzte Erneuerung des Reiches zu einer Neuschöpfung aus seinen Ursprüngen heraus führen.

Doch zu solchem Erneuerungsprozeß hätte es einer ruhigen Entwicklung bedurft. In Wirklichkeit war das Imperium des dritten Jahrhunderts allseitig von äußeren Feinden bedroht und im Inneren durch die Kämpfe der Prätendenten zerspalten. Die Kriege folgten sich ohne Unterbrechung: ihre ständigen Anforderungen verbrauchten gerade die stärksten und zukunftsträchtigen Bestandteile der Bevölkerung. Die Donauländer, Herz und Kraftquelle des Heeres für ein ganzes Jahrhundert, mußten sich einmal ausbluten. Notwendig mußte sich die Frage erheben, was dann zu geschehen habe.

Es blieb nur ein Ausweg: die Völker jenseits der Grenze wurden als Ersatz herangezogen. Dieser Schritt war nicht nur unvermeidlich: er war in einem Sinne auch folgerichtig. Denn die reichsfremden Barbaren besaßen in noch höherem Maße, was die reichsuntertänigen zu ihrem Rang erhoben hatte. Unversehrte Kraft und unverbrauchte Mannschaftsreserven, tapfere Männer, die mit vollem Herzen dem kriegerischen Handwerk anhingen, schienen sich hier im Übermaß anzubieten. Wieder richtete sich der Blick auf die Nordstämme: die Germanen nahmen von Anfang an eine beherrschende Stellung ein.

Es war ein Schritt von größter Tragweite. Bisher hatte man den ‚Barbaren' außerhalb der Grenze solche aus dem Reichsgebiet entgegengestellt: jetzt begann man, den reichsfremden Gegner mit reichsfremden Mannschaften zu bekämpfen. In dem Maße aber, wie deren Zahl innerhalb des Reichsheeres zunahm, mußte es zu einer Auseinandersetzung kommen. Die aus reichsfremden Stämmen rekrutierten Truppen mußten dem bisherigen, aus Untertanen bestehenden Kern des Heeres — mit anderen Worten: die Germanen mußten den Illyriern und Nachbarstämmen ihre Stellung zu entreißen suchen.

Die Anfänge dieser Entwicklung gehen in die Jahre des Kaisers Marcus zurück. Die schweren Verluste der Markomannenkriege, die Anforderungen, die ihre Dauer und der ausgedehnte Kriegsschauplatz stellten, dazu das Wüten der Pest hatten die Heeresergänzung immer schwieriger gemacht. In diesen Nöten griff man über die Reichsgrenze hinaus.

Im Jahre 170 stellten die Quaden, die sich unterworfen hatten, Hilfstruppen; man wagte jedoch nicht, sie auf dem Donauschau-

platz zu verwenden. Die Lakringer standen damals bereits auf römischer Seite; sie schlugen die Asdinger, die die Provinz Dakien heimsuchten, nachdrücklich und veranlaßten sie dadurch, sich gleichfalls Rom anzuschließen. Da diese sich als zuverlässig erwiesen, erhielten sie Subsidien und Landanweisungen.

Ein ähnliches Verhalten tritt bei den Friedensschlüssen zutage. Im Jahre 175 mußten die Jazygen achttausend Berittene zum römischen Heer stellen. Auch anderen Stämmen mögen solche Bedingungen auferlegt worden sein. Noch Commodus bedang sich bei dem Vertrag, mit dem er den Feldzug beendete, 13 000 Rekruten von den Quaden aus und von den Markomannen eine etwas geringere Zahl; dafür erließ er ihnen die früher auferlegten jährlichen Mannschaftsgestellungen.

Zu Marcus' Lebzeiten bedeutete dieses Verfahren noch keinen entscheidenden Schritt. Es war seine Absicht, die Stämme dem Reich einzufügen. Anders lag es bei Commodus. Er gab den Plan, zwei neue Provinzen nördlich der Donau zu schaffen, auf. Folgerichtig verzichtete er auch auf dauernde Lieferung von Rekruten. Doch nunmehr mußte schon eine einmalige Gestellung etwas Neues bedeuten, und als solches hinterließ sie ihre Spuren.

Von den achttausend jazygischen Reitern war der größere Teil nach Britannien gesandt worden, und dort erhielten sie sich als eigene Abteilung. Nach ihrer heimischen Formation als ‚Keil' bezeichnet, begegnen sie noch im vierten Jahrhundert[1]). Gleichzeitig mit der nomadischen Truppe hat ein nomadisches Feldzeichen in Rom seinen Einzug gehalten: die Drachenfahne[2]).

Ihr Ursprung lag bei den Reitervölkern des mittleren und nördlichen Asien. Von dort drang sie nach China und Iran, aber auch nach dem Westen vor. Die Reliefs der Trajanssäule zeigen die da-

---

1) Dio 71, 16, 2; dazu CIL. 7, 218 und E. Hübners Bemerkungen p. 58; *Not. dignit., occ.* 40, 54 und O. Seecks Hinweise im Apparat. Über die *cunei* vgl. A. Alföldi, Der Untergang der Römerherrsch. in Pannonien 1, 87f.

2) Zum Folgenden: F. Sarre, Klio 3, 359; E. Kornemann, Einltg. i. d. Altertumswiss. III 2, 143; *dracones v. Gallieni* 8, 6 und A. v. Domaszewski, Rhein. Mus. 57, 513f.; A. v. Le Coq, Bilderatlas z. Kunst- und Kulturgesch. Mittelasiens 18; J. Dobiaš, *Transact. Intern. Numism. Congr.* 1936, 169f. Die Drachenfahne in der Hand des thrakischen Reiterheiligen bei V. Pârvan, *Getica pl.* XVII 1; vgl. 337; 453; 520f.; 641; 783f.; 803.

kischen Reiter unter diesem Feldzeichen fechtend, und den Germanen sollte es gleichfalls nicht fremd bleiben. Beide werden es von den sarmatischen Stämmen der Donaugegenden erhalten haben.

Von dort kam die Drachenfahne auch ins römische Reich. Ein Offizier des Kaiser Marcus, der selbst in Dakien und an der Donau mehrfach befehligt hatte, ließ seine Soldaten mit ihr abbilden[1]). Dann wurde sie allgemein: Drachenfahnen zogen in dem Triumphzug mit, der anläßlich von Gallienus' zehnjähriger Regierungsdauer veranstaltet wurde[2]). Sie erscheinen auf den Triumphbögen des Galerius und Konstantin; Julian sollte seinen Alamannensieg unter dem gleichen Zeichen erringen. —

Ein ähnlicher Vorgang wie an der Donaufront vollzog sich in Britannien. Seine Bevölkerung und die aus ihr rekrutierten Truppenteile galten als mutig und tapfer; sie standen darin und in ihrer Unbotmäßigkeit um nichts den Illyriern nach. Unter Commodus' Regierung hatten sich bedenkliche Anzeichen gemeldet; es war ein Zugeständnis an ihre Stammeseigenart, wenn der Kaiser als römischer Herkules sich dem keltischen Hauptgott des Landes gleichsetzen ließ[3]). Als Clodius Albinus, gestützt auf das britannische Heer, nach der Krone griff, wußte Septimius, daß er in ihm den gefährlichsten Gegner besaß. Eine Zeitlang duldete er ihn neben sich; als es dann zur Entscheidung kam, gewannen die Britannier in der Schlacht zunächst das Übergewicht. Sie warfen den ihnen gegenüberstehenden Heeresteil. Septimius, der ihn befehligte, stürzte bei der allgemeinen Verwirrung vom Pferde, umsonst streifte er den Mantel von der Schulter und zückte sein Schwert, um die Fliehenden zum Einhalt zu bringen. Schon stimmten die Soldaten des Albinus den Siegesgesang an, da trafen unverbrauchte Truppen auf dem Kampfplatz ein und wandten das Schicksal des Tages.

Brittonen, Bewohner des mittleren Britannien, waren um die Mitte des zweiten Jahrhunderts in Masse nach Germanien, vielleicht auch nach Dakien[4]) verpflanzt worden. Mannschaften aus

---

1) Über den Sarkophag des A. Julius Pompilius (Hohl, RE. 10, 779f.) ist eine Arbeit H. Fuhrmanns zu erwarten. Vgl. vorläufig Röm. Mitt. 1937, 262 Anm. 2.

2) *v. Gall.* 8, 6; dazu A. v. Domaszewski, Rhein. Mus. 57, 513f.

3) M. Rostovtzeff, *Journ. Rom. stud.* 13, 99; H. D. M. Parker, a. O. 36.

4) W. Wagner, Die Dislokation des Auxiliarformationen 203f.

diesen Zwangsansiedlungen, ausgehoben und zu eigenen Abteilungen formiert, haben im Odenwald und am Neckar gestanden. Ihr Werk war der Ausbau der Limeslinie zwischen Mümling und Elz. An der glatten und regelmäßigen Fügung des Quaderwerks, an dem Zierrat ihrer Steinmetzarbeiten erkennt man den britannischen Ursprung[1]). Keltisches Formgefühl trat hier wie im britannischen Kunsthandwerk unter dem Deckmantel römischer Ornamentik hervor.

Auch im dritten Jahrhundert erfolgte eine solche Verpflanzung von Brittonen an den germanischen Limes[2]). Nur entstammte das neugebildete Korps nicht dem Reichsgebiet, sondern den unabhängigen Gebieten der Insel. Nach Septimus Severus' letzten Feldzügen und der endgültigen Räumung Schottlands durch seine Söhne hatte man einen Teil der Einwohnerschaft mitgeführt. Mit reichsfremder Kraft begann man auch hier das römische Heer aufzufüllen.

Vereinigt mit den freien Brittonen erscheint eine Truppe von ‚Deditiziern'. Mit diesem Namen bezeichnete das römische Staatsrecht die Angehörigen eines Volkes inner- oder außerhalb der Reichsgrenzen, das sich auf Gnade und Ungnade ergeben hatte und dessen Gemeinwesen der Auflösung verfallen war. Auch Sklaven, deren Freilassung wegen schlechter Führung unter erschwerenden Umständen erfolgt war, konnten in den Stand der Deditizier eingewiesen werden. Es war der niedrigste, den ein persönlich Freier einnehmen konnte; ihn als einzigen schloß der Erlaß des Caracalla vom Bürgerrecht aus. Jetzt erschienen Deditizier im Heer, und die Verbundenheit mit einem barbarischen Truppenteil begann dem Namen das Ehrenrührige zu nehmen.

Diese erste Übernahme reichsfremder Stämme an der britannischen und Donaufront kennzeichnet sich als Erscheinung des Übergangs. In beiden Fällen hegte man begründete Hoffnungen, die in Frage kommenden Gebiete dem Reiche einzuverleiben. Erst die Aufgabe der Eroberungspläne machte aus den im okkupierten

[1]) F. Drexel, Germania 6, 31f.; E. Birley, ebendort 20, 24f.
[2]) *Ephem. epigr.* 7, 1077; Hübner, RE. 3, 1350; Th. Mommsen, Gesamm. Schrift. 6, 166f.; ORL. 21, 13; Collingwood-Myres, a. O. 160.

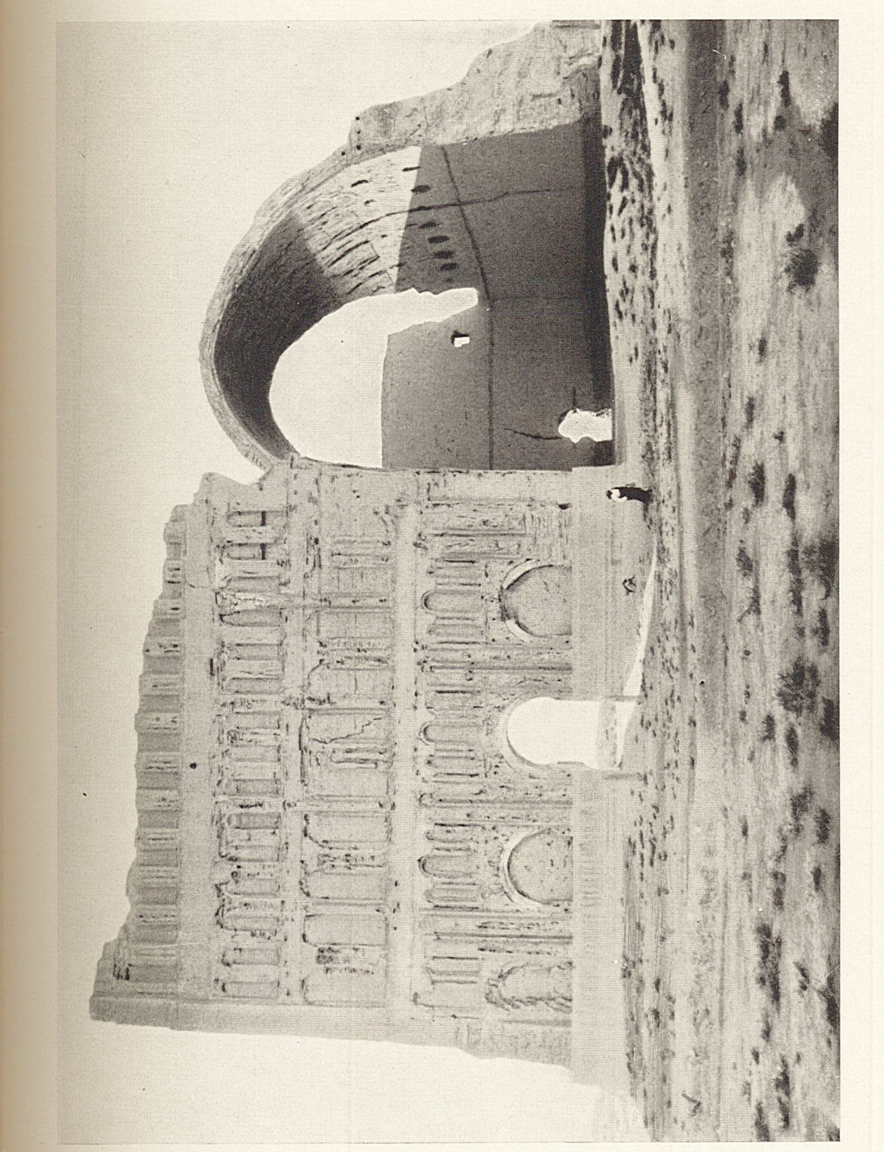


Abb. 44. Taq-i-Kisra, Hauptfront. Ktesiphon (S. 171).



Abb. 46. Spätrömische Westmauer von außen. Histria (S. 196).



Abb. 45. Taq-i-Kisra, Südansicht. Ktesiphon (S. 171).

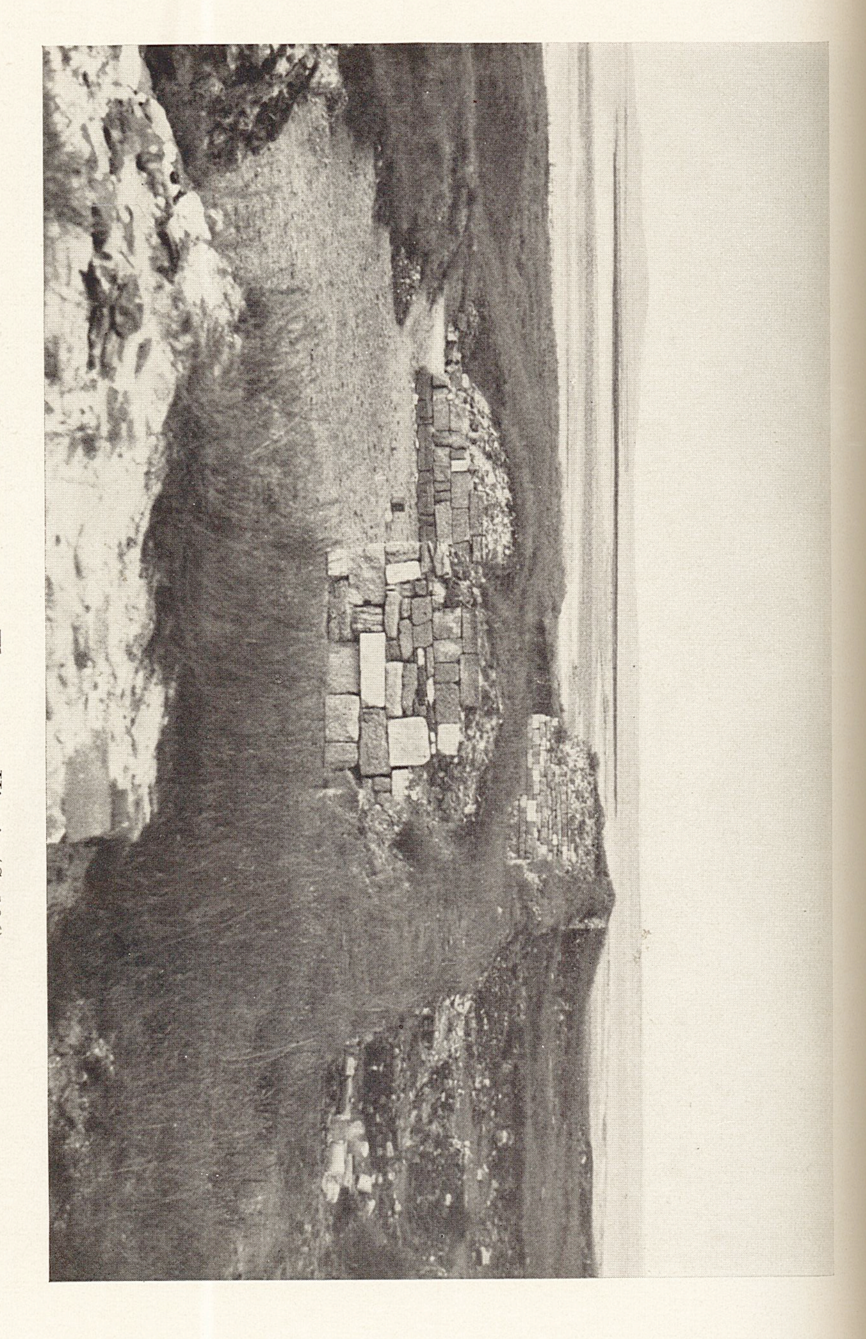


Abb. 47. Spätrömische Westmauer. Histria (S. 196).

Gebiet ausgehobenen Mannschaften Reichsfremde; ursprünglich mochten sie sich von den aus reichsuntertänigen Barbarenstämmen rekrutierten Abteilungen grundsätzlich nicht unterschieden haben. Caracalla blieb es vorbehalten, die entscheidende Änderung durchzuführen.

Der Kaiser bildete aus den Grenzstämmen der Donau- und Rheingegenden eine neue Truppe, denen er den Namen „Löwen" verlieh. Sie dienten dem Schutz der kaiserlichen Person. Aber im Gegensatz zu den germanischen Leibwächtern der älteren Zeit entnahm man sie nicht den Auxilien, sondern fremden, nicht reichsuntertänigen Stämmen; durch Werbung, zwangsweise Einstellung von Kriegsgefangenen und durch einfachen Kauf von rechtsrheinischen Germanen, von Goten und Karpen, wohl auch von Sarmaten wurden die Mannschaften zusammengebracht. Sie galten als regelrechte Abteilung des Heeres; diese „Löwen" konnten, was als ungewöhnliche Neuerung empfunden wurde, zum Centurionat gelangen. Auch erlosch die Truppe nicht mit dem Tode ihres Schöpfers; in diokletianischer Zeit erscheint sie als Leibwache des Caesars Galerius wieder[1]).

Auch Maximin bediente sich der Germanen. Als er gegen Italien zog, führte er germanische Reiter mit sich. Er hatte sie von seinem Rheinfeldzug mitgebracht, als Gefangene, die er eingereiht hatte, oder als Söldner, die ihm freiwillig folgten. Ihrer blinden Tapferkeit bediente man sich zur Eröffnung des Gefechts, zu allen gefahrvollen Unternehmungen. Der Kaiser, dem selbst germanisches Blut in seinen Adern floß, mochte sich am wenigsten scheuen, die nordischen Kämpen gegen die Städte und Fluren Italiens zu führen.

Als der Senat gegen Maximin ein Heer aufstellte, mußte auch er auf die Germanen zurückgreifen. Der eine der Senatskaiser, Pupienus, war einst Befehlshaber am Rhein gewesen und hatte mit Erfolg gegen die dortigen Stämme gekämpft. Seine Tätigkeit blieb diesen in guter Erinnerung, und so eilten sie ihm zu Hilfe, als er um Ravenna seine Streitmacht sammelte. Nach des Gegners Tode zog die germanische Leibwache, deren Zahl nicht gering gewesen sein kann, mit den beiden Kaisern nach Rom. Hier war ihr eine

[1]) A. Alföldi, Germania 19, 324f.

neue Rolle zugedacht: sie sollte das Gegengewicht gegen die aufsässige Garde der Hauptstadt bilden. Germanen und Illyrier traten sich erstmalig gegenüber.

Diese illyrischen Prätorianer bildeten einen Fremdkörper in Rom. Nicht nur die Kaiser, Elagabal und Alexander Severus, hatten unter ihrer Unbotmäßigkeit zu leiden: mit Senat und hauptstädtischer Masse lebte die Truppe in ständigem Hader. Beim Sturz Maximins kam es zum offenen Kampf, wobei die Menge zur regelrechten Belagerung des Prätorianerlagers schritt. Mit selbstgefertigten Waffen unternahm man den Sturm, schickte die Gladiatoren gegen die Verhaßten vor und suchte sie durch Abschneiden der Wasserleitung auf die Knie zu zwingen. Die Garde ließ sich nicht einschüchtern und vergalt Gleiches mit Gleichem. Nach einem mörderischen Straßenkampf, wobei es Töpfe und Dachziegel auf die Angreifenden hagelte, gingen die aus Holz gebauten Quartiere der Altstadt in Flammen auf. Eine große Zahl ihrer Bewohner kam in den Flammen um; die Überlebenden wurden durch den völligen Verlust ihrer Habe getroffen.

Die germanische Leibgarde des Pupienus bedeutete eine schwere Beeinträchtigung der Stellung, die die Prätorianer für sich beanspruchten. Jetzt ging es nicht mehr gegen die ungeübte Bevölkerung der Stadt: zum ersten Mal stand ihnen eine Truppe gegenüber, die gleichwertig oder überlegen war. Ein Zufall verhinderte, daß es zwischen beiden zu offenem Kampf kam. Balbinus' unzeitige Eifersucht gegen Pupienus vereitelte den Einsatz ihrer treuesten Gefolgschaft und brachte beiden Kaisern den Untergang. Um zweier Toten willen aber gedachten sich die Germanen nicht zu schlagen und kehrten dorthin zurück, von wo sie gekommen waren.—

Von der zweiten Jahrhunderthälfte ab nahm der Anteil germanischer Kraft erheblich zu. Er beschränkte sich nicht mehr auf einzelne Truppenteile, sondern drang überall und in breitem Strome ein. Vor allem stützte sich Postumus' gallisches Kaisertum auf fränkische Hilfstruppen, die ihm über den Rhein hinweg zueilten. Auf den Münzen eines seiner Nachfolger erscheint das Bild der Germania, erstmalig als solches bezeichnet[1]). Aber auch

[1]) A. Alföldi, Germania 21, 95f.; E. Krüger, ebenda 22, 100f.

Gallienus verschmähte alamannische und markomannische Hilfe nicht. Und in dem Maße, wie die Vexillationen des Kaiserheeres sich von ihren Stammtruppenteilen lösten, lag es nahe, die Rekrutierung aus den Standbezirken aufzugeben und auf anderen Ersatz, in erster Linie auf die reichsfremden Germanen, zurückzugreifen.

Claudius siedelte die von ihm besiegten Germanen an, aber er reihte sie auch unter die eigenen Truppen ein. Noch konnte ihre Zahl nicht groß gewesen sein, aber sie wuchs ständig und darin lag die Gefahr; bald konnte man der Germanen nicht mehr entraten. Aurelian verleibte seinem Heer 2000 wandalische Reiter ein, die ihm teils freiwillig folgten, teils zwangsweise ausgehoben wurden. Nach seinem Juthungensieg am Ticinus bildete er aus den Gefangenen eine besondere Truppe zu Fuß und zu Pferd[1]). Auch zu des Kaisers geplantem Perserzug wurden Goten angeworben und nach dem Osten des Reiches gebracht. Probus fügte weitere 16 000 Goten dem Heere hinzu.

Die reichsfremden Germanen wurden zumeist dem kaiserlichen Feldheere einverleibt. Über die Stärkung der Kampfkraft hinaus waren sie geeignet, seinen überregionalen Charakter zu unterstreichen. Doch schon begannen sich die Schattenseiten der Neuerung zu zeigen. Nach Aurelians Tod zerstreuten sich die angeworbenen Goten plündernd über Kleinasien und mußten von Tacitus' Gardepräfekten[2]) Florianus zu Paaren getrieben werden. Probus entschloß sich darum zu einer radikalen Maßregel: er verteilte die neu hinzugetretenen gotischen Mannschaften zu fünfzig und sechzig auf die einzelnen Auxiliarabteilungen[3]). Denn, so meinte er, man solle es spüren, aber man dürfe es nicht sehen, daß Rom von fremder Kraft unterstützt werde ... In der Tat hielten die nach Britannien gesandten Germanen dem Kaiser die Treue, als sich der dortige Statthalter gegen ihn auflehnte.

Je stärker der germanische Bestandteil im Heer wurde, um so mehr mußte es auf eine Entscheidung zwischen ihm und den bis-

[1]) E. Ritterling, Festschr. Hirschfeld 347; Schönfeld, RE. 10, 1348; A. Schenk v. Stauffenberg, a. O. 79 Anm. 16.
[2]) Zur Frage vgl. E. Hohl, Klio 11, 310f.; A. Alföldi, *Journ. Rom. stud.* 1937, 257.
[3]) So M. Bang, Die Germ. im röm. Dienst 1, 62.

herigen Herren, den Illyriern, zudrängen. Claudius, Aurelian, Probus hatten, indem sie Germanen in ihren Reihen aufnahmen, dem künftigen Gegner den Weg bereitet. Probus wenigstens erkannte die kommenden Gefahren, aber schon war es zu spät. Ein anderer Illyrier, Konstantin, hat die Germanen zum Erfolg geführt.

Der Genius von Illyricum war auf den Münzen des Decius angerufen worden, und Illyricums ‚Tapferkeit' hatte unter Aurelian und Galerius die Siege im Osten erfochten. Ein Lobredner konnte Pannonien dem uralten Ruhm Italiens zur Seite stellen[1]). Die Schicksalsschlacht an der Milvischen Brücke brachte auch darin den Umschlag. Das gallisch-germanische Heer des Konstantin gewann die Oberhand; es vernichtete in der illyrischen Garde die Kerntruppe des Gegners, zugleich den eigenen Feind von den Zeiten des Maximus und Balbinus her. Die *virtus Illyrici* ward auf den Münzen durch die *virtus exercitus Gallicani* ersetzt.

Das siegreiche Rheinheer trug bereits germanisches Gepräge. Auf dem Fries des Konstantinsbogens erscheint es in einer Tracht, deren Einzelheiten im gallisch-germanischen Grenzgebiet wiederkehren. Eines der Durchgangsreliefs weist ein Schildzeichen germanischer Herkunft auf[2]). Eine neue Welt kündete sich an.

Schon vorher hatte das Eindringen der Germanen in die höheren Stellen begonnen. Gallienus, der germanische Hilfe nicht verschmähte und sich sogar eine markomannische Nebenfrau nahm, hat da den Anfang gemacht. Der Heruler Naulobatus war in den letzten Jahren des Kaisers freiwillig auf seine Seite getreten und hatte dafür die Konsularinsignien erhalten[3]). Ein anderer Heruler, Andonnoballus, auch er zu den Römern übergegangen, erscheint im Gefolge des Claudius[4]). Auch Pompeianus mit dem Beinamen *Francus*, der sich bei den Kämpfen Aurelians gegen Zenobia auszeichnete, kann nur ein Germane gewesen sein[5]). Der Britannier Bonosus, der als Befehlshaber der Rheinflotte sich gegen Probus

[1]) Mamert., *paneg. Maxim. Aug.* 2, 2 p. 264 Bähr.
[2]) A. Alföldi, Germania 1935, 324f.; Verf., Klio 1938, 51f. Parallelen zur Tracht, die von der Rheingrenze stammen, bei H. P. L'Orange und A. v. Gerkan, a. O. 42 Anm. 1—2.
[3]) Synkell. p. 717 Bonn.
[4]) Petr. Patr. bei Dio, ed. Boiss. III 745 nr. 171; dazu Boissevains Anmerkung.
[5]) Gegen L. Schmidt, Gesch. d. dt. Stämme II 2, 439 Anm. 4.

erhob, war mit einem gotischen Weibe verheiratet[1]). Und daß schon vorher in Maximin ein Mann, der germanisches Blut in den Adern hatte, auf Roms Kaiserthron saß, wird sich noch ergeben[2]).

Neben dem Norden meldete sich schließlich auch der Osten. In den letzten Kämpfen Aurelians erscheinen erstmalig wieder orientalische Bogenschützen auf römischer Seite. Freilich waren es keine reichsuntertänigen Syrer oder Angehörige östlicher Klientelstaaten. Die 600 Bogenschützen, die der Kaiser im eroberten Palmyra als Besatzung zurückließ[3]), waren schwerlich aus den Gebieten ausgehoben, die eben noch feindlich zur Zentralregierung gestanden hatten. Persische Bogenschützen werden in Aurelians Gefolge erwähnt[4]). Sollten sie mit jener Truppe identisch gewesen sein? Waren es die Vorgänger der persischen Klibanarier, die im vierten Jahrhundert zu dem Feldheer[5]) zählten? Auch diese Klibanarier führten den Bogen. Da die Sasaniden ihre Hilfstruppen der Zenobia schickten[6]), können die Perser Aurelians nur Überläufer oder Söldner gewesen sein. Ein ähnliches Korps von Parthern hatte sich bereits Alexander Severus gehalten; auch dieses verschwand nicht mehr aus dem römischen Heer[7]).

7.

Hadrian darf als der Vater des Grenzwehrensystems gelten, mit dem Rom in die Epoche der Soldatenkaiser eintrat. Unter Verzicht auf Trajans Eroberungen im Osten war er zur Dreistromgrenze des Augustus zurückgekehrt. Wo dieses System ausnahmsweise überschritten wurde, umsäumte ein befestigter Limes das Reichsgebiet; auf ihn waren, in gelöster Postierung, vornehmlich die nichtrömisch

[1]) *SHA., quadr. tyr.* 15, 4.
[2]) Unsicher bleiben: *Hariomundus*, *Haldagates*, *Hildomundus*, *Carioviscus SHA., v. Aur.* 11, 5; vgl. A. v. Domaszewski, Die Personennamen bei den *SHA.* 136f.
[3]) *SHA., v. Aur.* 31, 2. Bereits unter Philippus Arabs befanden sich berittene Bogenschützen als Besatzung in Palmyra. Es war die *cohors I Flavia Chalcidenorum*, vgl. H. Seyrig, *Syria* 1933, 153f.; 166f. A. v. Domaszewskis Einwand gegen die Nachricht der Aureliansvita (Die Personennamen bei den *SHA.* 154) überzeugt nicht.
[4]) Zosim. 1, 54, 2f.
[5]) *Not. dignit., or.* 6, 32.
[6]) *SHA., v. Aurel.* 28, 2.
[7]) Herod. 6, 7, 8; 7, 2, 1; *Not. dignit., occ.* 6, 25; 68; 7, 186; 6, 30; 73; 7, 192.

bewaffneten Truppenkörper verteilt. Weiter rückwärts folgten geschlossene Abteilungen, in großen Steinlagern zusammengehalten, bis hin zu den Legionslagern, die den Rückhalt bildeten.

Diese Ordnung war weniger eine bewußte Schöpfung als die Systematisierung eines Zustandes, der sich herausgebildet hatte. Die Grenze fiel zusammen mit der Linie, auf dem das Heer Roms bei seinem Vorrücken stehen geblieben war. Wie der Vormarsch erstarrte, so auch die Formen, unter denen ihn das römische Heer vollzogen hatte. Aus den Erdwällen, hinter denen sich dieses Heer bei kürzerem oder längerem Vorreiten verschanzte, waren steinerne Anlagen, aus den Zelten waren Baracken oder ein Lagerdorf geworden. Auch die vorgeschobene Postenkette hatte sich verfestigt. Wall und Graben mit Palisadenzaun, Wachttürme aus Holz, dann aus Stein bildeten eine geschlossene Linie.

Um den Forderungen einer militärischen Grenzkontrolle zu genügen, zogen sich die Formationen nach der Grenze hin zusammen. Lückenlosigkeit war oberstes Erfordernis. Unter Domitian hatte noch eine Tiefstaffelung der Kräfte bestanden, unter Trajan wurden die großen Lager des Hinterlandes geräumt und ihre Besatzungen näher am Limes verteilt. Hadrian endlich ließ an die Stelle der Auxiliardetachements irreguläre Abteilungen in einheimischer Bewaffnung treten, die *numeri*. Sie wurden auf die kleineren Befestigungen der vorderen Linie verteilt.

Die Aufstellung war fester und zugleich dichter geworden. Aber auch jetzt war man noch nicht zu Abwehr und Verteidigung übergegangen. Diese Limites waren von einer befestigten Grenzwehr weit entfernt. An sich konnte, was erstarrt war, jederzeit wieder in Bewegung geraten. Die Legionen konnten dazu übergehen, ihre steinernen Lager nicht nur als dauernden Aufenthalt, sondern als Ausgangspunkt einer neuen Offensive zu benutzen. Den Legionen vorauf konnte die Postenkette weiter in feindliches Land vorgeschoben werden. Ein solches Vorrücken war südlich der Mainlinie und an der britannischen Grenze erfolgt; als eine neue befestigte Postenstellung legte sich hier der Wall des Antoninus Pius dem des Hadrian vor.

Das System setzte voraus, daß die Überlegenheit der römischen Waffen jenseits der Grenzen anerkannt war. Daß, von gelegentlichen Strafunternehmungen abgesehen, der Grenzverkehr sich auf friedlichen Austausch beschränkte. Als die Randvölker in neue Bewegung gerieten und mit einer vordem ungekannten Wucht gegen die Grenzen drängten, sahen die Militärgrenzen sich in eine Lage versetzt, der sie nicht gewachsen waren. Der erstarrten Offensivstellung wurde es auferlegt, zur Verteidigung zu dienen.

Das bisherige Grenzsystem bestand seine neue Aufgabe schlecht. Die Postenlinie mit ihren Palisaden, Türmen und Wachthäusern war zur Kontrolle des Grenzverkehrs ebenso geeignet wie als Abwehrstellung ungeeignet. Die Kastelle stellten befestigte Kasernen, aber keine Festungen im eigentlichen Sinn dar; eine längere Belagerung auszuhalten war nicht ihre Bestimmung. Wurden die Grenzen aber einmal durchbrochen, so kostete es unsägliche Anstrengungen, die Lücke wieder zu schließen. Abschnittsreserven genügten zumeist nicht. Man mußte von anderen Stellen Truppen nehmen, mußte sie aus einer ähnlichen Kordonstellung herauslösen — mühsam, stets in der Furcht, zu spät zu kommen oder an der durch Detachierung geschwächten Stelle von neuem Anprall getroffen zu werden. Die Reichsgrenzen waren weit entfernt davon, Schutz zu bieten: sie wurden zur fortlaufenden und überall verwundbaren Angriffsfläche.

Die Folge war, daß die Grenzverteidigung schwere Einbußen erlitt und in Gefahr geriet, zusammenzubrechen. Der Markomannenkrieg offenbarte bereits ihre Fragwürdigkeit. Als der Feind an der mittleren Donau durchbrach, mußte man den Limes der Dobrudscha so schwächen, daß die Kostoboken ungehindert ihren Beutezug bis tief nach Griechenland hinein wagen konnten[1]). In der Folge ging man daran, die Grenze durch eine Reihe kleinerer, als Verteidigungsanlage geeigneter *burgi* zu verstärken. Auch sonst suchte man mit dem bisherigen System noch auszukommen. Am rätischen Limes verwandelte man die Palisadenwand in eine steinerne Mauer, trieb also die Richtung zur Erstarrung und Verfesti-

[1]) R. Vulpe, *Hist. anc. de la Dobroudja* 245 f.

gung noch um einen Schritt weiter. Doch schon mußte man den Wall des Antoninus Pius aufgeben.

Dann erfolgten die entscheidenden Schläge. In Britannien wurde auch der Hadrianswall zerstört. Das rechtsrheinische Gebiet ging verloren. Wieder und wieder überschritt der Feind die Donaugrenze. Und im Osten brach die römische Verteidigung überhaupt zusammen. In dieser äußersten Not griff man auf zwei Mittel zurück: die Ummauerung der großen Städte im Inneren und die Schaffung wirklicher Verteidigungszentren an der Grenze.

Die Grenzstädte waren zu Brennpunkten des Kampfes geworden. Die hochentwickelte Belagerungskunst der sasanidischen Heere machte den Städten an der mesopotamischen Grenze schwer zu schaffen. Nisibis und Karrhai haben mehrmals den Besitzer gewechselt; Dura lag seit der Eroberung durch die Perser wüst. An der Donau war die Gefahr nicht geringer. Als die Goten erstmalig vor den moesischen Städten erschienen, hofften sie noch, durch einen bloßen Stein- und Geschoßhagel die Verteidiger von der Mauer zu treiben, um dann die Stadt mit leichter Mühe zu nehmen. Von diesen urtümlichen Verfahren gingen die germanischen Angreifer sehr bald zum Bau von Maschinen, zur Anlage eines Sturmdammes über. Das wohlbefestigte Byzanz hatte eine regelrechte Belagerung auszuhalten; an den Mauern von Thessalonike und Kassandreia erprobten die Goten die Kraft ihres Sturmgeräts. Römische Gefangene oder Untertanen aus den bosporanischen Städten mögen ihnen dabei zur Hand gegangen sein.

Auf der anderen Seite wetteiferten Bürger und Besatzungen in der Abwehr des Verderbens. Die Einwohner bemühten sich um die Beschaffung alles Nötigen und beteiligten sich selbst am Kampf. Niemanden schreckte es, wenn der gotische Feind in seiner Erbitterung die Gräben einer Stadt mit den Leichen geraubten Viehs und wehrloser Gefangener auszufüllen versuchte; die Rücksichtslosigkeit solchen Vorgehens steigerte lediglich Opfermut und Erfindungsgabe der Eingeschlossenen. In dem Maße, wie die Züge der Grenzvölker ins Reichsinnere vordrangen, wachte der Bürgersinn der antiken Städte aus langem Schlafe auf. Athens junge Mannschaft trat dem plündernden Feind mit der Waffe in der Hand entgegen; Dexippos, der Geschichtsschreiber dieser Jahre, hat sie bei diesem Unternehmen geführt. Wie zu den Zeiten von Xerxes' Einfall riegelte man den Isthmos von Korinth durch Mauern gegen die Goten ab.

Allenthalben wurden verfallene Befestigungen instand gesetzt oder neue errichtet. Vindonissa wurde 260 wieder Festung: sie sollte den in Rätien eingedrungenen Alamannen den Weg nach Italien verlegen. Die Mauern Veronas[1]) wurden nach dem Zeugnis der Inschrift über der Porta dei Borsari im Jahre 265, unter Gallienus, aufgeführt. Die eingefügten Spolien, die unregelmäßige Bauweise zeigen, mit welcher Hast hier gearbeitet wurde. Die Baumeister desselben Kaisers, Kleodamos und Athenaios aus Byzanz, stellten die verfallenen Mauern der Donaustädte wieder her. Das kleinasiatische Nikaia, das von dem Goteneinfall des Jahres 258 schwer heimgesucht wurde, erhielt, gleichfalls seit Gallienus, eine neue Befestigung[2]). Unter Claudius wurde sie vollendet[3]) und so der Eroberung Bithyniens durch die Palmyrener gewehrt. Nach Aurelians Niederlage bei Placentia, die ihm die eingefallenen Juthungen, Alamannen und Markomannen zufügten, schien die Lage so kritisch, daß Adriastädte wie Pisaurum sich eilends daran machten, auch ihrerseits das Versäumte nachzuholen; ein eigener Notstandsbeamter für die Mauern wurde damals ernannt[4]).

Mit dem Ereignis hängt das gewaltige Werk der Ummauerung Roms zusammen. Es entstand der Gürtel, der der Stadt bis in neueste Zeit als Schutz gedient hat. Der Kaiser begann den Bau noch, bevor er zum Feldzug gegen Zenobia aufbrach. Die stadtrömischen Innungen mußten zwangsweise die Ausführung übernehmen, denn alle militärische Kraft wurde für die Entscheidung im Osten benötigt[5]). Sie errichteten diese Mauern mit ihren Wehrgängen, den eckig vorspringenden Türmen, den gewölbten Toren, die auch ihrerseits von Türmen flankiert waren. Alles wurde aus

[1]) P. Marconi, *Verona Romana* 11f.; 20.
[2]) A. M. Schneider und W. Karnapp, Die Stadtmauer von Iznik (Istamb. Forsch. 9) 3.
[3]) A. M. Schneider und W. Karnapp, a. O. 43; vgl. 36f.
[4]) CIL. 11, 6308—6309; Dessau 583. Dazu H. D. M. Parker, a. O. 349 n. 11.
[5]) Joh. Malal., Chron. 12 p. 299 Dind. Dazu J. A. Richmond, *The city wall of imperial Rome* 29; 242.

Ziegeln aufgeführt: Sachlichkeit und römischer Sinn für Größe vereinigten sich in dem Werk.

Die Hauptstadt des gallischen Kaiserreiches, den germanischen Angriffen mehr noch ausgesetzt als Rom, war voraufgegangen. Im Zuge der Befestigungen, die Postumus am Rhein angelegt hatte[1]), wurden die Mauern Triers verstärkt. Die Porta Nigra, schon in der ersten Jahrhunderthälfte begonnen[2]), mag damals ihre endgültige Form erhalten haben. Mit ihren wuchtigen Formen, der durch die tiefen Fensteröffnungen, die schweren Schlagschatten der Bossen und Gesimse belebten Fassade unterscheidet sie sich von der schlichten Strenge der aurelianischen Mauer wie gallisches Wesen von römischem. Wie die Münzen des Postumus, in denen der ‚Barock' der Antonine und Severer noch einmal aufklingt, von der einprägsamen Knappheit der Bildnisse des Aurelian und Probus sich unterscheiden. Wenig mehr als ein Jahrhundert trennte diese Werke von dem unerreichten Höhepunkt spätrömischen Festungsbaus: dem dreifach gegliederten Mauergürtel, der die neue Kaiserstadt am Goldenen Horn von der Landseite her abschloß.

Eine neue Zeit war auch da im Heraufkommen. In diesem Jahrhundert, da die großen Grundherrschaften als geschlossene Wirtschaftsgebiete neben die Städte traten und deren bevorzugte Stellung bereits schwand, hat ihre militärische Bedeutung eher zugenommen. Sirmium, Trier und Edessa wurden zu den großen Verteidigungszentren des Reichs; oft beherbergten sie das kaiserliche Hauptquartier in ihren Mauern.

Auch das Land begann, die Abwehr in eigene Hand zu nehmen. In den Grenzprovinzen schuf man eine Lokalmiliz aus der wehrfähigen Jugend, die bei Feindesgefahr zusammengerufen wurde. Bei dem Chaucheneinfall zur Zeit des Markomannenkrieges hat diese Landwehr bereits gute Dienste geleistet. Ausgehoben war sie nicht nur aus den Städten, sondern mehr noch aus der wehrkräftigen Landbevölkerung. Im Augenblick der Gefahr kam es zu improvisierten Bildungen: eine „zusammengerottete Schar" trat

[1]) R. Schultze, Bonn. Jahrb. 1895, 1f.; 42; H. Lehner, ebenda 1904, 246f.
[2]) Dies haben H. Koethes neueste Grabungen gezeigt.

an der dakischen Nordwestgrenze schon in der ersten Jahrhunderthälfte hervor[1]).

Am folgenreichsten war es, wenn aus den Bedingtheiten des Ortes und Augenblicks dauernde Einrichtungen erwuchsen. Im östlichen Numidien mußten unter Septimius Severus die Truppen weggezogen werden, da sie andern Ortes verlangt wurden. Die Saharagrenze wurde dadurch entblößt. An die Stelle traten die Kleinpächter der kaiserlichen Domänen. Zu ihren Obliegenheiten gehörte es, die verlassenen Kastelle nicht nur baulich zu unterhalten, sondern selbst die Besatzung zu stellen. Zwangsläufig siedelten sich die Kolonen in diesen Kastellen an; sie lebten dort unter halb militärischen, halb städtischen Formen. Ein gewisses Maß von Selbstverwaltung und andere Freiheiten mag man ihnen gewährt haben. Unter den späteren Severern wurde die Zahl der Kastelle erhöht, sie selbst immer stärker ausgebaut. Die Bedeutung der Kolonen für die Grenzverteidigung ließ sie langsam in den Rang militärisch organisierter Kleinbauern hineinwachsen.

Allenthalben regten sich die Anfänge dessen, was Rom bisher nicht gekannt hatte: eines wirklichen Verteidigungssystems. Eine solche Neuordnung konnte in diesem Bereich nicht stehen bleiben. Auch das feste Militärlager und der auf ihm beruhende Grenzschutz bildeten sich in gleicher Weise um.

Als seit Septimius Severus die zerstörten Kastelle am britannischen Limes wiedererrichtet wurden, war die Änderung schon sichtbar. Diese Neuanlagen am Hadrianswall beanspruchten einen geringeren Raum als ihre Vorgänger; man drängte sie nach Umfang zusammen, um die Angriffsfläche zu verringern. Der Schutz der stets gefährdeten Lagerecken wurde durch vorspringende Türme übernommen. Das befestigte Lager von einst begann sich in eine wirkliche Festung zu verwandeln, die ausschließlich Verteidigungszwecken diente.

An der mittleren Donaufront kam es zu keinem Neubau der Kastelle. Die Lagerform mit eingebauten Ecktürmen oder halbrund vorspringenden Türmen war an den gefährdeten Grenzen

[1]) CIL. 3, 7633. Vgl. C. Daicoviciu, *La Transylvanie dans l'antiquité* 43 Anm. 5.

Dakiens schon seit langem in Übung[1]). Wo sie noch fehlte, behalf man sich mit ergänzenden Anlagen, die die bestehenden Lager den neuen Erfordernissen entsprechend umgestalteten. Auch da wurden die Ecken durch Türme gesichert[2]), die sich schließlich zu förmlichen Bastionen auswuchsen. Von ihnen aus vermochte man den Angreifer in der Flanke zu treffen, wenn er sich dem Lagerwall näherte. Die Verringerung der Angriffsfläche suchte man durch Schließung aller Lagertore mit Ausnahme eines einzigen zu erreichen. In Intercisa[3]) wurde überdies eine mächtige Bastion dem einstigen Torbau vorgelegt.

Große Anstrengungen wurden auch am Unterlauf der Donau gemacht. Gallienus' Sieg am Nessus bewirkte den ersten Umschlag, der auch mit einem stärkeren Auftreten zur See verbunden war. Durch Claudius' Gotenschlachten wurde die Grenze wiedergewonnen, und Probus unternahm es, sie zu sichern. Damals wurde das seit den Gotenstürmen der Jahrhundertmitte wüstliegende Histria wieder aufgebaut[4]). Auch da erscheinen die vorspringenden Türme: zuweilen wuchsen sie sich zu selbständigen Werken aus, die, weit herausgeschoben nach rückwärts mit der Mauer nur durch einen gedeckten Gang in Verbindung standen[5]). Ein dreifacher Erdwall mit Gräben wurde der Mauer vorgelegt, um als erstes Annäherungshindernis zu dienen[6]). Alles vorhandene Material benutzte man zum Aufbau der neuen Wehranlagen: Architekturglieder, Inschriftsteine, Skulpturen; an einer Stelle fand man gar die Säulentrommeln der einstigen Tempel zu einer Lage geschichtet.

Der arabische Limes, vom Lande Edom westlich des Toten Meeres nach Norden verlaufend, wies ähnliche Bilder auf. Da war ein großes Grenzfort, schon von der späteren Art: mit weit vorspringenden Ecktürmen und kleineren Zwischentürmen versehen.

1) C. Daicoviciu, *La Transylvanie dans l'antiquité* 46 Anm. 4; Bologa: M. Macrea, *Ann. Com. Mon. Trans.* 1936, 25f.; Căşei: E. Panaitescu, ebendort 1929, 321f.
2) Caupona: St. Paulovics, *Il limes Romano in Ungheria* 13 fig. 14. Die fortifikatorische Wirksamkeit der πύργοι ἐκκείμενοι hebt Dio 74, 10, 4 an Byzanz hervor.
3) St. Paulovics, a. O. 19 fig. 19.
4) S. Lambrino, *Rev. Et. Lat.* 11, 463.
5) S. Lambrino, *Cetatea Histria* (aus der Zeitschrift *Boabe de Grâu* 1930) 6, untere Abbildung.
6) S. Lambrino, a. O. 6, obere Abbildung.

Sein arabischer Name el-Ledschun[1]) leitet sich von der Legion her, mit der man es in diocletianischer Zeit belegte. Der Raum war knapp, aber man versuchte keine Erweiterung, sondern preßte die Mannschaften in engen Quartieren zusammen. Ja, man scheute sich nicht, die Lagergassen zu überbauen, um sich den Vorteil der Verteidigung auf engsten Raum zu sichern. Eine Neuanlage dieser Zeit[2]) verzichtete von vornherein auf die überkommenen vier Lagertore; ein einziger Durchgang, von Türmen flankiert, schien zu genügen, schien vor allem eine erhöhte Widerstandskraft zu gewährleisten.

Ihre Vollendung hat die neue Art der Verteidigung im syrischen Limes gefunden. Erbaut im ersten Jahrzehnt von Diocletians Regierung hat diese Anlage die Summe aus den Erfahrungen des Jahrhunderts gezogen. Einem Gegner von der Gefährlichkeit der sasanidischen Reiterheere war nur mit einem umfassenden System von Befestigungen beizukommen. Eine Linie legte sich vor die andere; Straßen und Querwege verbanden die Stützpunkte. Mit befestigten Städten wie Bostra und Damaskus, Palmyra[3]) und Nisibis beginnend, wurde das System bis in die Wüste vorgetrieben, wo es dazu bestimmt war, die wenigen Wasserlöcher und Grassteppen des Nomadengebietes vor fremdem Zugriff zu sichern.

Überall trat so an die Stelle einer starren Front, die zusammenhängend an den Grenzen weiterlief, die Staffelung der Stützpunkte; an die Stelle einer schwach gesicherten Linie eine Tiefenzone mit immer stärker werdenden Festungen. Jene Front von einst wurde, einmal durchbrochen, alsbald auch aufgerollt und im Rücken gefaßt; der Einbruch an einem Punkte zog stets die Gefahr nach sich, daß die gesamte Linie aufgegeben werden mußte. Die neuen Befestigungen dagegen bildeten zwar auch Bestandteile eines übergreifenden Systems, doch grundsätzlich waren sie so angelegt, daß sie, auf sich stehend, auch nach dem Verlust der Nachbarstellungen gehalten werden konnten. Und verzettelte sich in dem einen Falle eine große Truppenmacht auf eine weitmaschige Aufstellung, deren

1) R. E. Brünnow - A. v. Domaszewski, Die Provincia Arabia 2, 25f.
2) R. E. Brünnow - A. v. Domaszewski, a. O. 2, 49f.
3) D. Krencker in Th. Wiegand, Palmyra 85f.; H. Lehner, ebenda 106f.; D. Schlumberger, *Berytus* 2, 164f.

einzelne Strecken mehr oder weniger gut zu verteidigen waren, so wurden in dem anderen Falle kleinere, aber geschlossene Truppenkörper in gut gewählten und stark befestigten Positionen untergebracht, die ihre Widerstandskraft nicht schwächten, sondern erhöhten. Und hier enthüllt sich der weltgeschichtliche Aspekt dieser Neuschöpfung.

Allenthalben schienen die Grenzstämme in siegreichem Vordringen zu sein: die großen Beweglichen, die das städtische Mittelmeerbecken und darüber hinaus den Osten zu überschwemmen drohten. Der Vorgang war der gleiche in Iran, China und im römischen Reich. Aber wie die Sasaniden Kampfweise und reiterlichen Stil von den Parthern übernahmen und ihn gleichwohl zu einem Bestandteil ihrer eigenen, andersgearteten Form umbildeten, so auch die Römer. Das Reiterheer des Gallienus wurde hervorgerufen durch die militärischen Bedürfnisse einer veränderten Zeit. Es bedeutete eine Anerkennung des neuen reiterlichen Stils und der berittenen Truppe als schlachtentscheidender Waffe. Und doch stellte es eine Schöpfung von römischer Art dar.

Ebenso die Grenzbefestigungen: auch sie waren grundsätzlich die gleichen in China, in Iran und Rom. Überall hat sie der seßhafte, städtische und bäuerliche Mensch durch Besinnung auf sein eigenstes Wesen gestaltet. Sie waren die Antwort auf die Herausforderung seitens der Grenzstämme und Nomaden; sie schützten das fruchtbare und bebaute Land vor Plünderungszügen und gewaltsamer Eroberung. Die Länder links des Rheines erlebten noch einmal eine Spätblüte: in Trier entstanden im Laufe des vierten Jahrhunderts Bauten wie die Basilika oder der Kernbau des späteren Domes. Moesische Städte wie Histria, Tropaeum, Tomis, Abrittus, alle von den Goten zerstört, wurden in schlachtumkämpftem Lande erneuert und hielten sich, in bescheidenen Formen, teilweise bis ins siebente Jahrhundert. Syrien kam zur Ruhe; Antiochia bot trotz mehrfacher Verwüstung das prunkvolle Bild, das Libanios von ihm zeichnet.

Am eindruckvollsten tritt der Rückschlag dort hervor, wo der Schutz der Grenzwehren zu neuer Entstehung von bäuerlichem und städtischem Leben führte. Kriegerische und friedliche Behauptung gingen da Hand in Hand. Die Verpflegungsbedürfnisse der Grenztruppen, die halbbäuerlichen Formen, unter denen sie lebten (u. S. 200 f.), führten zu sorgfältiger Ausnützung des anschließenden Hinterlandes. Am numidischen und arabischen Limes wurden der Steppe Gebiete abgetrotzt, die seitdem wieder brachliegen. Eine trostlose Einöde wie die Wüste Sin, zwischen Totem Meer und dem Sinai, bedeckte sich mit kleineren Städten und Landhäusern. Man legte kunstvolle Terrassenpflanzungen an; jeder brauchbare Strich Landes wurde unter den Pflug oder die Hacke genommen. Durch Zisternen und Stauanlagen wurde die Wasserknappheit, durch Einlagerung von Ernteüberschüssen in unterirdische Silos die Unregelmäßigkeit des Bodenertrags bekämpft. In dieser Zeit, da es gleichsam hinter der Front lag, erlebte das Land seine große und einzige Blüte. Erst mit dem Einbruch der Araber und der Aufgabe der Grenzfestungen sank es in seinen früheren Zustand zurück[1]).

8.

Der Aufbau des neuen Verteidigungssystems fiel zeitlich und sachlich mit der Schaffung des kaiserlichen Felsheeres zusammen, das von den Grenzen losgelöst im Innern lag. Gallienus, der Vater dieses Heeres, hat durch seine Baumeister Kleodamos und Athenaios die neue Welle der Befestigungen eingeleitet[2]). Weit entfernt, gegensätzliche Formen der Reichsstrategie zu sein[3]), bedingten Feldheer und neues Verteidigungssystem sich gegenseitig. So, wie ein solches System und das Dasein einer eigenen Eingreifreserve sich ständig und überall bedingt haben.

Die älteren Grenzlinien mußten, wenn sie angegriffen wurden, vor allem auf Abwehr bedacht sein. Zu solchem Zweck wurden die Nachbartruppen und Abschnittsreserven herangezogen; auch wenn ihre Tätigkeit erfolgreich war, verbrauchten sie sich im Abwehrkampf. Dem Angriff, als Herz und Nerv jeder Kriegsführung,

[1]) Man lese den Bericht, den der damals 22-jährige E. T. Lawrence zusammen mit C. L. Woolley gegeben hat: *Le désert de Sin* (französ. Übers.) 54f. Vgl. auch Sir Aurel Stein, *Geograph. Journ.* 1938, 65f.
[2]) *v. Gall.* 13, 6; dazu J. A. Richmond, a. O. 242; S. Lambrino, *Rev. Et. Lat.* 11, 463.
[3]) A. Alföldi, 15 Jahre röm.-german. Kommiss. 14.

wurde kein Raum gegönnt. Durch die Änderung des Systems vollzog sich ein Umschwung. Denn nunmehr geriet der Angreifer in Gefahr, seine frische Kraft an der Berennung der einzelnen Stützpunkte zu verzehren. Anstatt eines raschen und dann stets erfolgreichen Durchbruchs hatte er eine Zone zu durchkämpfen, wo ihm der Verteidiger das Gesetz vorschrieb und die schwersten Hindernisse erst bei allmählichem Vorwärtsschreiten ihm entgegentraten. Vor allem drohte ihm, der in diese Unternehmungen verstrickt war, seitens des schlagkräftigen und konzentrierten Feldheeres der aus Tiefe geführte und unter sorgfältigster Berechnung der gegnerischen Schwächen geführte Gegenstoß.

Denn dieses kaiserliche Feldheer erfüllte zugleich den Rang einer operativen Reserve. Der von ihm bewirkte Gegenstoß brachte die Lehre wieder zu Ehren, wonach der Angriff die beste Verteidigung ist. Und dadurch wurde es zum Träger der Entscheidung. Aus zuverlässigen Mannschaften bestehend, durch die Vexillationen, d. h. die jüngeren Mannschaften der in den Lagern verbliebenen Stammtruppenteile gebildet, gut bewaffnet, beweglich gemacht und mit allen Spezialformationen, insbesondere mit Reiterei reichlich ausgestattet, hob es sich von selbst durch seine strategische Bedeutung und seine Schlagfertigkeit über die Truppenteile heraus, die sich an den Grenzen auf Verteidigung mit hinhaltender Abwehr beschränkten. Diese Truppenteile mußten notwendig zum Rang bloßer Garnisonregimenter herabsinken.

Diocletian hat diese Entwicklung noch einmal rückgängig zu machen versucht, indem er grundsätzlich das gesamte Heer wieder auf die Grenzen verteilte. Doch auch er kam praktisch ohne Feldheer nicht aus[1]). Seit Konstantin ist endgültig die Scheidung da; er vollzog und besiegelte, was sich seit Gallienus angebahnt hatte: die Scheidung des zentralen Kaiserheeres von den in den Randgebieten des Reichs stationierten Grenzsoldaten minderen Ranges.

Denn es ist bezeichnend, daß nicht nur das Kaiserheer, sondern auch das Grenzertum seit der Mitte des dritten Jahrhunderts hervortritt. Noch fehlte es an der grundsätzlichen Scheidung, doch

[1]) H. M. Parker, *Journ. Rom. stud.* 23, 184; 186. Weitere Beobachtungen: im Anschluß an die Bronzetafel von Brigetio bei St. Paulovics, *Arch. Hungar.* 20, 62f.

die Vorstufen gehen bereits in die Zeiten des Septimius Severus hinauf. Er gestattete seinen Soldaten nicht nur die Ehe und damit die Führung eines Haushalts, sondern scheint grundsätzlich ihnen und ihren Familien die parzellenweise Bewirtschaftung des im Eigentum der Legion stehenden Landbesitzes überlassen zu haben. An die Stelle der Besoldung trat die Selbstversorgung aus dem eigenen Territorium, und notwendig, zumal bei zunehmender Erblichkeit der militärischen Dienstpflicht[1]), verwandelten sich die Angehörigen der Truppe in militärisch ausgebildete und gegliederte Kleinbauern, die in der Umgebung des Lagers ihre Äcker bebauten und in dem unter stadtähnlichen Formen organisierten Lagerdorf hausten. Alexander Serverus[2]) scheint die Entwicklung bewußt gefördert zu haben. Er überließ den Soldaten nicht nur Land, sondern stattete sie mit Arbeitstieren und Zugtieren zu dessen Bewirtschaftung aus. Diese Güter waren unveräußerlich; die Empfänger mußten sich auch für ihre Nachkommen zum Kriegsdienst verpflichten[3]). Sogar die entlassenen Veteranen suchte man unter gleichen Formen an den Boden zu binden. An der Euphratgrenze ward darauf gehalten, daß sie sich grundsätzlich in den Ödländern längs des Limes ansiedelten und so dessen Sicherheit verstärken halfen[4]).

Der Militarisierung der Grenzbauern (o. S. 195) trat damit eine Entwicklung gegenüber, die zu gleichem Ergebnis führte. Wurden dort erbansässige Kolonen zu halben Soldaten, so hier Soldaten zu erbansässigen Siedlern und Bauern. Beide Formen trafen darin zusammen, daß ihrem Bereich zu einem wesentlichen Teile der militärische Nachwuchs entnommen wurde.

Mit der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts war die so begonnene Entwicklung weiter fortgeschritten. Die Nachkommen der

[1]) Wieweit diese Entwicklung hinaufgeht, zeigt das Diplom CIL. 16, 132. H. Nesselhauf, a. O. 118 und M. Gelzer, Klio 36, 120 setzten es noch ans Ende des zweiten Jahrhunderts.
[2]) Zum Folgenden M. Rostovtzeff, Gesellschaft und Wirtschaft 2, 346 Anm. 49.
[3]) Die Bronzetafel von Brigetio vom Jahre 311 zeigt durch die Art der Exemption von der *capitatio*, daß die Erblichkeit beim illyrischen Heere voll durchgeführt war: St. Paulovics, a. O. 20, 54.
[4]) Das hat der neue Durapapyrus 101 gezeigt; W. Bradford-Welles, *Arch. d'hist. du droit orient.* 1, 261f.; 276f.

einstigen Bewohner Dakiens haben mancherlei Reste der militärischen Sprache bewahrt. Das Eigenschaftswort „alt“ wird bei ihnen mit einer Bildung bezeichnet, die aus dem lateinischen *veteranus* abgeleitet ist[1]). Und so benennt der rumänische Bauer Siebenbürgens sein Dorf mit einem Namen, das einstmals das mit Gräben umgebende Standlager bedeutete[2]). Von dem zum Grenzer und Kolonen herabgesunkenen Legionär wurde das Wort an den friedlichen Ackerbauer weitergegeben, der es seiner Heimstätte beilegte.

Vor allem mit dem Zusammenbruch der Geldwirtschaft, von der Mitte des Jahrhunderts ab, gewann das neue System, das wieder auf Naturalverpflegung sich gründete, an Umfang. Erfaßt wurden in erster Linie die im Heimatlager verbliebenen Bestände, während die Vexillationen des Feldheeres weiterhin auf Sold und, mit dem Sinken des Geldwertes, auf zwangsmäßige Beitreibung des Lebensunterhalts angewiesen waren. Die Umgestaltung der Wirtschaft vertiefte demnach die Scheidung, die sich aus strategischen Notwendigkeiten ergeben hatte. In dem Maße, wie die regional gegliederten und zur Grenzverteidigung bestimmten Truppenteile sich in Bauernsoldaten verwandelten, sank ihre Beweglichkeit und Schlagkraft. Sie traten gegenüber dem Feldheer als operativer Reserve, als dem Träger von Kaisergewalt und Reichseinheit mehr und mehr zurück.

Die Gefahren, die in dem Regionalismus der großen Grenzheere sich offenbart und nahe bis an den Zusammenbruch des Imperiums geführt hatte, waren durch diesen Gang der Entwicklung fürs erste gebannt. Doch an die Stelle der regionalen Bestrebungen der Grenzprovinzen trat eine neue Schwierigkeit. Die Loslösung des Kaiserheeres von den einzelnen Provinzen und damit von ihren einstigen Rekrutierungsbezirken hatte bewirkt, daß dafür die Kraft reichsfremden Barbarentums die Reihen dieses Heeres zu füllen begann. Langsam meldeten die Germanen ihren Anspruch auf beherrschende Stellung innerhalb der römischen Wehrmacht

[1]) Vulg.-lat. *vetranus*, rum. *bătrân*.
[2]) C. Daicoviciu, *Dacoromania* 5, 478f.; Meyer-Lübke, REW.[3] 3, 461, wo die Möglichkeit erörtert wird, daß alban. *fšat* eine Zwischenstufe darstelle.

an. Sie taten es nicht nur innerhalb des Feldheeres: auch bei den Truppenteilen an der Grenze trat diese Entwicklung zutage.

Ein Kranz von Klientelstaaten[1]) hatte von jeher das Imperium umgeben; man hat, unter Einbeziehung dieser Gebilde, von den „unsichtbaren Grenzen“ des Römerreiches gesprochen. Viele der Klientelstaaten waren gefallen und dem reichsunmittelbaren Gebiet eingefügt worden, vor allem im Osten. Von den Nachbarn an Rhein und Donau hatten sich die meisten der römischen Oberhoheit wieder entzogen. Langsam ging man jetzt zu einem neuen Verfahren über.

Einst bedeuteten die Klientelstaaten ein Zeichen dafür, daß Roms Macht an den Verteidigungslinien und Flußgrenzen nicht endigte, sondern darüber hinausgriff. Auch sie bildeten einen Grenzschutz: den Rändern des Reiches vorgelagert, hielten sie den ersten Angriff von ihm fern[2]). Sie stellten im Kriegsfall bundesgenössischen Zuzug zum römischen Heer oder lieferten ihm in regelmäßiger Aushebung, wie einst die Bataver, die besten Soldaten; dafür wurde ihnen Steuerfreiheit und andere Rechte gewährt. Immer aber blieb es die Regel, daß diese Staaten und Völker außerhalb des Reiches lagen. Unter Caracalla trat eine neue Form des Klientelvertrags hervor, wonach sich die Nachbarvölker des Reichs gegen Geldzahlung verpflichteten, keinen Angriff gegen dessen Grenzen zu unternehmen. Aber selbst diese Form, die die beginnende Schwäche der römischen Macht erkennen ließ, beruhte auf dem Grundsatz, die Nachbarn, deren Freundschaft man gegen Geld erhalten hatte, vom Reichsgebiet fernzuhalten, sie außerhalb zu belassen.

Im vierten Jahrhundert ist mit einem Mal eine veränderte Sachlage da. Vor den Angriffen der Hunnen weichend, erhielten die Westgoten Sitze in Thrakien, also innerhalb des Reichsgebiets. Sie wurden auf Grenzschutz und Waffenhilfe verpflichtet; das System, das vorher die Grenzen umgeben hatte, wurde nunmehr in diese hineingenommen. Die Westgoten empfingen die Reichsangehörigkeit, behielten aber ihre eigenen Fürsten und eigenes Recht. Es be-

[1]) Zum Folgenden: E. Kornemann, Staaten, Völker, Männer aus der Gesch. d. Altert. 96f.; J. Klose, Roms Klientel-Randstaaten (Bresl. Hist. Unters. 14) 130f.
[2]) Vgl. R. Syme, *Laureae Aquincenses* 1, 285.

gann eine Entwicklung, die mit der Gründung germanischer Reiche auf römischem Boden endete.

Die ersten Anzeichen dieser Entwicklung gehen ins dritte Jahrhundert hinauf; auch darin erweist es sich als Zeitwende. Wenn Kaiser Marcus größere Teile von Germanenstämmen auf römischen Boden verpflanzte, so waren sie Besiegte, über die man nach Gutdünken verfügte. Die entscheidenden Geschehnisse fielen wieder unter die Regierung des Gallienus[1]). Er überließ dem Herrscher des Klientelstaats Palmyra die Verteidigung der Euphratgrenze. Aber auch an Rhein und Donau traten die gleichen Verhältnisse hervor.

Denn waren einmal die wertvollsten Truppen ins Hinterland zurückgezogen und zum kaiserlichen Feldheer vereinigt, so mußte an den Grenzen Ersatz geschaffen werden. Die dort verbliebenen Kadres genügten allein nicht, und so füllte man die Lücke durch reichsfremde Grenzvölker aus, die man der Form nach als Verbündete übernahm. Gallienus übergab den Markomannen den Grenzschutz des oberen Pannonien[2]); er soll, um den Vertrag zu bekräftigen, mit der Tochter ihres Königs unter ehelichen Formen sich verbunden haben. Ähnlich überließ man das rechtsrheinische Gebiet den nachdrängenden Germanen, die offiziell gleichfalls als Verbündete gegolten haben mögen. Denn man verzichtete keineswegs auf das Gebiet; noch im vierten Jahrhundert sprach man vom einstigen oberrheinischen Limes als von der römisch-burgundischen Grenze. Und man mochte hoffen, die Zulassung der reichsfremden Stämme im geeigneten Augenblick rückgängig zu machen[3]). Im Osten ist dies durch Aurelians Siege in der Tat erfolgt. Aber am Rhein blieb es bereits bei dem bloßen Anspruch; weder Probus noch Valentinian I. haben diesen Zustand zu ändern vermocht.

---

[1]) Zum Folgenden vgl. die oben S. 99 Anm. 5 genannte Arbeit A. Alföldi's.
[2]) R. Egger, *Laureae Aquincenses* 1, 147.
[3]) Zur Frage: E. Norden, Altgermanien 37f.; 65f.; Kritik bei R. Syme, *Journ. Rom. stud.* 1936, 75f.; A. Alföldi a. O.

FÜNFTES KAPITEL

DIE KAISER

1.

Es war eine Grundanschauung des Altertums, insonderheit des römischen, daß die freie Wahl des Sohnes und Erben durch Adoption der Erzeugung vorzuziehen sei. Was auf natürlichem Wege geboren werde, bleibe zufällig und von der Laune einer wandelbaren Gottheit abhängig; im anderen Falle dürfe man nach eigenem Wollen, nach eigener Einsicht wählen. Und während man dort oft untüchtige Leibeserben erhalte, könne man hier den Klügsten und Besten sich zugesellen.

Zum Zeugnis dessen pflegte man die griechische Heldensage als den Inbegriff alles verpflichtenden und vorbildhaften Wesens aufzurufen. Zuneigung und eigene Wahl habe dort innigere Bande geknüpft als das verwandte Blut; Achill und Cheiron, Achill und Phoinix, Pallas und Akoites wurden als Beispiele genannt. Lange in privatem Bereich geübt, gewann die Adoption ihre größte Bedeutung in der kaiserlichen Thronfolge.

Seitdem Nerva den Trajan als Sohn und Nachfolger angenommen hatte, begann sie sich durchzusetzen. Keine zweite Form, so meinte man, sei wie diese geeignet, dem Staat die Wahl eines tüchtigen Herrschers zu gewährleisten. „Nachdem das julisch-claudische Haus zu Ende gegangen ist, wird die Adoption immer den Besten zu finden wissen", läßt rückschauend Tacitus seinen Galba prophezeien. Nicht bloße Verwandtschaft, so meinte man, sondern der innere Wert beider: dessen, der da wähle, und dessen, den die Wahl treffe, knüpfe das einigende Band. Die gemeinsame Verpflichtung in der Aufgabe, die gemeinsame Berufung zur Staatslenkung führe Vater und Sohn zusammen. Sonst wurde das Reich in einer Familie vererbt; durch die Adoption aber sei eine freie Wahl und damit wenigstens ein Ersatz für die verlorengegangene Freiheit geschaffen.

„Nicht im Schlafgemach", so ruft der jüngere Plinius dem Trajan zu, „sondern im Heiligtum, nicht vor dem Ehebett, sondern vor der

Ruhestatt des höchsten Jupiter ist deine Adoption vollzogen worden, uns nicht zur Knechtschaft, sondern zu Freiheit, Heil und Sicherheit!" Es ist nicht von ungefähr, in solchem Zusammenhang dem Namen des Himmelsgottes zu begegnen. Jupiter, der allem bloß Naturhaften, allem bloß privaten Bezug abgewandt ist — er, der Garant von Roms staatlichem Leben, steht über dem Akt, durch den der Beste zum Heil des Ganzen als künftiger Herrscher erkoren wird.

Es braucht nicht gefragt zu werden, was die Hintergründe dieser kaiserlichen Adoptionen gewesen sind. Ob man, durch den Mangel an männlicher Nachkommenschaft veranlaßt, aus der Not eine Tugend gemacht habe. Antoninus Pius zum mindesten hat mit Hilfe seiner Töchter eine ausgesprochene Familienpolitik betrieben. Genug: das Prinzip bestand und wurde als solches verkündet; ein ganzes Jahrhundert schien sich zu ihm zu bekennen.

Es ist ein einseitig geistiges Prinzip, das sich in der Adoption kundtut; es ist zugleich ein ausgesprochen männliches Prinzip. Demgegenüber steht ein anderes, das den natürlichen Zusammenhang betont. Nicht die geistige Nachfolge — in Werk und Aufgabe — entscheidet, nicht einmal die Verbundenheit zwischen Vater und Sohn. Sondern allein die unmittelbare Verhaftung dieses Sohnes mit der Mutter, die ihn gebar. Mutter und Sohn fühlen sich eins, weil sie Fleisch vom gleichen Fleische sind. Es ist eine naturhafte und fast greifbare Wirklichkeit, die sie verknüpft: derselbe Stoff, aus dem sie beide geschaffen sind.

Eine weibliche Sicht der Welt hat sich hier ausgeprägt; sie hat sich ebenso einseitig ausgeprägt wie der männliche Geist in der Adoption. Einst, unter dem Etruskertum, fühlte sich der Mann als seiner Mutter Sohn, und ebenso war es bei den ‚mutterrechtlichen' Völkern des alten Kleinasien. Nunmehr sollte diese weibliche Sicht der Welt sich auch in Rom durchsetzen.

Die Apenninhalbinsel hat in frühgeschichtlicher Zeit eine Reihe von Kulturen gesehen, die mit der etruskischen wesensverwandt waren. Sie alle sind durch die gleiche, stofflich-naturhafte und weibliche Einstellung ausgezeichnet. Auch dort, wo indogermanische Stämme vom Lande Besitz ergriffen haben, ist diese vorindogermanische Schicht bald und nachhaltig wieder durchgebrochen.

Altmittelländisches Wesen ist ein Grundbestandteil des „Italischen" im Gegensatz zu Rom, das sich diesen Einflüssen beharrlich widersetzt hat[1]). In dem Augenblick, als mit den ersten Flaviern der italische Adel in die Reihen des stadtrömischen eindringt, als er in den Senat aufgenommen wird, erscheint im Namen der neuen Aristokratie ein Bestandteil, der, in Umbildung einer etruskischen Sitte, die Abstammung auch von der Mutter zum Ausdruck bringt[2]).

Schließlich begann die gegenläufige Bewegung auf das Kaisertum überzugreifen. Der erste Schritt geschah von einer Seite, von der man es schwerlich erwartet hätte.

Marc Aurel bestimmte den eigenen Sohn zum Thronfolger. Der Mann, der sonst die Grundsätze des Adoptivkaisertums vertrat, der sie noch steigerte und ihnen unbedingter nachlebte, gab damit schon seiner Mitwelt ein Rätsel auf. Man sprach davon, daß Marcus' Vaterliebe gegen Schwächen keineswegs blind gewesen sei; Commodus' Ernennung zum Thronerben habe erst das Drängen seiner Mutter, der jüngeren Faustina, erwirkt. Hartnäckig hielt sich das Gerücht, sie habe, um die Zukunft ihres Sohnes zu sichern, vor dem Verrat am Gatten, vor einem Zusammengehen mit dem Rebellen Avidius Cassius sich nicht gescheut . . . Doch solche Deutungen gingen in die Irre. Marcus selbst hat den Sohn an den Platz gestellt, den er einnehmen sollte; er hat diesen Entschluß durch bedeutungsvolle Akte unterstrichen[3]).

Fünfjährig wurde Commodus zum Cäsar ernannt. Den Abfall des Avidius Cassius beantwortete der Kaiser dadurch, daß er den Sohn die Mannestoga anlegen hieß; er wurde zum „Ersten der adligen Jugend" ernannt, er wurde als wiedererstandener Romulus gefeiert. Die Würde des Imperators, Triumph und Konsulat — dies und anderes folgten rasch, fielen dem Erben schon in jungen Jahren zu. Als der Vater starb, war Commodus fast drei Jahre Mitkaiser gewesen. Ohne Schwierigkeit trat er die Nachfolge an.

„Mein Vater zog es vor, mich Kamerad statt Sohn zu nennen; denn dies hielt er für eine nur physische Verbundenheit, das andere

[1]) Verf., Welt als Geschichte 3, 1f. und *Pannonia-Könyotar* 32 (1937).
[2]) B. Doer, Die röm. Namengebung 103f.; 143f.
[3]) Für die Darstellung des Commodus fühlt sich der Verfasser dem von W. Weber gezeichneten Bilde auch dort, wo er von ihm abweicht, verpflichtet.

aber für eine solche in Tun und Haltung.“ So soll Commodus bei seinem ersten Auftreten gesprochen haben. Marcus selbst hat einmal den Göttern gedankt, daß ihm gesunde und begabte Kinder geschenkt wurden. Durfte er also meinen, daß in diesem Fall natürliche Nachfolge und Nachfolge des Besten zusammenfielen? Als Marcus über die Nachfolge entschied, besaß er mehrere verheiratete Töchter, aber die meisten der Schwiegersöhne kamen ihrer Herkunft nach für die Nachfolge nicht in Betracht[1]). Die Designierung eines Mannes außerhalb des Kaiserhauses wäre auf den Widerstand der Familie und ihres mächtigen Anhanges gestoßen. Hat er darum die Nachfolge des Sohnes als natürlichste und dauerhafteste Lösung ergriffen? Genug, das überkommene Prinzip wurde durchbrochen, der Schritt von dem geistig-männlichen Nachfolgeprinzip weg und auf das ihm entgegengesetzte Prinzip hin wurde gewagt. Man verwirklichte es noch nicht. Aber indem man sich anschickte, der Natur zu geben, was ihr rechtens zu gehören schien, gab man ihr auch sonst den Weg frei. Gleich einem zurückgehaltenen Strom brachen andere Mächte hervor, die, dem klassischen Geist der Antike fremd, sich gleichfalls auf die Natur und ihre Triebe, überhaupt auf ursprünglichere Lebensformen beriefen.

Es war Commodus selbst, an dem solche Mächte zum Durchbruch kamen. Man beurteile sein Handeln wie man wolle, man suche es zu verstehen oder verdamme es, man möge von Wahnvorstellungen eines von sich selbst berauschten Herrschertums sprechen oder schon im Knaben die schlechte Anlage erkennen — darüber besteht kein Zweifel, daß mit ihm ein neuer Typus Mensch heraufkommt. Oder richtiger: daß hier alte und älteste Instinkte neu sich regen. Von der Antike überdeckt und verschüttet, drängen sie wieder an den Tag: urtümlich mittelländisches Wesen zusammen mit den vergessenen Formen östlichen Herrschertums. In dem Jahrhundert, da die Antike zur Rüste ging, erhoben sich vorangegangene Welten noch einmal, um zusammen mit ihr in ein neues Zeitalter überzugehen.

Commodus’ Jugendbildnis ist unschätzbar, weil es die entscheidenden Züge bereits aufweist. Die vorgewölbten Augen mit dem

[1]) Zum Folgenden J. Keil, Klio 1938, 293f.

Abb. 48. Jugendlicher Commodus. Capitolinisches Museum, Rom (S. 208f.).

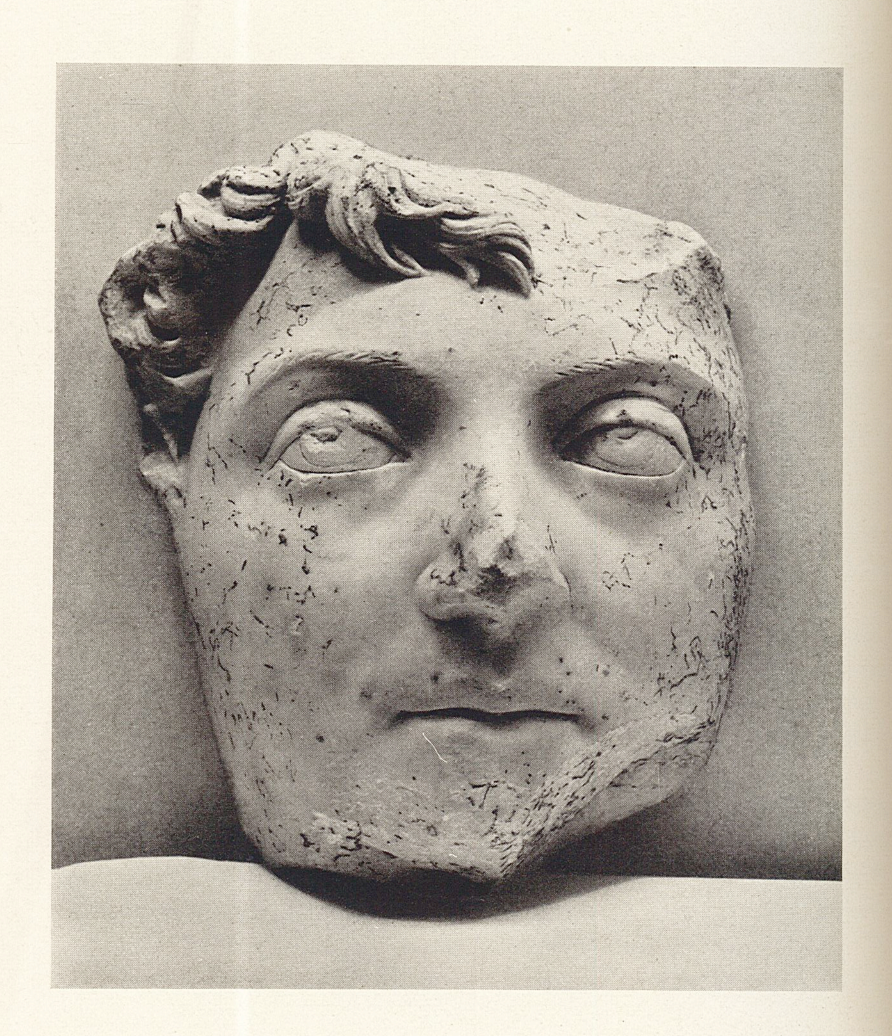


Abb. 49. Jugendlicher Caracalla. Privatbesitz, Rom (S. 222).

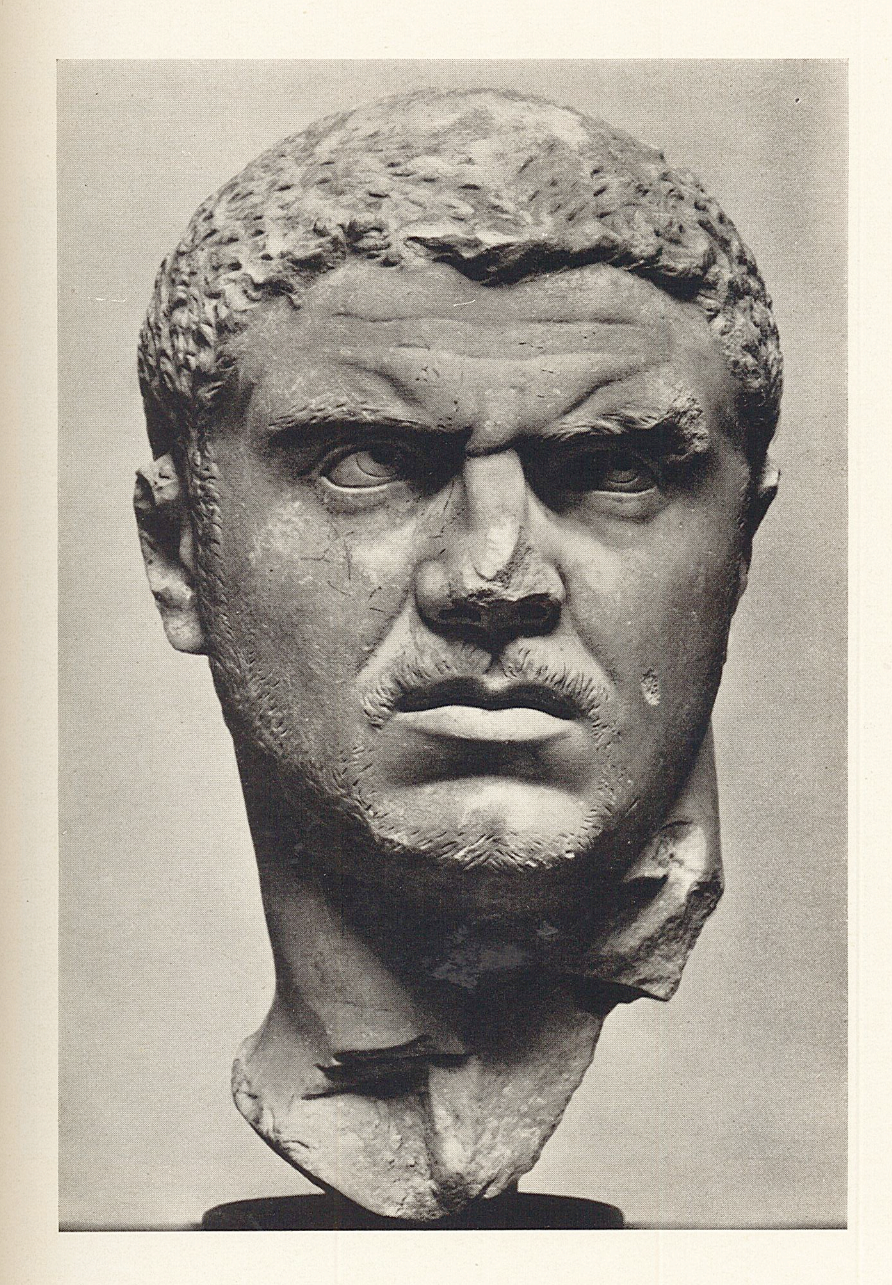


Abb. 50. Caracalla. Privatbesitz, Rom (S. 222).



Abb. 51. Einzug in Seleukeia (oben) und Eroberung von Ktesiphon (unten). Septimius-bogen, Rom (S. 170f.).

Blick, der über die übrigen Menschen hinwegsieht, das spitze Kinn, der verwöhnte Mund erinnern an einen habsburgischen Infanten oder an Köpfe des Greco. Ein überzüchtetes Spätlingstum, stolz auf die Reihe seiner Vorfahren, spricht sich hier aus, betrachtet sich als alleiniges Maß der Dinge.

Der junge Herrscher beruft sich alsbald auf seine kaiserliche Abstammung. Nicht von außen wurde er auf den Thron geholt, sondern dieser gehört ihm kraft seiner Geburt. Im kaiserlichen Hause ist Commodus zur Welt gekommen. Und als er aus dem Mutterleib hervortrat, nahm ihn der Purpur in Empfang; das Licht des Tages begrüßte den neugeborenen Menschen zugleich und den Kaiser. In der Tat floß von drei Vorfahren her kaiserliches Blut in diesen Adern. Die Mutter Faustina war Tochter des Kaisers und Gottes Antoninus, und in weiblicher Linie führte sie sich auf Hadrian und Trajan zurück.

Gebären und Mutterleib, naturgegebene Verbundenheit und Vornehmheit der mütterlichen Abstammung — das sind die Vorstellungen, die damit aufgerufen sind. Alles ist da stofflich, körperlich gesehen. Und von solcher Sicht her begreift sich ein anderes: Commodus' Stolz auf seinen ebenmäßigen und gepflegten Körper, den er nicht weniger als sechs- bis siebenmal am Tag zu baden pflegte; auf Haar und Bart, die von so strahlendem Blond waren, daß man ihnen nachsagte, sie seien mit Goldstaub bestreut. Stehen wir doch in einer Zeit, da die Bildniskunst in den Köpfen des Lucius Verus, des Commodus selbst Beispiele raffiniertester Haarbehandlung geschaffen, ein Dichter vom Rang des Apuleius seinen herrlichen Lobpreis des weiblichen Haares verfaßt hat[1]. Überhaupt bahnt sich ein Kult des Körpers an. Denn nicht seine Zucht, als Gegenbild geistiger Zucht und geistigen Adels, wird hier betrieben, sondern dieser Körper, in Schönheit und strotzender Kraft, mit all seinen Trieben und Sinnen, greift seinerseits auf den Geist über und sucht ihn in seinen Bann zu schlagen.

Es war noch das wenigste, daß Commodus sein Gefallen an den Künsten körperlicher Zurschaustellung, an Rennbahn und Zirkus bei jeder Gelegenheit kundtat. Oder daß einer es dem anderen

[1]) *Metam.* 2, 8f.; vgl. H. Riefstahl, Der Roman des Apuleius 87.

weitergab, der Kaiser halte sich im Palaste einen Harem: Frauen und Knaben von erlesener Schönheit und von mehr als gewöhnlicher Zahl. Commodus scheute sich nicht, die Dinge öffentlich herauszustellen. Er lebte sein Leben und lebte es in einer Weise, die es zu einer des Herrschers würdigen, ja einzig würdigen Haltung zu erklären schien.

Als er, vom Donaukrieg zurückgekehrt, den Triumph feierte, wandte er sich auf dem Wagen dem Knaben Saoteros zu, der ihm Jupiters goldene Krone über dem Haupte hielt. Commodus küßte ihn mit zurückgebogenem Körper; er tat es mehrmals und vor aller Augen. Wenn ihm Jupiter und Ganymed dafür das Vorbild boten, wenn der Kaiser aus der Identität des Triumphators mit dem Gott diese äußerste Folgerung zog, so war es jedenfalls nicht der römische Staatsgott, der ihm dabei vor Augen stand. Jupiter Optimus Maximus waltete frei von allen Verhaftungen an Ehe und Geburt, an Verwandtschaft und bloße Natur. Der Herr des Kapitols war ohne Gattin und Tochter, denn Juno und Minerva hatten sich ihm nur als Kultgenossinnen zugesellt. Auch war er frei von allen Liebschaften, die ihm eine andere Zeit und Welt in reicher Zahl zugewiesen hatten; das Gefühl des Römers für Würde ließ diese bunten und üppigen Züge im Bild seines höchsten Gottes nicht zu. Für Commodus hingegen erhob sich gegenüber diesem abstrakten Römergott, gegenüber dieser Darstellung des staatlichen Prinzips wieder jenes alte und verführerische Bild, das den Gott seinen Sinnen leben, ihn den Genuß seiner Herrschaft bis zur Neige kosten ließ.

Und doch war es Commodus mit dem, was er für Religion hielt, ernst. Sein Tun ward hier aus denselben Quellen gespeist wie damals, als er die Würde des Triumphs zu profanieren schien. Wenn dieser Kaiser sich den grausamen Forderungen östlicher Mysterien unterwarf und dies auch von seinen Mitgläubigen verlangte, so war es nicht der Fanatismus einer fremden Religiosität schlechthin, der sich da austobte. Der Herrscher des alten Orients stand gewiß den Göttern zunächst. Doch an denselben Herrscher wurde Jahr für Jahr das Ansinnen gestellt, vor diesen Göttern sich zu demütigen und Buße zu tun; tiefste Erniedrigung löste dann jene Erhabenheit

gottähnlicher Majestät ab. Bis in das älteste Rom waren diese Riten vorgedrungen und wurden dort, freilich in einer für römisches Wesen bezeichnenden Umbildung, Jahr für Jahr gefeiert[1]). Commodus knüpfte wieder an, wo die etruskischen Könige stehengeblieben waren. Er durchlebte alle Schrecken blutrünstiger Begehungen; er ließ tatsächlich vollziehen, was anderen nur bildlich gemeint schien. Und der Träger der Kaiserwürde scheute sich nicht, als demütiger Diener der Isis mit kahlgeschorenem Kopf und im Gewand des Bettelpriesters hervorzutreten. In öffentlichem Umzug trug er das Bild des hundeköpfigen Anubis.

In Commodus' Tierkämpfen ist schon äußerlich ein Verhalten erkennbar, das sich nach dem Osten hin ausrichtet. Parther und Mauren lehren ihn die Künste, durch die er Strauße und anderes Getier erlegt. Wie hier mit dem Bogen, so ist überhaupt seine Treffsicherheit unerhört; allein und mit einem einzigen Stoß tötet der Kaiser die gefährlichste Bestie. Auch Hadrian hatte sich abbilden lassen, wie er den Eber zu Pferd erlegte; Alexander der Große war hier das Vorbild. Auf der anderen Seite ist der Meisterschuß auf der Jagd Vorrecht des iranischen Königs und Helden von frühauf. Altorientalische Vorstellungen von dem König als Löwen- und Drachentöter oder als Bogenschützen stehen hinter allem. Mit Gilgamesch, mit der löwenwürgenden Kyrene geht diese Vorstellungswelt in den göttlichen Bereich über. Mithras, der Stiertöter, bot zu Commodus' Zeiten ein Vorbild, das jedem gegenwärtig war.

Der Großkönig des Ostens bewährt sich auch darin, daß er alle menschlichen Gegner bezwingt. Die Arsakiden hatten die überkommene Vorstellung wieder mit Leben erfüllt. Gotarzes II. war am Fuß des Berges Bisutun — dort, wo Dareios seinen Triumph über den falschen Bardiya und die „Lügenkönige" hatte verewigen lassen — zu sehen, wie er den Gegner in ritterlichem Zweikampf niederwarf. Seit Hadrian ließen die Kaiser Roms sich darstellen, wie sie dem besiegten Feind den Fuß auf den Nacken setzten. Commodus zog daraus die Folgerungen für sein eigenes Tun; er zog sie in unbedingter und ganz persönlicher Form. Wie er bei der

[1]) Verf., Welt als Geschichte 1, 413f.; Altheim-Mattingly, *A history of Roman religion* 171f.

Feier der Mysterien sich nicht mit symbolischer Opferung und Tötung begnügte, sondern verlangte, daß das Gleichnis Wirklichkeit werde, so auch in diesem Fall. Das Auftreten als Gladiator, das öffentliche Prunken mit errungenen Siegen war nur ein Weg, auf dem des Kaisers Wollen seine Erfüllung fand. Die Verehrung des Herkules, schließlich die Gleichsetzung mit ihm bedeuteten Krönung und notwendigen Abschluß.

Das Bedürfnis nach Verwandlungen des eigenen Selbst war in Commodus von jeher mächtig. Da sah man den Kaiser das Theater betreten mit einem Gewand aus weißer chinesischer Seide; es war mit Goldfäden durchwirkt, besaß Ärmel nach asiatischer Art... Oder er trug ein goldenes Diadem, mit indischem Stein besetzt, und in der Hand den Heroldsstab des Hermes. Das schien Maskerade und war doch weit mehr. Eine Maske besagt, daß einer etwas sein will oder zu sein glaubt. Und zur göttlichen Maske greift nur, wer darstellen, wer seine Ergriffenheit von einer Macht zum Ausdruck bringen *muß*. Commodus wurde das Löwenfell des Herkules zusammen mit der Keule voraufgetragen; die Diener legten beides auf einen vergoldeten Thronsessel nieder, mochte der Kaiser im Theater zugegen sein oder nicht. Der Heros, dessen Abzeichen zu den kaiserlichen wurden, war der Überwinder von Mensch und Tier; durch sein Wirken hatte er den Erdkreis bezwungen und befriedet. Sein Nachahmer auf dem Thron nannte sich „unbesiegter Friedebringer für den ganzen Erdkreis" und römischer Herkules.

Eine Verehrung des großen Kämpfers und Dulders mag es schon früher und gerade bei Commodus' Vorgängern gegeben haben. Die Art, wie dieser Kaiser seinem Abgott nachlebte, war dennoch seine eigenste Tat. All das Fremde, Urtümliche und wieder Neue, das in Commodus' Person ans Licht drängt, wurde noch einmal unter einer überkommenen antiken Form versammelt. Doch es darf daran erinnert werden, daß der Alkide, bevor er zum Vorkämpfer des Dorertums, zum menschlichen Dulder und Überwinder wurde, bereits in einer vorklassischen Welt seinen Platz hatte. Herakles hat die Zeichen und Fragwürdigkeiten dieser Herkunft nie verleugnen können, und eben sie leben in Commodus' Tun auf. Die

Taten des idäischen Daktyl und Gatten der fünfzig Thespiaden haben in den Orgien des kaiserlichen Palastes ihre Nachahmung gefunden, und der Knecht der Omphale hat es auch.

Römische Geschichtsschreibung pflegt von jeher dem Tod der großen Persönlichkeiten eine besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. In der Art dieses Todes, in den begleitenden Umständen oder in den letzten Worten offenbart sich noch einmal die unwiederholbare Eigentümlichkeit dessen, der damit von der Bühne abtritt. Im Gegensatz zum Griechentum, das hier und sonst dem Normhaften, dem allgemein Verbindlichen zugewandt ist, ruht der Blick des Römers auf dem Einmaligen der Erscheinung. Commodus starb an den Mächten, die sein Leben zu dem machten, was es war; indem sie völlig über ihn kamen, vernichteten sie ihn zugleich. Vor dem Tag, da der Kaiser in die Gladiatorenkaserne überzusiedeln gedachte, reichte ihm seine Lieblingsfrau den Giftbecher, und der Ringer, mit dem er zu üben pflegte, warf den Geschwächten nieder und erwürgte ihn.

2.

Die Dynastie der Severer begreift man in ihrer geschichtlichen Bedeutung nur, wenn man sie als Ganzes sieht. So verschieden ihre Glieder sein mögen — und zwischen einem Septimius und einem Alexander Severus scheint eine Welt zu liegen —, so bleibt es doch *eine* Form, die sie alle umschließt.

Eine geheimnisvolle Bestimmung hat die Begründung der Dynastie geleitet. Es war mehr als ein geschichtlicher Zufall, was den römischen Ritter L. Septimius Severus aus dem nordafrikanischen Leptis und Julia Domna, die Syrerin aus priesterlichem Haus, zusammenführte. Folgenreich sollte alles sein, was diesem Bunde entsprang.

Septimius war seit seinen Anfängen ein Anhänger der Sterndeutekunst. Um ein geringes zog er sich dadurch einen Kapitalprozeß zu; aber er wurde der Gefahr Herr und brachte den Ankläger ans Kreuz. In jungen Jahren sagte ihm ein „Mathematiker" die große Zukunft voraus, und nun suchte der so zum Kaiser Bestimmte nach einer Frau, die unter ähnlichen Aspekten geboren

war. Er fand sie in Julia Domna, deren Beiname schon die Vorstellung der Herrschaft zum Ausdruck brachte.

Die Septimier waren wahrscheinlich italischen Ursprungs[1]), doch die Ansässigkeit an der Syrte hatte in diesem Sproß bereits ihre Spuren hinterlassen. Dieser verschlagene und gewalttätige, rastlos bewegliche und unversöhnliche, dieser in Zorn aufflammende und doch verschwiegene, geldgierige und sparsame Mann war ein echtes Gewächs seiner afrikanischen Erde. Die Verworfenheit seiner Jugend erinnert an Augustin, sein Hang zu Götterzwang und Magie an das, wessen man den Apuleius beschuldigte. Männer aus Tyros und Sidon sollen Severus' Vaterstadt Groß-Leptis gegründet haben; später war sie Karthago untertan. Bis in die erste Kaiserzeit schrieb man auf den Münzen den Stadtnamen in phoinikischen Buchstaben; überhaupt war die punische Sprache noch in vollem Gebrauch, auf den Inschriften[2]) wie im persönlichen Umgang. Septimius Severus sprach sie fließend; daneben das Griechische und Lateinische, aber trotz ausgezeichneter Schulung merkte man am Tonfall bis ins späte Alter den Afrikaner. Die Schwester des Kaisers verstand nur ihr heimisches Idiom; mit Mühe radebrechte die Punierin die Sprache des herrschenden Volkes.

Septimius Severus blieb sich dieser Herkunft bewußt. Er hat, zur Herrschaft gekommen, seine Vaterstadt mit großartigen Bauten geschmückt; der Triumphbogen des Kaisers, ein von ihm gestiftetes Nymphaeum zeugen von dieser Tätigkeit. Die Basilika des Forums von Leptis trägt die Bauinschrift ihres Gründers, und die Kapitelle lassen den kaiserlichen Adler erkennen. Karthago, Utica und Leptis erhielten von Severus das latinische Bürgerrecht. Durch einen Limes hat er sein Heimatland gegen die Einfälle räuberischer Wüstenstämme geschützt[3]). Das Grabmal des größten Karthagers Hannibal, fern im bithynischen Libyssa gelegen, wurde von ihm in Marmor neu errichtet[4]).

Überall ist es das phoinikische Afrika, das bei Severus hervortritt. Seine Gattin Julia ist als Juno Caelestis, als Stadtgöttin von

[1]) G. M. Columba in: *Africa Romana* 110 (*Istituto di studi Romani* 1935).
[2]) Ein Neufund: Arch. Anz. 1937, 460 (G. Caputo).
[3]) G. Columba in: *Africa Romana* 117.
[4]) Zur Lage in: Th. Wiegand, Athen. Mitt. 27, 321f.

Karthago, verehrt worden[1]). Die Inschrift eines Altars für diese kaiserliche Göttin erinnert daran, daß sie aus Syrien stamme, damit den Ursprung der karthagischen Tanit ebenso kennzeichnend wie den der Kaiserin selbst. Man war sich der Fäden, die zur alten Heimat führten, durchaus noch bewußt.

Denn irgendwie ist Septimius, als er die Syrerin zur Frau nahm, zu seinen Ursprüngen zurückgekehrt; aus ihnen zog er neue Kraft. Der Mann aus der semitischen Küstenstadt Nordafrikas verband sich mit dem mächtigen Priesterhaus des semitischen Baal in Emesa. Längst war dieser Gott über die Grenzen seiner Stadt hinaus verehrt; von allen Teilen Syriens zogen die Wallfahrer ihm zu. In kurzem sollte er sich anschicken, Rom selbst zu erobern.

Der Glaube an die Allmacht der Gestirne hatte die beiden zusammengeführt; als Sonne und Mond ließen sie sich auf den Münzen verherrlichen. Auch da waren uralte Kräfte in ihnen mächtig. Die Gestirngötter, so lehrte man, walten unbeschränkt nach Ort und Zeit. Sie sind Herren des Alls und der Ewigkeit. Die Himmel und ihre Bewohner, die göttlichen Sterne, bestimmen alles Geschick; Erde und Menschen sind den Bahnen, die jene ziehen, untertan. So daß die Welt ein Ganzes bildet, dessen Teile miteinander durch Wirkung und Gegenwirkung verbunden sind.

Septimius Severus hat diesem Glauben sein Leben lang angehangen; er wurde durch ihn in entscheidenden Lagen bestimmt. Das Verborgene und Geheime hat den Mann mächtig angezogen, mochte es nun in Schriften niedergelegt sein oder sich in den Denkmälern einer altersgrauen Vorzeit offenbaren. Darum wurde ihm das Wunderland Ägypten zum Erlebnis; die alten Königsstädte und die Memnonskolosse, das Serapeion, die Alexandergruft hat er besucht und sich in ihre Geheimnisse versenkt. Seltsame Träume, Sprüche und Vorzeichen haben ihn überall begleitet; ein Zeitgenosse konnte damit ein eigenes Buch füllen. Die Prunkfassade, die der Südostecke des Palatin und Septimius' eigenem Palast vorgelagert war, trug die Bilder der sieben Planetengötter, die alles

[1]) Eine Weihung aus Sarmizegetusa, von Sklaven des kaiserlichen Hauses gesetzt, bei C. Daicoviciu, *An. Inst. Stud. Clas. Cluj* 1, 87f. Mehr noch bei F. Dölger, Antike u. Christent. 1, 103.

lenkten und beherrschten. In ihrer Mitte thronte der Kaiser, unmittelbar unter dem Sonnengestirn, so wie in der Zikkurat der Babylonier der Gott als Herrscher des Kosmos inmitten der sieben Weltgegenden seinen Platz hatte. Auch im Innern des Palastes war ein Raum mit den Gestirnen ausgeziert, doch das Zeichen, das über Septimius' Geburt und Sterben stand, war undeutlich gebildet, auf daß niemand wisse, wann dem Herrscher die Stunde des Endes bestimmt sei.

Denn Septimius verfolgte mit Todesstrafe alle, die unter dem Vorgeben, sich um das Heil des Kaisers zu kümmern, die Chaldäer nach dessen Nativität befragten. Dieser Mann, der selbst dem Sternenglauben anhing und durch ihn auf seiner Bahn geführt wurde, wachte mißtrauisch darüber, daß dieser Glaube sich nicht gegen ihn selbst wandte. Mißtrauen und Argwohn folgten ihm auf allen Wegen, und eine geheime Angst lastete auf seinem Tun. Diese Angst hat Septimius geführt, als er den Sterndeuter befragte, der ihm Größe und Kaisertum voraussagte, oder als er sich vor der Entscheidungsschlacht bei ‚pannonischen Vogelschauern' Rats erholte. Keiner war des kaiserlichen Vertrauens sicher, und selbst bei dem, der lange eine Ausnahme zu machen schien: bei dem allmächtigen Plautianus, genügte ein Traumgesicht, um der Anklage Gehör zu schenken.

Man hat von dem „Höhlengefühl" des Orientalen und des Nordafrikaners gesprochen. Die Welt stellt sich ihnen als ein Gewölbe dar, an dessen Innenseite sich Sonne und Sterne bewegen. Nicht die unendliche Weite, nicht Höhe und Ferne ist ihnen der Himmel, sondern gleich einer festgefügten Höhlung wölbt sich über ihnen das Firmament. Mit einem Wort, das auch den „Stein" bezeichnet, benennt der Iranier diesen Himmel; die Höhle, in der Mithras den Stier erlegt, bedeutet sein Abbild. Nicht das Befreiende, sondern das Starre, Eingeschlossene und Bedrückende klingt in der Vorstellung des Himmels mit. Schwer lastet er auf dem Menschen, er und sein unabänderliches Gesetz; zu Druck und Angst formt er sich in der Seele des einzelnen um.

Von Weltangst war Septimius' Inneres erfüllt, und Angst und Schrecken gingen wiederum von ihm aus. Wer einmal sein Feind

war, den verfolgte er unerbittlich. Da gab es keine Großzügigkeit und kein Verzeihen; nur die Vernichtung des Verhaßten konnte die mißtrauische Angst des Kaisers beenden. Aber auch dann wütete er noch gegen Weib und Kinder des Verfemten; mit afrikanischem Rachedurst trieb er sein Pferd über den Leichnam des Clodius Albinus hinweg. Den abgeschnittenen Kopf des Niger ließ er auf einem Pfahl vor dem belagerten Byzanz aufpflanzen. All diesen Bereichen des Grauens und der Angst gegenüber erhob sich strahlend das Pfand der Sicherheit, das ihm die Sterne verhießen und das neue Gesichte ihm wieder und wieder bestätigten. Auf ihr Geheiß knüpfte sich das Band mit der vom Schicksal ausersehenen Gattin; es knüpfte sich ein Band, das unzerreißbar war.

In einer Ehe, die unter solchen Aspekten geschlossen wurde, hatte der weibliche Teil von vornherein ein eigenes Gewicht. Julia war nicht bloße Gattin des Kaisers, sie wollte selbst Herrin sein, wie dies ihr Beiname besagte. Die Münzen des Ostens zeigten sie in einem Ornat, das sonst nur den Magistraten zustand[1]). Zu dieser Zeit begann orientalisches Wesen sich allenthalben bemerkbar zu machen, nicht nur in der Religion. Der Typus der schönen Syrerin taucht mehrfach in den Bildnisbüsten der Zeit auf. Septimius' Gardepräfekt Plautianus, gleich dem Kaiser ein gebürtiger Afrikaner, hielt seine Tochter, Caracallas spätere Gattin, mitten unter Eunuchen und Musikanten wie in einem Harem. Mit Julia Domna besteigt der Osten den Kaiserthron.

Sie war eine gebildete und schöngeistige Frau, wie versichert wird[2]). Mit Philosophen und Sophisten pflog sie Umgang; sie liebte es, ihr philosophisches Wissen bei den Audienzen zu zeigen. Hartes Geschick, das sie traf, veranlaßte sie, sich mit den Jahren diesen Gebieten noch stärker zuzuwenden. Zu ihrem Kreise gehörten die großen Juristen der Zeit oder Ärzte vom Range Galens, gehörte auch Philostrat, der auf Veranlassung der Kaiserin das Leben des Apollonios, des Wundermannes aus Tyana, beschrieb. Doch eben diese Einstellung auf Geheimes und Wunderbares zeigt, weß Geistes Kind Julia gewesen ist. Auch in ihrer religiösen Haltung konnte sie

[1]) E. S. G. Robinson, *Numism. Chron.* 1937, 240f.
[2]) M. Platnauer, *The life and reign of Septimius Severus* 144f.

ihre Herkunft nicht verleugnen. Wie denn ihre Bildung weniger griechisch als griechisch-orientalisch war und sie einen hellenisierten Syrer, Antipater von Hierapolis, ihren Söhnen zum Lehrer gab.

Gewiß hat die Richtung auf Geheimnisvolles und Wunderhaftes Septimius und Julia Domna vereint. Doch Severus' Verhältnis zu diesen Bereichen war männlicher und massiver: das Wissen um sie war Macht und Sicherheit; die Führung durch eine jenseitige Welt setzte sich bei ihm alsbald in Tätigkeit, Rastlosigkeit, Rachsucht um. Auch hinter dem Treiben der Frau verbirgt sich eine Sehnsucht nach Sicherheit. Aber sie ist ungleich weicher, hingebungsvoller und trostbedürftiger; es ist das „religiöse Bedürfnis", das damit in der Geschichte des Altertums auftaucht.

Es gibt Zeiten, da Religion mit solchem Bedürfnis, mit religiösem Sehnen zusammenzufallen scheint. Der Glaube ist das Kind dieses Sehnens, aber Glaube und Zweifel gehören zueinander wie Licht und Schatten[1]). Beide ergänzen sich, und nur in einer religiös zerbrochenen Welt ist Glaube und Glaubenssehnsucht möglich. Achill und Alexander, die Recken der Edda, das echte Römertum haben dergleichen Regungen nicht gekannt; für sie waren die Götter einfach da. Sie waren die unmittelbarste und selbstverständlichste Gewißheit, und noch in Severus' Verhalten schimmert ein Abglanz dessen durch. Hinter Julias Bemühen tauchte dagegen das Bewußtsein menschlicher Geworfenheit und Sündhaftigkeit auf, ein Bewußtsein, das unmittelbar mit menschlichem und persönlichem Dasein gegeben zu sein schien[2]).

Büsten und Münzen zeigen den eindrucksvollen Kopf dieser Frau: gepolstert und fettlich, aber von scharfem Umriß; die Nase kräftig gebogen, über dem massigen Kinn ein voller, sinnlicher Mund. Ihre Schönheit, so sagte man, werde nur von ihrer Sittenlosigkeit übertroffen. Bei einer kaledonischen Fürstin soll sie sich nach der Vielmännerei, die unter ihrem Volke herrsche, erkundigt haben; man sieht die Syrerin vor sich, scheinbar spottend, in Wahrheit an der Sache beteiligt und indiskret fragend, um freilich eine ebenso

[1]) K. Kerényi, Apollon 28.
[2]) Als Parallele vgl. H. Riefstahls Bemerkungen: Der Roman des Apuleius 131f.

kühne wie stolze Antwort zu erhalten. Und nicht nur des Ehebruchs, sondern auch der Verschwörung gegen den Gatten wurde sie bezichtigt. Gleichwohl duldete sie der Kaiser an seiner Seite, und ihre Gewalt über ihn war groß. Nur der Gardepräfekt Plautianus bedeutete in der Gunst des Gatten einen mächtigen Nebenbuhler. Unaufhörlich wühlte Julia gegen ihn, aber alles schien vergeblich. Da brachte ihr Sohn Caracalla, eigenes Anliegen mit dem seiner Mutter zusammen vergeltend, dem Günstling den Sturz.

Auf solchen Grundlagen baute sich Septimius' eigene Herrschaft auf; bald mußte er an die Zukunft seines Geschlechtes denken. Eine Zeitlang täuschte er Zuneigung zum Adoptivsystem vor; es war damals, als er notgedrungen den Clodius Albinus als Mitregenten duldete. Als zwischen beiden der Krieg ausbrach, da fiel die Maske. Noch auf dem Zug gegen den Gegner ernannte Septimius den ältesten Sohn zum Cäsar und Nachfolger; er gab ihm den Namen Antoninus, denn überall suchte der Usurpator an das erlauchte Haus seiner Vorgänger anzuknüpfen. Die Ernennung des jüngeren Geta, der anfänglich von der Thronfolge ausgeschlossen war, folgte nach. Der kaiserliche Vater rühmte sich, den Staat wie Antoninus Pius zwei Nachfolgern zu hinterlassen, nur daß jener sie durch Adoption seinem Hause hinzugefügt hatte, während er Rom geborenen Herrschern übergab . . . Das Bekenntnis zur natürlichen Nachfolge wurde durch Erhebung der Julia zur „Mutter des Cäsars" unterstrichen. Sie erhielt damit den uralten Ehrennamen des Harems im Osten; sie erhielt ihn im gleichen Jahr, da Caracalla zum designierten Thronfolger ernannt wurde.

Angst und Mißtrauen[1]), Rachsucht und Verschlagenheit des Kaisers, seine Befragung der Gestirne, nicht zuletzt die Behandlung seiner Soldaten und die Begründung einer neuen Garde — sie alle entsprangen dem gleichen Grunde: dem Wunsch nach Sicherheit. Dieser Wunsch ist gleichsam der Ursinn des orientalischen und mediterranen Menschen. Ihm ist er ständig zugewandt, und mit allen, nötigenfalls mit magischen Mitteln sucht man zu zwingen, was sich nicht freiwillig fügt. Dem Sternen- und Schicksalsglauben, der Septimius die Bindung an die Frau befahl und ihn über alles

[1]) Seine Worte an den Senat Dio 75, 15, 2b.

hinwegsehen ließ — dieser durch die Götter garantierten Sicherheit entsprach bei der Nachfolge der Entscheid für den natürlichen Erben. Auch hier offenbart sich eine orientalische Einstellung: sie kennt keine andere Gewähr der Treue und Beständigkeit als die, die durch das Unterpfand der natürlichen Verwandtschaft gegeben ist.

Ein syrisches Orakel hatte dem Kaiser seine künftige Größe vorausgesagt, aber es hatte ihm auch nicht verschwiegen, daß sein Haus in Blut untergehen würde. Nichts ließ der kaiserliche Vater unversucht, um die Zukunft wenigstens seiner Söhne sicherzustellen. Er hinterließ ihnen so viel an Gold, wie es noch niemand zuvor hinterlassen hatte. Julia, ihre Mutter, ließ er als Concordia darstellen, die über der Eintracht der Söhne wachen sollte[1]). Das Bild der Fortuna, das den Herrscher auf seinen Reisen zu begleiten pflegte und in seinen Gemächern aufgestellt war, wurde verdoppelt, auf daß ein jeder Sohn in den Besitz seiner eigenen Fortuna käme. Es war, als wolle dieser dämonische Mann alles in die Bahnen seines Willens zwingen.

Septimius' Pläne sind gescheitert. Der Widerstand kam nicht von außen, denn dieser Kaiser hat alles durchgesetzt, was er anstrebte. Woran seine Wünsche zerbrachen, waren eben die Mächte, auf die er sich stützte.

Blut und natürliche Verwandtschaft bedeuten gewiß eine bindende Kraft. Findet sie ihre Ergänzung in einer geistigen Haltung, so wird die Bindung zur festesten, die sich denken läßt. Septimius war weit entfernt, seinen Söhnen ein Vorbild vorzuleben, sie auf eine geistige Haltung zu verpflichten, die ihnen Gesetz sein sollte. Ihm ging es um die blutmäßige Verbindung allein. Aber rein stofflich, als magischer Zwang gefaßt, wie Septimius dies getan hat, entwickelt das Blut eine Dämonie eigener Art, die sich im Guten wie im Schlechten auswirkt.

Septimius selbst war der erste, der solchen Mächten die Zügel schießen ließ. Dieser Vater, sonst unerbittlich und für jeden Jammer taub, hat seinen Söhnen stets nachgegeben. Obwohl er ahnte,

[1]) P. W. Townsend, *Amer. Journ. Arch.* 1938, 519f.; dazu W. W. Tarn, *Alexander the Great und the unity of mankind* 13.

was kommen mußte, hat er nur verziehen und ermahnt. Er hat es getan, als er Caracalla bei einem Anschlag auf das Leben seines eigenen Vaters ertappte; er hat es bei dem mörderischen Streit beider Söhne gegeneinander nicht anders gehalten.

Denn wenn Septimius seinem Blut allzusehr anhing und nachgab, so war in den Söhnen dieses Blut gegeneinander in Aufruhr geraten. Was binden und sichern sollte, hatte in jähem Umschlag sich erhoben und in entfesselter Kraft alle Gesetze durchbrochen. Das Kaisertum der Brüder, in dem Septimius die feste Stütze seiner Dynastie erblickte, hatte aus sich den Bruderhaß erzeugt; die scheinbar vollkommenste Einheit die tödlichste Zwietracht, den tödlichsten Haß, den es gibt. Er begann schon zu des Vaters Lebzeiten und ruhte nicht eher, als bis Caracalla den jüngeren Bruder beseitigt hatte.

Geta, der Liebling der Mutter, war freundlich und jedermann zugänglich. Er hatte die Eigenschaften der Syrerin geerbt und damit die Eigenschaften der syrischen Rasse überhaupt: die Freude an Festlichkeit und Vergnügen, an den Genüssen eines heiteren Daseins. Als nach seinem Tode Caracalla unter dem Hofstaat aufräumte, da traf sein Mordbefehl vornehmlich Akrobaten, Schauspieler und Musiker, die Geta zu seinem Ergötzen sich gehalten hatte. Gewiß gewann dieser die Herzen leichter als des Bruders unmenschliche Art; aber Geta war auch weicher, weibischer und darin ein Vorgänger der Elagabal und Alexander Severus, die ganz als Geschöpfe ihrer Mütter heranwuchsen. Wie es kein Zufall war, daß Geta dem Bruder unterlag, der bedenkenloser und aus härterem Holz geschnitzt war, so war es erst recht nicht von ungefähr, daß, als den jüngeren der tödliche Schlag getroffen hatte, er das Leben an seiner Mutter Brust aushauchte.

Caracalla hatte von seinem Vater den unversöhnlichen Groll geerbt; aber Septimius' Blutdurst hatte sich bei dem Sohn zur Grausamkeit, die Verschlagenheit zu Heimtücke und Hinterlist gewandelt[1]). Hatte Septimius seine Herrschaft auf das Heer

[1]) Prägnant äußert sich Dio 77, 6, 1 darüber, was Caracalla seinem afrikanischen Vater, seiner syrischen Mutter und seinem gallischen Heimatland an schlechten Charaktereigenschaften verdanke; vgl. 77, 10, 2; 78, 3, 1.

gestützt, hatte er ihm geschmeichelt und es beschenkt, so ging Caracalla auch da einen Schritt weiter. Unverhüllt sprach er die Prätorianer als Kameraden an; in Augenblicken der Gefahr konnte er sie als „Wohltäter“ bezeichnen. Er wollte nichts anderes als ein gemeiner Soldat sein. Wie er das Brot mit diesem teilte, so ging er ihm in der Arbeit voran, beim Schippen, Graben oder beim Brückenschlagen. Der einfache Mann, der sah, daß der Kaiser trotz schmächtiger Körperlichkeit bei keiner Strapaze hintenan stand, brachte ihm eine unbegrenzte Anhänglichkeit entgegen, und reichliche Geldzuwendungen sorgten dafür, daß diese Stimmung nicht nachließ. Vor allem aber hatten es diesem Sprößling syrisch-afrikanischen Blutes die Völker des Nordens angetan. Er zeigte sich in germanischer Tracht und mit einer blonden Perücke, deren Haare nach germanischer Art geknotet waren. Germanen und Skythen bildeten seine Leibwache, die mit unbegrenzter Treue an ihm hing; sie hat zuletzt noch seinen Tod an den Mördern zu rächen versucht.

Neben kriegerischem Wesen waren es Jagd und Wettfahren, denen Caracalla seine Zeit widmete. Auf dem Rennwagen gab er sich als Ebenbild des Sonnengottes. Rechtsprechung galt ihm wenig; einen Offizier, der auch auf dem Forum seinen Mann zu stellen verstand, konnte er eine Memme schelten. Bildung, feines und gehobenes Benehmen waren ihm verhaßt und verdächtig. Die unvornehmen Instinkte der niederen Soldateska hatten von diesem Kaiser Besitz ergriffen.

Ein unzweideutiges Zeugnis ist in Caracallas Bildnis bewahrt. Schon an dem pausbäckigen Jungengesicht fallen die Kugelaugen, die impertinente Nase auf. In der Büste des Mannes ist alles vereint: Roheit in der brüsken Art der Bewegung, das Gemeine in der niedrigen Stirn, die Hinterlist in den tückisch blickenden Augen. Daß ein Bildnis, das so bis ins letzte enthüllt, geduldet, ja öffentlich anerkannt wurde, zeugt für die Verfassung dessen, der solche Bloßstellung hinnahm und sie sanktionierte. Man versteht es, daß er sich darüber freuen konnte, wenn ihn einmal ein Orakel als wildes Tier bezeichnete. Das Gemeine war zum Stil geworden.

Und doch hatte dieser Mann seine großen Vorbilder. Ihm eigen war allerdings die Art, wie er sie verstand und ihnen nachlebte.

Man hat davon gesprochen, Caracalla habe beim Erlaß seiner Constitutio Antoniniana das Bestreben geleitet, einen ganz großen Wurf, etwas Alexanderhaftes zu tun. Alexander als Leitziel durchzieht das Tun dieses seltsamen Nachfolgers auch sonst. Es nimmt die mannigfachsten Formen an und leuchtet gleich einem Irrlicht noch in den Handlungen, die sich nur aus einer beginnenden Umnachtung erklären lassen.

Als Caracalla in Makedonien weilte, äußerte sich dieser Alexanderkult in bizarren, aber noch harmlosen Formen. Er weihte seinem Abgott allenthalben Statuen; er ließ sich mit ihm zusammen so abbilden, daß die eine Kopfhälfte die seine, die andere die des großen Makedonen darstellte[1]). Eine makedonische Phalanx ward zusammengestellt, und ihre Befehlshaber mußten die Namen von Alexanders Feldherren tragen. Waffen und Gefäße, die der Welteroberer einst benutzt haben sollte, nahm dieser Nachfahre in eigenen Gebrauch. Daß der Spott nicht ausblieb, war natürlich, zumal in einer Stadt wie Alexandreia, die das Vorrecht des Lästerns für sich in Anspruch nahm. Er fand seine Nahrung an dem Gegensatz zwischen des Kaisers kleiner Gestalt und den Heroen Alexander und Achill, die er sich erwählt hatte. Wie der Spott unter des großen Königs Zeichen stand, so tat es auch die Rache, die der davon Betroffene nahm. Aus Alexandrinern, so verkündete Caracalla, wolle er eine des Namenspatrons würdige Phalanx zusammenstellen[2]); und an den Ahnungslosen, die zu dem Unternehmen zusammengeströmt waren, übte er seine blutige Vergeltung. Hier taucht ein anderes Vorbild auf: Sulla, den dieser Kaiser wegen seiner Unmenschlichkeit verehrt haben soll.

Wie dort der große Name zu einer Bubentat mißbraucht wurde, so hat dem Manne auch in einem zweiten und ähnlichen Fall der

[1]) Herod. 4, 8, 1. Über solche Parallelisierungen zwischen Herrscher und Gott, Herrscher und Heros, die geradezu zu Mischbildungen führen, vgl. A. Alföldi, Zeitschr. f. Numism. 38, 192f.; bes. 199.

[2]) Diese Begründung nur bei Herod. 4, 9, 4. Im übrigen stimmt seine Erzählung ganz mit Dio 77, 22f. überein, wo noch 77, 13, 5 hinzuzunehmen ist (M. Bang, Hermes 41, 623f.; P. M. Mayer, Klio 7, 128 Anm. 4). Ich vermag nicht zu sehen, inwiefern durch Giss. 40, III die übereinstimmende Motivierung des Blutbads bei Dio und Herodian entwertet wird; trotz A. v. Premerstein, Philol. Suppl. 16, 75; Ritterling, RE. 12, 1318; P. M. Mayer, a. O. 128f.; M. Rostovtzeff, Gesellsch. u. Wirtsch. 2, 129.

Alexandergedanke vor Augen geschwebt. Caracalla gab vor, die Tochter des parthischen Königs zur Ehe zu fordern[1]). Parther und Römer, so ließ er sich vernehmen, müßten zusammenhalten; ihre Kampfesweise, die wirtschaftlichen Voraussetzungen wiesen auf gegenseitige Ergänzung hin. Unter *einer* Krone vereint, vermöchten sie sich die gesamte Erde zu unterwerfen.

In der geplanten Vereinigung der beiden Völker lebt der Alexandrische Gedanke, aus Makedoniern und Persern ein neues Herrenvolk zu schaffen, noch einmal auf. Er tut es in zeitgemäßer Form, und er tut es in den Träumen eines Wahnwitzigen. Caracalla hat einmal den großen Makedonen als „Augustus des Ostens" bezeichnet. Ein orientalischer Alexander also, der auch den Unterworfenen an dem Reiche teilhaben ließ, hat dem Urheber der Constitutio Antoniniana vor Augen gestanden. Und es sollte nicht an der ganz persönlichen Wendung fehlen, die Caracalla dem Gedanken gab.

Die Verbindung seines eigenen, kaiserlichen und von kaiserlichen Vorfahren stammenden Stammes mit einem Sproß aus dem erlauchten Haus der Arsakiden war bestimmt, das Werk der Vereinigung von Römern und Parthern zu krönen. Da erscheint die Forderung, daß königlicher Stamm nur mit seinesgleichen die Ehe schließen solle — eine Forderung, die Rom ebenso fremd wie dem Orient seit alters geläufig war. Die Götterehen von Bruder und Schwester, den homerischen Griechen aus einer älteren Welt überkommen, das irdische Abbild dieser Ehen in den ägyptischen Königen bis hinab zu den Ptolemäern — sie alle gründen sich auf dem Glauben, edelstes Geblüt dürfe sich nur untereinander verbinden. Sie zeigen auch, wohin der folgerichtig und einseitig weitergeführte Gedanke führen mußte: zum Inzest. Schon gegen Commodus war diese Beschuldigung erhoben worden. Caracalla war der letzte, der sich vor solchem Tun gescheut hätte.

Unter seinem Regiment nahm die Bedeutung seiner Mutter Julia eher zu als ab. Zeitweise war ihr ganz die Führung der Geschäfte überlassen. Doch die Hand des Wüstlings lastete nicht leichter auf der eigenen Mutter als auf den anderen. Sie hatte, eine andere

[1]) Herod. 4, 11; Dio 79, 1, 1f.; dazu N. C. Debevoise, *A political history of Parthia* 265.



Abb. 52. Elagabal. Capitolinisches Museum, Rom (S. 228).

Abb. 53. Baitylos mit Sonne und Mond. Nationalmuseum, Aleppo (S. 228).

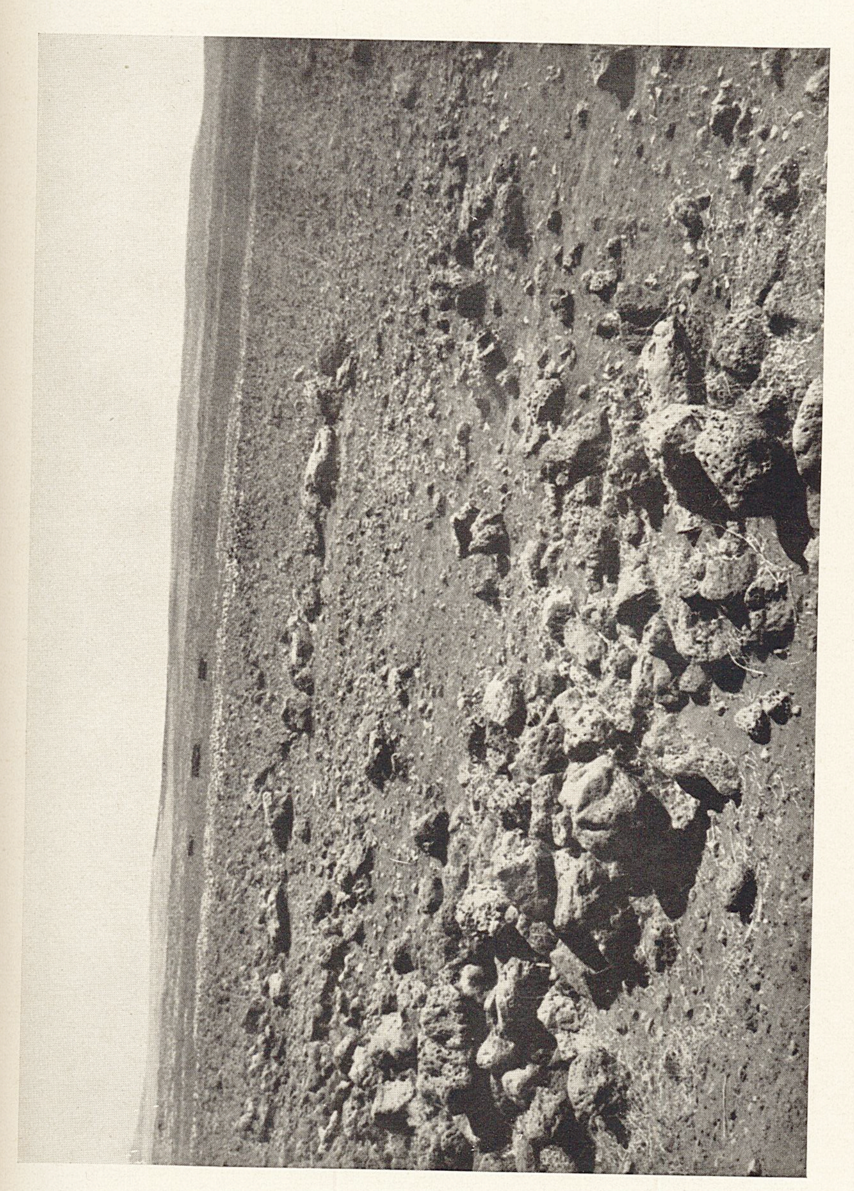


Abb. 54. Vorland des Drusengebirges, zwischen Damaskus und Sanamen (S. 235f.).

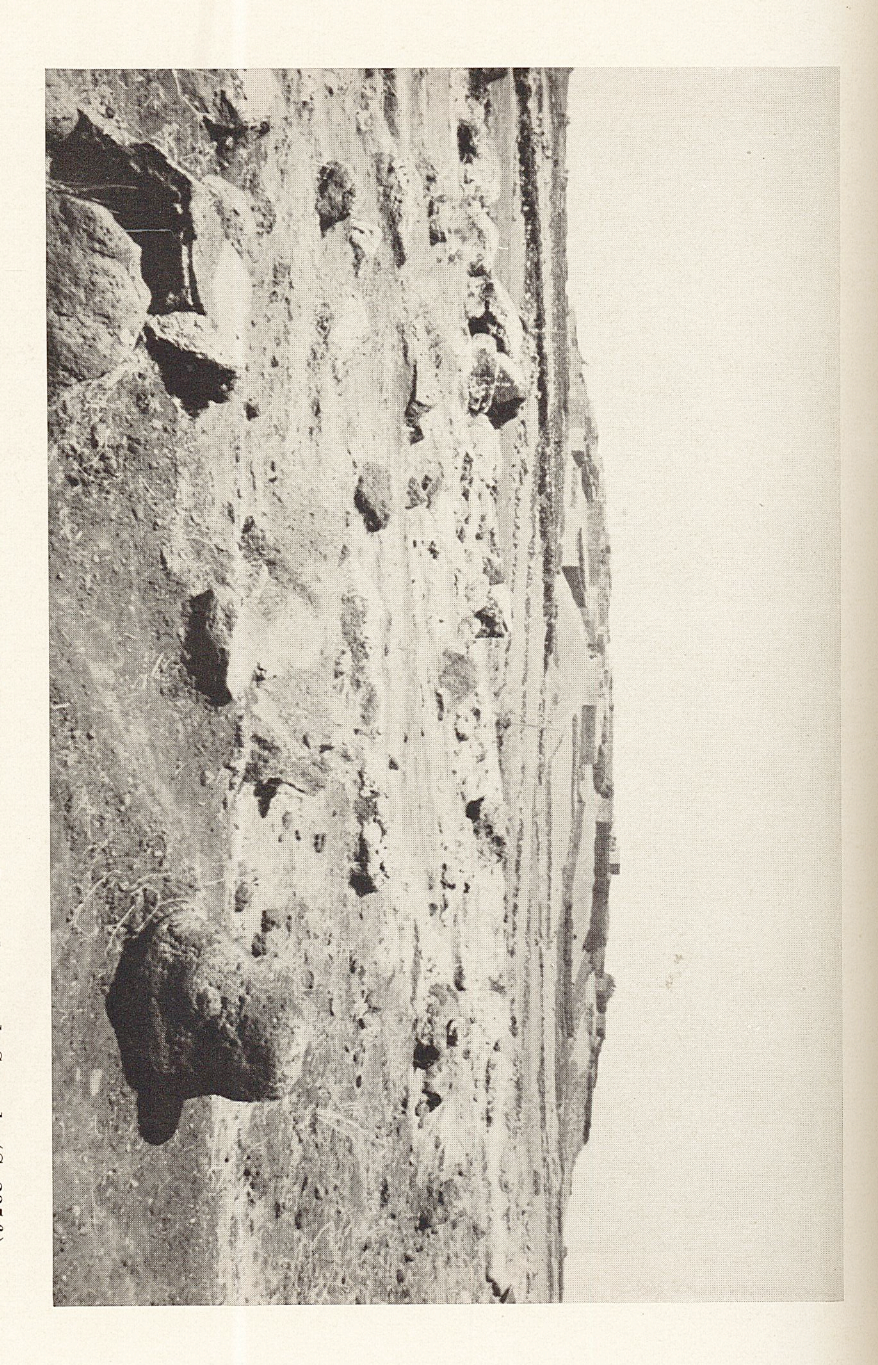


Abb. 55. Vorland des Drusengebirges. Sanamen, auf dem Wege von Damaskus nach Suweda (S. 235 f.).

Jokaste, die hadernden Söhne immer wieder zusammenzuführen versucht. Als der Gedanke auftauchte, das Reich unter beide zu teilen, wollte sie sich lieber entzweihauen lassen als in den Plan willigen. Dann war das Furchtbare geschehen, der blutüberströmte Geta hatte das Leben in ihren Armen verhaucht. Aber Caracallas Grausamkeit zwang sie, die Trauer zu verbergen und statt ihrer Freude und Lachen zu zeigen.

Die Zeitgenossen glaubten zu wissen, daß dieser Sohn vor dem Äußersten nicht zurückgeschreckt sei. Ob es zwischen Mutter und Sohn so weit gekommen ist, vermag niemand zu entscheiden. Es genügt, daß man von dem vollzogenen Inzest erzählen konnte, daß das Gerücht sich an eben diese beiden heftete. Danach habe Julia dem Sohne, der sie begehrte, ein: „Erlaubt ist, was gefällt!“ zugerufen. Mit diesen Worten habe sie ihn gehöhnt und zur Tat gereizt. Auch hier war Julia Jokaste. Nur daß sie offenen Auges und von ihrem Dämon besessen vollzog, was der anderen bis zur Todesstunde ein gnädiges Geschick verhüllt hatte.

Die Verbindung innerhalb desselben Stammes, die sich auf Zeus und Hera berufen durfte und die in der Ehe des zweiten Ptolemäers mit seiner Schwester eine immerhin großgedachte Wiedererstehung empfangen hatte — hier war sie erniedrigt zum Bereich der Telchinen. Jener phallischen, scheelsichtigen, erdhaft-dunklen Dämonen, die nach der Sage die eigene Mutter geschändet und in den Tod getrieben haben.

Caracalla starb, wie er gelebt; er starb so recht *seinen* Tod. Er war auf dem Weg, einem Gott seiner mütterlichen Vorfahren das Opfer darzubringen. In dem Augenblick, da er sein Bedürfnis verrichtete und die Wache sich zurückgezogen hatte, traf ihn das rächende Schwert. Unziemlich, wie er gelebt, ging er dahin. Es gibt eine Darstellung von Septimius Severus' ganzem Haus, er selbst mit Gattin und Söhnen — ein gemalter Tondo, zur öffentlichen Zurschaustellung angefertigt. Nach seiner Auffindung erwies sich, daß Caracallas Bild mit Unrat verschmiert war[1]); die Gemeinheit hatte sich auf ihre Art an dem Gemeinen gerächt.

[1]) Antike 1936, Taf. 10—11; vergl. *SHA.*, *v. Hel.* 13, 7; 14, 2.

Julia war dahin gebracht, daß sie ihren Sohn nur noch haßte. Es wird gesagt, sie habe seinen Tod darum nicht gewünscht, weil sie den Verlust der eigenen Stellung befürchtete. Als er gefallen war, ward sie in Ehren gehalten wie bisher. Doch ihr Leben hatte seinen Sinn verloren; sie folgte dem Sohn nur kurze Zeit darauf nach.

3.

War schon Septimius' und seiner Söhne Regiment ohne Julia Domna nicht zu denken, so herrschten in der Folgezeit die syrischen Frauen ausschließlich. Als das severische Haus dem Usurpator Macrinus erlegen schien, hat eine dieser Frauen den Thron zurückgewonnen. Mit Maesa, der Schwester der Julia, kam eine Nebenlinie empor; sie hat den Kaiserthron zwei volle Jahrzehnte behauptet. —

Septimius' Haus war, weltgeschichtlich gesprochen, einer Verbindung Karthagos und des syrischen Vorderasien entsprossen. In dem neuen Zweig der Severerdynastie blieb man unter sich. Die Töchter der Maesa waren mit Syrern ritterlichen Standes verheiratet; denn Septimius wünschte, daß dieser Zweig nicht ebenbürtig werde. Gleichwohl durchlief der Gatte der Soaemias eine glänzende Bahn; unter Caracalla, da die Glanzzeit der Ritter anbrach, lag die Stellvertretung der beiden höchsten Ämter der Hauptstadt in seiner Hand. Und was beiden Männern an gesellschaftlichem Rang abging, machte die erneute Verhaftung mit dem Mutterboden des Geschlechtes wett.

Die Linie der Maesa entstammte ebenso wie Julia Domna selbst dem Priesterhaus von Emesa. Aber während Septimius' Gattin im Laufe ihrer glanzvollen Laufbahn von den Ursprüngen sich mehr und mehr entfernt hatte, war bei den anderen die Verbindung noch nicht zerrissen. Emesa war für sie tatsächliche und geistige Heimat zugleich. Es lag noch im fruchtbaren Hinterland, nicht im Grenzgebiet wie Philippopolis oder in der Wüste wie Palmyra, die beide als Heimatstädte östlicher Herrscher noch hervortreten sollten. Emesa bedeutete damals dasselbe wie heute: es war eine der fanatischsten Städte des gesamten Syrien[1]). Die Verehrung des Sonnen-

[1]) Vgl. Avien., *descript.* 1086f.

gottes war für diese Stadt Mitte und Sinn des Daseins. Und während Julia sich der Philosophie der Zeit zugewandt hatte, hingen Maesa und ihr Haus dem heimischen Baal, der ein starker und eifriger Gott war wie alle seines Schlages, treu an. Maesa selbst war Tochter des Sonnenpriesters Bassianus und hatte darauf gesehen, daß die beiden Enkel, bevor sie auf den Thron kamen, die gleiche Priesterwürde innehatten. Elagabal fühlte sich noch auf dem Thron ganz als Diener und Ebenbild seines Gottes, und seine Mutter Soaemias bestärkte ihn darin.

Es wird eine offene Frage bleiben, inwieweit das Treiben, dem der neue Kaiser sich hingab, den Trieben seiner Natur, inwieweit es dem Bewußtsein der eigenen Göttlichkeit entsprang. Vieles von dem, was die sittliche Empörung seiner Zeitgenossen erregte, findet seine Entsprechung in den anderen Kulten Syriens. Elagabal selbst sind ekstatische Zustände nicht fremd gewesen[1]). Und das scheint zu zeigen, daß es an religiösen Antrieben bei ihm nicht gefehlt hat[2]). Auch die geplante Selbstentmannung[3]), die von Elagabals Ausschweifungen so seltsam absticht, enthält einen bezeichnenden Zug. „Der Semit schwankt beständig zwischen Lust und Askese" (E. T. Lawrence).

Der kaiserliche Hohepriester hat seinem Baal die verschiedensten Göttinnen zu Gemahlinnen gegeben. Das troische Palladion ließ er zu diesem Zweck aus der Obhut der Vestalen entfernen und in den Tempel des syrischen Gottes bringen. Doch wurde die kriegerische Minerva als ungeeignet befunden und durch die Stadtgöttin von Karthago ersetzt. Ähnlich verband sich Elagabal selbst nacheinander mit verschiedenen Frauen und trennte sich wieder von ihnen. Darunter befand sich auch eine Vestale: Elagabal mag ihr Verhältnis zur römischen Vesta ähnlich aufgefaßt haben wie sein eigenes zum Gott von Emesa.

In Rom erblickte man darin nur Verhöhnung der römischen Religion und ihrer ehrwürdigsten Einrichtungen. Doch vielleicht schim-

[1]) Nach Dio 78, 38, 4 stürzte er sich in der Schlacht θείᾳ τινὶ φορᾷ auf den Feind; auch das gleich zubesprechende Vorhaben der Selbstentmannung, gemeinhin in heiliger Raserei vollzogen, wird dazugehören. Vgl. noch *SHA.*, *v. Hel.* 7, 2.
[2]) So auch Cumont, RE. 5, 2222.
[3]) Dio 79, 11, 2.

mert noch in einem zweiten Falle, der gleichfalls zu stärksten Anstößen Anlaß gab, eine religiöse Vorstellung durch. Der Kaiser soll sich selbst als Lustknabe angeboten, soll dafür Geld genommen haben. Hat hier die Sitte der sakralen Prostitution, die gerade in Syrien im Schwange war[1]), das Vorbild abgegeben? Auch im Dienst der Himmelsjungfrau von Karthago, die Elagabal seinem Gott zur Gattin gegeben hatte, waren ähnliche Begehungen üblich. Augustin hat, fast zwei Jahrhunderte später, eine drastische Schilderung hinterlassen. Der jungfräulichen Göttin, so meinte er, seien Dinge vorgeführt worden, die auch eine verheiratete Frau als neue Kenntnis nach Hause habe tragen können.

In alledem spielte Elagabal eine weibliche Rolle, und er tat es nicht nur hier. Wieder wurzelt diese Rolle im Kultischen. Als Priester in Emesa war er prächtig anzuschauen mit seinem kostbaren Diadem, dem Gewand aus Purpur und Gold, unter dem er nach orientalischer Art lange Hosen aus gleichem Stoff trug. Blüte der Jugend, eine zarte und weiblich-gefällige Bildung gingen damit zusammen; man verglich ihn mit dem jungen Dionysos. Als Kaiser trat er in chinesischer Seide auf, um unter dem Klang von Tamburin und Flöte im Kreise syrischer Weiber am Altar seines Gottes zu tanzen. Das Gesicht geschminkt, mit Halsketten und zarten Gewändern nach Frauenart angetan, schien er sich ganz des männlichen Wesens entschlagen zu haben; nur gezwungen legte er die Toga an.

Der heilige Stein, das Ebenbild des Gottes von Emesa, war von kegelförmiger Bildung und wies an seiner schwarzen Außenfläche Zeichen auf, die man als Darstellung der Sonne deutete[2]). Ähnliche Stücke sind in syrischen Nachbarstädten zutage gekommen; älteren Jahrhunderten entstammend, blieben sie bis in römische Zeit im Gebrauch[3]). Auch sie zeigen eine Darstellung der Sonne, aber diesmal mit der des Mondes verbunden. Die Verbindung des männlichen mit dem weiblichen Prinzip, die die sakrale Ehe des

[1]) Vgl. F. Cumont, Die oriental. Relig. im röm. Heidentum[3] 108 (freilich, ohne mich mit C.'s religionsgeschichtlicher Ableitung zu identifizieren).
[2]) Die archäologischen Zeugnisse bei F. Studniczka, Röm. Mitt. 16, 274f.
[3]) G. Ploix de Rotrou, *Le musée national d'Alep, Catalogue sommaire* 51, Nr. 38/39. Das Motiv in antike Form umgesetzt bei G. Jacopi, *Esplor. e studi in Paflagonia e Cappadocia* 30; *tav. XXX fig.* 124, 126.

syrischen Sonnengottes mit der karthagischen Mondgöttin zum Ausdruck brachte, ist dort in den Sonnengott selbst verlegt. Sollte Elagabals Gebahren, das Männliches und Weibliches in sich vereinigte, auf ähnliche Vorstellungen sich gegründet haben?

Man muß sich begnügen, die Frage aufgeworfen zu haben. Unmittelbarer wirkte sich die entscheidende Rolle des Weiblichen in Elagabals Verhältnis zu seiner Mutter aus.

Die Behauptung, die Julia Maesa geflissentlich verbreitete, Caracalla habe in jugendlichem Alter seinen Basen zu Söhnen verholfen, wurde von Soaemias bereitwillig aufgenommen. Einmal am Kaiserhofe und zur Augusta ernannt, hat sie sich ohne Scheu an allen Ausschweifungen beteiligt; die Mutter sei des Sohnes wert, so urteilte man. Doch schon vorher scheint ihr Geschmack nicht wählerisch gewesen zu sein. Gannys, der Erzieher Elagabals, war niedriger Herkunft und im Hause der Maesa aufgezogen; gleichwohl schenkte ihm Soaemias ihre Gunst und der verständnisvolle Sohn dachte zeitweilig daran, den einstigen Pädagogen zum Caesar zu erheben, auf daß die Mutter ihn ehelichen könne. Aber dann siegte die Abneigung des Schülers, der den unerbetenen und unbequemen Rat seines Lehrers fürchtete. Elagabal selbst führte den ersten Streich gegen den Mann, der ihn aufgezogen, der ihm die Herzen der Soldaten gewonnen, der ihn zu Sieg und Thron emporgeführt hatte. Und der der Liebhaber seiner Mutter war.

Denn beide, Mutter und Sohn, gingen ganz ineinander auf; sie waren füreinander geschaffen. Sie übte überall ihren Einfluß, begleitete den Sohn in Senat und Kaserne; doch niemals verlautet, daß sie das wüste Treiben gehemmt habe. Nichts geschah ohne Soaemias' Zustimmung, aber dort, wo eine mäßigende Stimme nötig war, versagte sie. Der römische Spott wußte von einem Frauensenat zu berichten, in dem die Augusta den Vorsitz führte. Während Elagabal sich aller Herzen entfremdete und das Verderben vor der Tür stand, habe man dort über Toilette, über Gruß und Rangordnung beraten. Keine Nichtigkeit des weiblichen Lebens habe es gegeben, worüber nicht Beschluß gefaßt worden sei.

Der Kaiser lebte währenddem sein zügelloses Leben weiter. Über alles gingen ihm seine Günstlinge, die Genossen seiner Ausschwei-

fungen. Tänzer, Schauspieler, Wagenlenker, Friseure — sie wurden, wenn sie sich in den Orgien dieses Hofes bewährten, zu den höchsten Stellen berufen. Bis schließlich zur heimlichen Empörung von Senat und Volk der offene Aufruhr der hauptstädtischen Garnison hinzutrat.

In verzweifelter Lage hatte Soaemias schon einmal für ihren Sohn gestritten. Als im Kampf gegen Macrinus die Reihen wichen, war sie mit der Mutter zusammen den Fliehenden entgegengetreten. Jetzt, als die Soldaten Miene machten, Elagabal zu verlassen und zum Sohn der Mamaea überzugehen, war Soaemias wieder auf ihrem Posten. Es begab sich das Erstaunliche, daß die beiden Vettern offen vor den Prätorianern ihren Streit austrugen: inmitten der Kaserne, in nächtlich-tumultuarischer Versammlung, ward über das Kaisertum entschieden. Den beiden Müttern war es überlassen, das Wort zu führen. Und so standen sie sich gegenüber, redend und hadernd; sie stritten für sich und ihre Söhne, darum, wer von ihnen diese Nacht überleben dürfe. Als der Morgen heraufkam, da verließen Elagabal die letzten Anhänger. Er starb zusammen mit seiner Mutter, die ihn bis zuletzt umklammert hielt. Die Leichen wurden enthauptet und geschleift; die ihre warf man ‚irgendwohin', den Rumpf des Sohnes in den Tiber.

Der offene Gegensatz zwischen Mamaea und Soaemias, der damit seinen Abschluß fand, datierte erst seit kurzem. Er begann, als Elagabal den wenig jüngeren Vetter als Sohn und damit als Mitregenten hatte annehmen müssen. Doch irgendwie war dieser Gegensatz im Wesen der Schwestern angelegt. Mamaea und Soaemias sind ein ungleiches Paar, darin ihren Vettern Caracalla und Geta nicht unähnlich. Und doch sind sie in anderer Weise wieder vereint.

Das Gerede von dem geheimen Umgang mit Caracalla verfolgte auch Mamaea. Aber sie selbst hat es sich, im Gegensatz zur anderen, niemals zu eigen gemacht. Überhaupt war ihr das Lotterleben der älteren Schwester fremd. Aber auch sie war ‚Mutter', und hat als solche tief in das Leben ihres Sohnes eingegriffen. Mamaea ließ Alexander sorgfältig erziehen; sie hat ihn von den Lastern fernzuhalten versucht. Lehrer aller Fächer mühten sich darum, dem

syrischen Prinzen eine griechisch-römische Bildung zu verschaffen. Zusammen mit den Soldaten wachte die Mutter über das Leben ihres Alexander, solange es von Elagabal bedroht war; eigene Mundschenke und Köche, die mütterliche Sorgfalt ausgesucht hatte, umsorgten den Gefährdeten. Als Augusta erschien sie zwar nicht im Senat, wie Soaemias es gehalten hatte, aber daß sie die wahre Herrscherin war, trat allenthalben hervor.

Mamaea führte das Regiment, solange der Sohn noch unmündig war, und sie führte es auch dann noch, da er zum Manne gereift es selbst hätte ergreifen müssen. Denn dieser Sohn ist nie er selbst geworden. Geschöpf der Mutter und Großmutter von Anfang an, hat er nie aufgehört, es zu sein. Seine Friedensliebe scheute vor jeder kriegerischen Tätigkeit zurück; jede Anstrengung offenbarte seine anfällige Gesundheit. Durch sanfte Nachgiebigkeit und Menschenfreundlichkeit hoffte er seiner Herrschaft die Sicherheit zu verleihen, an der es bei seinen Vorgängern gefehlt hatte.

Wieder zeigt es sich: das Streben nach Sicherheit ist gleichsam der Urtrieb aller syrischen Kaiser. In ihm trafen sich Mutter und Sohn, nur daß die Mutter mit anderen Mitteln ihr Ziel zu erreichen gedachte. Schon Septimius Severus hatte, um die Zukunft seiner Söhne zu sichern, gewaltige Mittel aufgehäuft. Doch für diesen Mann war Geld nur ein Werkzeug neben anderen, für Mamaea war es Macht und Sicherheit schlechthin. Sie hatte die Soldaten bestochen, als es galt, sie für Alexander und gegen Elagabal einzunehmen. Zur Macht gelangt, häufte sie Schätze über Schätze, sich darauf berufend, daß auch sie den Soldaten im gegebenen Fall zukommen sollten. Doch der Dämon des Besitzens, einmal wachgerufen, ließ sie nicht mehr los: sie vermochte sich von diesen Schätzen nicht mehr zu trennen, hielt sie ängstlich zurück. Alle Welt beschuldigte die Kaiserinmutter des Geizes, und der Sohn war machtlos gegen ihr Treiben.

Neben Elagabal gibt Alexander das Musterbeispiel eines gynaikokratischen Regiments. Und es ist die Tragik des Muttertums, die sich, nach Julia Domnas Jokasteschicksal, in Mamaea ein zweites Mal offenbart. In Fürsorge für ihr Kind aufgehend, alles sammelnd, opfernd, sparend, wofern sie ihm nur die Herrschaft erringe oder

erhalte, führt sie den so Behüteten doch ins Verderben. Denn es ist eben dieses Tun, das eigentlich mütterliche Tun, das sich zum Schaden des Sohnes auswirken muß, sofern dieser ihm nicht aus eigenem Entschluß eine Grenze setzt. Denn sonst wird Mutterliebe zur Kurzsichtigkeit, die nur noch die persönlichsten, beschränktesten Belange zu sehen vermag. Und das ständige Streben nach Sicherheit führt zum Gegenteil dessen, was es selbst beabsichtigt.

Hinter dieser Mutterliebe aber reckt sich, in tiefen Schichten des weiblichen Seins wurzelnd, eine andere Dämonie auf, die eifersüchtig es nicht dulden will, daß eine Frau von des Sohnes Herzen Besitz ergreife. Das Verhältnis zwischen Mamaea und Alexander spielt in jene Bereiche hinüber, die der irische Dichter und Visionär mit den Worten „Söhne und Liebhaber" umrissen hat. Diese Mutter hat dem Sohn die erste Frau zugeführt und hat dann, als die Ehe sich glücklich anließ, durch brutalen Eingriff sie wieder zerstört. Der Vater der jungen Frau, der sich an der Kaiserinmutter hochfahrendes Benehmen nicht gewöhnen mochte, wurde getötet, sie selbst nach Afrika verbannt. Denn Mamaea war voll des maßlosesten Stolzes, wollte allein Kaiserin heißen; sie neidete der anderen den Titel der Augusta, so wird gesagt, und sie neidete ihr mehr.

Soaemias und Mamaea waren beide mit dem besten Teil ihres Wesens Mutter, aber sie waren nicht mehr als das. Was die eine dadurch verdarb, daß sie ihrem Sohn alles nachsah, verdarb die andere, indem sie ihn allzusehr gängelte und behütete. An menschlichem und gar an geschichtlichem Format fehlte es beiden. Die Macht des emesenischen Hauses ruhte auf anderem Grunde. Von der schwächlichen Nachfolge, die Julia Maesa in ihren Töchtern und Enkeln gefunden hat, hebt sich ihr eigenes Wesen ab, das der Größe nicht ganz ferne steht.

4.

In Maesas Gestalt kündigen sich die Züge bereits an, die an Soaemias und Mamaea hervortreten sollten. Schon ihr lag das Aufhäufen von Geld und Besitz am Herzen, aber zum Unterschied von Mamaea wußte sie es zu gebrauchen.

Lange hatte sie, als Schwester der Julia Domna, am kaiserlichen Hofe gelebt. Ihre Stellung benutzte sie, um sich ein Vermögen zu schaffen. Der Schwiegersohn der Maesa, Gatte der Soaemias und Vater Elagabals, war ein oft in der Finanzverwaltung beschäftigter Mann; er hatte die Mittel für die gewaltige Solderhöhung unter Caracalla zu beschaffen, er war auch der erste, der öffentlich neben seinen Titeln die Gehälter, die er bezog, angab . . . Man ahnt, wie dieses Vermögen zustandekam. Doch dann kam ein Umschwung. Nachdem Caracalla ermordet und die Mutter ihm ins Grab gefolgt war, traf Maesa der Ausweisungsbefehl des neuen Herrschers. Sie ging in ihre Heimat und nahm ihr ganzes Vermögen mit; eine andere Lätitia Bonaparte, hat sie dadurch dem Wiederaufstieg ihres Hauses den Weg bereitet. Doch im Gegensatz zur Korsin hat sie diesen Wiederaufstieg selbst herbeigeführt.

In Emesa lebte Maesa bei ihren Verwandten. Ihr, die die Herrschaft gekostet hatte, war es unerträglich, sich in das Leben eines Untertanen fügen zu müssen; es war ihr nicht minder unerträglich als ihrer Schwester Julia. Aber während die einstige Kaiserin verzichtete und dahinschwand, ließ Maesa sich nicht ohne weiteres beiseitedrängen. Mit geheimer Freude mochte sie die Mißgriffe des Macrinus beobachtet haben, die ihm die Herzen der Soldaten entfremdeten: seine weichliche Lebensweise, die Freude an Theater und Spiel, die Vernachlässigung der Geschäfte, die unsoldatische Tracht. Bald trat Maesa mit offenem Anschlag hervor.

In der Nähe von Emesa lag eine Legion, dazu bestimmt, die unruhige Priesterstadt in Gehorsam zu halten; sie wurde das erste Ziel von Maesas Plänen. So oft die Soldaten in die Stadt kamen, sahen sie Maesas Enkel Elagabal im Glanze seines Hohepriestertums. Seine Jugend und Schönheit, sein Auftreten gewannen ihm das Herz des einfachen Mannes. Schutzverwandten ihres Hauses gegenüber, die in der Legion dienten, ließ sich die listige Syrerin erstmalig über jene angebliche Abstammung von Caracalla vernehmen. Sie hoffte auf die alte Anhänglichkeit der Soldaten an den Kaiser, der noch in aller Munde war, und sie täuschte sich nicht. Geschickte Helfer gingen ihr zur Hand, und das Angebot ihrer Schätze tat das Übrige.

In einer Nacht erschien Maesa mit den Ihrigen im Lager der Truppe. Alles war vorbereitet, die Soldaten riefen Elagabal zum Kaiser aus und schickten sich an, für seine Herrschaft zu kämpfen. Rasch verbreitete sich die Nachricht: die Abneigung gegen Macrinus, die Erinnerung an die reichen Spenden Caracallas und das Geld der Maesa selbst verschaffte ihrer Partei raschen Zulauf. Macrinus achtete der Sache wenig; er sandte seinen Gardepräfekten Julianus und Truppen, um die Revolte in Emesa zu unterdrücken. Ihnen wurde Elagabal von der Höhe der Mauern herab gezeigt; sie vernahmen, er sei in der Tat Caracallas Sproß und man stellte dessen Jugendbildnis auf, um durch die Ähnlichkeit Elagabals Abkunft zu erhärten. Da entfiel den Soldaten die Lust zum Kämpfen. Bald wandten sie sich gegen Julianus; sie schlugen ihm den Kopf ab und sandten ihn Macrinus zu.

In der Entscheidungsschlacht vor Antiocheia schien Macrinus noch einmal das Glück zu winken. Die Reihen des Prätendenten gerieten ins Schwanken. Da stiegen Maesa und Soaemias vom Wagen; ihren Bitten und Versprechungen gelang es, die Flüchtenden zum Stehen zu bringen. Entschieden hat die Schlacht die feige Flucht des Macrinus selbst. Mit abgenommenem Bart, als Frumentarier verkleidet suchte er zu entkommen, aber auf der Flucht ereilte ihn das Schicksal; ebenso seinen Sohn Diadumenianus, der auf dem Weg zu den Parthern war.

Maesa war am Ziel ihrer Wünsche. Doch auf der Höhe des Erfolges schien noch einmal alles in Frage gestellt zu sein. Die Frauen suchten Elagabal zu lenken, so gut es ging, aber gegen sein skandalöses Treiben, gegen seine Verschwendung konnte sich nicht einmal Maesas Einspruch durchsetzen. Für Elagabal wog es nichts, daß Maesa, die noch in Rom dem emesenischen Gotte fanatisch anhing, den Enkel mahnte, bei offiziellen Anlässen das Priesterkleid mit der Toga zu vertauschen. Als sie ihn seine Ausfahrt mit nicht weniger als sechzig Staatskutschen machen sah, klagte sie, er werde noch alle zugrunde richten. Sie bemerkte, wie die Unbeliebtheit des Kaisers wuchs; sie ahnte sein kommendes Ende. Wieder tauchte vor ihr das Gespenst eines Sturzes ins Untertanendasein auf.

In dieser Not faßte sie den Entschluß, Elagabal zu beseitigen und den fügsameren Sohn der Mamaea an die Stelle zu setzen. Sie hatte nur für ihr eigenes Fleisch und Blut gelebt, und kein Entschluß mochte ihr härter angekommen sein. Aber es war ihr klar: man mußte das faule Glied abtrennen, um den übrigen Körper zu retten. Mit schmeichlerischer Rede wußte sie Elagabal zu bestimmen, seinen zwölfjährigen Vetter an Sohnesstatt anzunehmen und ihn zum Caesar zu machen. Er könne sich dann, so sagte sie, ganz seinem Priesteramte widmen, könne seinen Gott mit Orgien und heiligen Begehungen verehren, während dem anderen die Verwaltung der weltlichen Dinge zufalle.

Maesa erlebte das Schauspiel, das ihr Werk war: die Erhebung Alexanders; sie erlebte auch Elagabals schmachvollen Ausgang. Daß sie in das, was kommen mußte, noch eingegriffen habe, wird nirgends gesagt. Erst als alles vorüber war, trat sie wieder hervor. Sie übernahm, wie selbstverständlich, erneut die Leitung; sie stieß sich nicht daran, daß man das Gedächtnis des Gestürzten verdammte, daß man von ihm als einem Tyrannen und Scheusal sprach. Denn ein neues, glücklicheres Regiment schien angebrochen, die Herrschaft ihres Hauses endgültig gesichert. Noch vier Jahre hat sie den Genuß dieser Herrschaft gekostet; den Untergang hat ein gnädiges Geschick ihr verhüllt.

Mit dem Tode des Alexander Severus ging das orientalische Kaisertum nicht zu Ende. Nach dem Zwischenspiel Maximins und seiner Gegner und Nachfolger kam noch einmal ein Syrer empor. Doch im Gegensatz zum emesenischen Kaiserhaus entstammte Philippus nicht der städtischen Landschaft des Orontestales. Seine Heimat lag weiter im Südosten, am Fuße des Drusengebirges. Diese Herkunft hat ihm den Beinamen des ‚Arabers' eingetragen, unter dem er in die Geschichte eingegangen ist.

Das Drusengebirge ist vulkanischen Ursprungs; mit dem Hauran verbindet es das gleiche Landschaftsbild. Die alte Trachonitis gehört zu den Grenzgebieten, die in die Wüste hinüberführen; in den steinernen Einöden des westlichen und mittleren Arabiens findet sie ihre Fortsetzung. Wie die palmyrenische Wüste unmittelbar in Damaskus' Gärten übergeht, so beginnt auch das Lavageröll bereits

im Weichbild der Stadt. Sein grauschwarzes Gestein bedeckt die Felder und bestimmt das Aussehen der Dörfer, die aus ihm erbaut sind. Im Drusengebirge ballt es sich zu wildgetürmten, zackigen Massen, wölbt es sich zu schwarzgebrannten Kuppen und Domen. In dieser düsteren Landschaft, erfüllt von Grausamkeit und Öde, lag Philippus' Heimat. Ihre Stelle wird durch das heutige Schebah bezeichnet.

Herodes Agrippa hatte den Bewohnern dieses Gebiets vorgeworfen, daß sie gleich wilden Tieren in ihren Schlupfwinkeln lebten. Bis in die heutige Zeit hausten die räuberischen Beduinen in den Höhlen des Ledscha, wo sie ihre Beute bargen. Die antike Überlieferung glaubte zu wissen, daß auch Philippus' Vater ein ‚Räuber' gewesen sei. Nomade[1]) und Wegelagerer, großer Eigentümer und Gewalthaber, angesehener Mann und Räuber, gehen in diesem Lande ineinander über[2]). Der Mann mochte wirklich als arabischer Scheich begonnen haben, aber wie die gesamte Nachbarschaft in den Jahrhunderten des Friedens sich zu städtischem Wesen bequemte, wie sich der Dschebel Druse mit festen Siedlungen und Bauten bedeckte, so war der einstige Beduinenhäuptling zu einem Mitglied der munizipalen Aristokratie aufgerückt[3]). Nach seinem Tod hat ihm der Sohn in ihrer beider Heimatstadt einen Kult darbringen lassen.

Philippus bedeutete für das Kaisertum dasselbe wie das Emporkommen der palmyrenischen und osrhoënischen Bogenschützen für die Heeresgeschichte. Hier wie dort lösten die halbbarbarischen Grenzstriche der Wüste das zivilisierte Innere Syriens ab. Die düstere Eigenart der trachonitischen Landschaft, ihre Härte und Mitleidlosigkeit teilen sich den Bewohnern mit. Mit kalter Berechnung hat Philippus nach dem Thron gestrebt, bedenkenlos und unbarmherzig hat er ihn gewonnen.

[1]) Auch *SHA.*, *v. Aurel.* 26 und 27 sind die *latrones Syri* die Beduinen der palmyrenischen Wüste; vergl. Aur. Vict., *de Caes.* 35, 3.

[2]) E. T. Lawrence, Aufstand in der Wüste (Dte. Übers.) 209: „ich fragte ihn nach seinem Namen; er antwortete Abdulla, genannt el Nahabi, der Räuber; den Beinamen, sagte er, habe er von seinem angesehenen Vater geerbt." Der Räuber Claudius, der mit seinen Reitern Judäa und Syrien unsicher machte, betrachtete sich nach der Erzählung Dios 75, 2, 4 offenbar als dem Kaiser ebenbürtig.

[3]) Daß dies durch Wahl seitens der Stämme zum städtischen Rat geschehen konnte, hat M. Rostovtzeff, *Berytus* 2, 145, gerade am Beispiel des Hauran gezeigt.

Sein Vorgänger Gordianus III. war auf besondere Weise zur Kaiserwürde gekommen. Als der Senat gegen den ‚Tyrannen' Maximin in Maximus und Balbinus zwei Kaiser eigener Wahl aufstellte, mißfiel dies der hauptstädtischen Menge. Man wünschte einen Sprossen aus kaiserlichem Stamm und begrüßte die hohe Versammlung mitsamt ihren Kandidaten, als sie den kapitolischen Tempel verließen, mit einem Hagel von Steinen und Holzscheiten. Vergeblich suchten die Neuerwählten sich durchzusetzen. Sie mußten sich dazu verstehen, den gleichnamigen Neffen des in Afrika umgekommenen Gordianus I., trotz unmündigen Alters, als Caesar und Nachfolger anzunehmen. Ohne selbst befragt zu sein, wurde der Knabe auf den Schultern der Menge, unter Jubelrufen und einem Regen von Blumen und Blättern, zum Kapitol emporgetragen. Noch im Herbst des gleichen Jahres 238 beförderte das Glück, das sich in der Erhöhung eines Willenlosen zu gefallen schien, den Caesar zum Augustus. Die beiden Senatskaiser waren der rohen Willkür der Prätorianer zum Opfer gefallen: eben sie erhoben Gordianus III. an Stelle der Gemordeten. Dreizehnjährig bestieg er den Thron.

Von frühauf gegängelt, stand der kaiserliche Knabe zunächst unter der Herrschaft von Günstlingen seiner Mutter. Mit der Ernennung des Timisitheus[1]) zum Gardepräfekten trat ein Wandel ein. Dieser Mann hatte mit gleichmäßiger Ergebenheit zwei so verschiedenen Kaisern wie Alexander Severus und Maximin gedient, hatte unter dem ersten die sparsame Finanzverwaltung und unter dem zweiten die Erpressung der Provinzialen mitgemacht. Unter Gordian stieg er vom Prokurator der lugdunensischen Provinz zum Gardepräfekten empor. Obwohl er alle Macht in den Händen hatte, hielt der merkwürdige Mann vor dem letzten Schritt zurück. Seine Haltung blieb dem Knaben gegenüber so loyal, wie sie dem gewalttätigen Pupienus gegenüber gewesen war. Timisitheus begnügte sich damit, dem Kaiser die eigene Tochter zur Frau zu geben. Er begnügte sich mit der tatsächlichen Macht, die er klug und zum Nutzen von Herrscher und Reich ausübte.

[1]) Über ihn zuletzt P. W. Townsend, *Yale Class. stud.* 4, 71f.

Mitten in den Erfolgen des Perserkriegs starb Timisitheus. Mit seinem Nachfolger Philippus wechselte nicht nur der Träger der Macht, sondern auch die Art, wie sie ausgeübt wurde. Noch während des persischen Feldzugs verstand er es, durch absichtliche Verknappung der Lebensmittel das Heer gegen den jungen und unerfahrenen Gordianus III. aufzubringen. Wie bei Elagabal und Alexander, so hatten die Soldaten auch diesmal zu entscheiden, wer Kaiser sein sollte: der rechtmäßige Inhaber der Würde oder der einstige Untergebene, der sich zum Usurpator aufwarf. Es zeigte sich, daß die Stimmung dem Gordianus feindlich war. Da soll er gebeten haben, wofern man ihn nicht als Augustus wolle, ihn doch als Caesar zu behalten. Oder daß man ihm wenigstens die Stelle gebe, die sein Gegner Philippus bis dahin innegehabt habe, daß man ihm irgendein militärisches Amt überlasse. Zuletzt bat er um das nackte Leben. Alles ward ihm verweigert. Philippus wohnte der beschämenden Szene bei, schweigend und scheinbar unbeteiligt, aber insgeheim durch seine Helfershelfer alles lenkend. Einen letzten Augenblick erwog er, ob Barmherzigkeit walten solle, ob die Klugheit ihm dies gestattete. Dann gewann eine andere Überlegung Oberhand. Er ließ den Jammernden abführen, seiner kaiserlichen Abzeichen berauben und töten.

Der neue Herrscher[1]) hat alles getan, um den Flecken, der an seiner Thronbesteigung haftete, abzuwaschen. Er hat den gemordeten Vorgänger feierlich bestatten und zum Gott erklären lassen; überall suchte er sein Andenken zu ehren. Er kam dem Senat, der den Emporkömmling haßte, auf jede Weise entgegen. Aber weder die zur Schau getragene Haltung, noch Philippus' an sich vorhandene militärische Fähigkeiten oder seine glanzvolle Begehung der Tausendjahrfeier Roms bewirkten ein Vergessen. Mit Genugtuung bemerkte man, wie der eigene Sohn sich darüber aufhielt, daß der Vater es bei dieser Feier an Würde fehlen ließ[2]).

Mißmut und Finsternis haben sich damals noch tiefer in des Kaisers Gemüt eingeprägt. So zeigen ihn die Büsten: über die unverkennbaren Merkmale seiner Rasse hinaus sind sie gekennzeichnet durch die steile Falte über der Nasenwurzel, die eckig gezogenen Brauen, den mürrisch vorgeschobenen Mund. Langsam tat er ab, was er als Haltung angenommen hatte: ursprüngliche Züge, die ihm mit den anderen Orientalen auf dem Thron gemeinsam waren, traten an die Stelle. Schon immer hatte er sich den Christen geneigt erwiesen; dem Papste Fabianus wurde erlaubt, feierlich die sterblichen Reste seines Vorgängers Pontianus aus Sardinien nach Rom zu überführen. Denn Philippus war an den Grenzen des heiligen Landes aufgewachsen, und wovon dort alle Stätten kündeten, wird seinem Herzen näher gestanden haben als der altfränkische Pomp der nationalrömischen Religion, der sich bei der Begehung von Roms tausendstem Geburtstag entfaltete. Nunmehr traten die Grundsätze des orientalischen Kaisertums auch in den Maßnahmen hervor, mit der er seiner Herrschaft die fehlende Stütze zu geben gedachte. Mißtrauen und jenes urtümlich-orientalische Streben nach Sicherheit, diese beiden stets wiederkehrenden Wesenszüge, bestimmten seine Haltung.

[1]) Zum Folgenden E. Stein, RE. 10, 755f.
[2]) Dasselbe, was man Elagabal vorwarf: *SHA.*, *v. Hel.* 32, 7.

Philippus hatte stets einen Kult mit seiner Familie und seiner Heimat getrieben. Syrische Städte wie Neapolis und Bostra erhob er zum Rang einer Kolonie. Das gleiche geschah mit seinem Geburtsort, der den Namen des Kaisers erhielt. Die neue Philippopolis[1]) erhob sich inmitten des Drusengebirges, am Fuße eines vulkanischen Kegels, der die eine Ecke der Stadt einnimmt. Als großes Viereck, mit zwei rechtwinklig sich kreuzenden Hauptstraßen erbaut, fällt sie aus den übrigen Stadtanlagen des Hauran heraus. Als kaiserliche Neugründung nahm sie sich nicht den örtlichen Stil, sondern den hauptstädtischen zum Vorbild. In den Bädern und im Palast, in den dreifachen Tordurchgängen, im Mörtelgußwerk der gewaltigen Tonnengewölbe ahmte sie ihn nach. Den Mittelpunkt nahm der Grabtempel von Philippus' Vater ein, des „Gottes Marinos", wie seine Inschriften besagen; die Bilder der ganzen Familie waren dort aufgestellt. Den Vater und einstigen Beduinenscheich hatte der kaiserliche Sohn, eine bis dahin unerhörte Ehre,

[1]) *Publ. Amer. Arch. Exped. to Syria* 1899—1900, *Part* II 376f. (H. W. Butler); *Part III* Nr. 396—400a (W. K. Prentice); *Syria. Princeton Univ. Exped.* II A 359f. (H. W. Butler); R. E. Brünnow und A. v. Domaszewski, Die Provincia Arabia 3, 145f.

zum Gott erheben lassen. Treppen und Terrassen führten zum Grabtempel empor; dahinter lag das Theater, wo man der neuen Gottheit zu Ehren die Spiele beging.

Des Kaisers Anhänglichkeit ans eigene Haus beschränkte sich nicht auf den monumentalen und religiösen Bereich. Philippus griff auf seine Familie zurück, als es die entscheidenden Posten zu besetzen galt. Seinem Bruder übergab er erst die Verwaltung einer wichtigen Grenzprovinz, dann betraute er ihn mit der Statthalterschaft über den ganzen Osten[1]). Seinem Schwager übertrug er den militärischen Oberbefehl in Makedonien und an der unteren Donau. Zwei der großen Reichsheere schienen damit durch die allein zuverlässige Treue des verwandten Blutes gesichert.

Und doch brach gerade dort die Erhebung gegen Philippus los. Die Wahl seines Bruders war alles andere als glücklich. C. Julius Priscus war, bevor er emporstieg, Vizepräfekt von Ägypten gewesen. Dort rechnete man bis zu seiner Ernennung die glückliche Zeit: mit ihm habe der wirtschaftliche Verfall begonnen[2]). Der schonungslose Steuerdruck, der alsbald im Osten einsetzte, rief gleich zwei Usurpatoren auf den Plan. Sie konnten nicht unterdrückt werden und haben den Herrscher, gegen den sie rebellierten, um einige Jahre überlebt. Glimpflicher schien es mit der Empörung der Donaulegionen auszugehen, denn diese erschlugen kurz darauf[3]) den Kaiser ihrer Wahl. Doch eben hier sollte sich Philippus' Schicksal erfüllen.

Um die Zuchtlosen zur Ordnung zurückzurufen und sie gegen den gotischen Feind zu führen, sandte der Kaiser einen seiner zuverlässigsten Männer an die Donaugrenze[4]). Decius entstammte selbst den illyrischen Landen; er kannte die Verhältnisse und warnte seinen Herrn vor dem, was da kommen müsse. Zwar besiegte er den äußeren Feind und waltete mit Strenge gegen seine eigenen Leute. Aber diese riefen ihn zum Kaiser aus und zwangen ihn durch Todesdrohungen, die Würde anzunehmen. Decius, der

[1]) *Rector Orientis:* CIL. 3, 14149 Z. 5.
[2]) *Pap. Lond. Inv.* 2565, Z. 76f. Vgl. T. C. Skeat und E. P. Wegener, *Journ. Egypt. Archeol.* 21, 245.
[3]) Zur Chronologie des Pacatianus: H. D. M. Parker, a. O. 340 u. 11.
[4]) H. Mattingly, *Journ. Rom. stud.* 1924, 1f.

Philippus in schwerer Stunde schon einmal zur Seite getreten, dessen gutgemeinte Warnungen ungehört geblieben waren, wandte sich noch einmal an das kaiserliche Vertrauen. Man möge unbesorgt sein, so schrieb er: sowie er selbst nach Rom komme, werde er die Abzeichen seiner unrechtmäßigen Würde ablegen.

Philippus war nicht der Mann, Vertrauen zu gewähren; er glaubte sich besser gesichert. Längst hatte er zum Schutze Italiens Truppen konzentriert. Sie lagen im Nordosten: in Concordia, Aquileia und anderswo in befestigten Lagern; man hatte sich nicht gescheut, Detachierungen der beiden dakischen Legionen heranzuziehen und so diesen ständig bedrohten Vorposten des Reiches zu schwächen. So blieb nur die Entscheidung durch die Waffen. Der Ring, der Italien schützen sollte, war rasch durchstoßen; auch die numerische Überlegenheit half Philippus nicht weiter. In der Entscheidungsschlacht bei Verona fiel der letzte Syrer auf dem Thron, tapfer in vorderster Reihe kämpfend.

Damit schien das Regiment des Orients in Rom und im Reich beseitigt. Was danach kam[1]), besagte wenig. Noch einmal war in Sulpicius Uranius Antoninus ein Priesterkönig von Emesa als Prätendent aufgestellt worden. Jotapianus, in Syrien oder Kappadokien zum Kaiser ausgerufen, rühmte sich gar der Abstammung von Alexander dem Großen[2]). Beide verschwanden bei Valerians Herannahen. Doch das Regiment des Ostens sollte in stolzeren Tönen ausklingen. Erneut nahm das Heimatland der Bogenschützen die Herrschaft an sich. Und gleich Julia Domna und Maesa war es eine herrscherliche Frau, die aus den syrischen Wüstengebieten hervorging. Mit ihr erreichte dieses Land den Höhepunkt seiner Bedeutung für die Reichsgeschichte. Zenobia ist das wahre Gegenbild der großen emesenischen Kaiserinnen.

Sie war die Gattin Odaenaths, des Herrn von Palmyra. Schon zur Zeit des Commodus war ein Mitglied der palmyrenischen Aristokratie zur Würde eines Prätorianerpräfekten emporgestiegen,

[1]) A. Schenk v. Stauffenberg, Die röm. Kaisergesch. bei Malalas 372f.
[2]) Aur. Victor, *de Caes.* 29, 2 *Alexandri tumens stirpe* — natürlich nicht Alexander Severus, denn mit dem war kein Rühmen zu machen. Über die Alexandernachkommen im Osten vgl. W. W. Tarn, *The Greeks in Bactria and India* 302f.; 448f.

nachdem es eine lange militärische und Beamtenlaufbahn im Ritterstand durchmessen hatte. Eine hervorragende Stellung nahm auch Septimius Vorodes ein, nicht nur in seiner Heimat selbst, sondern als kaiserlicher Prokurator der Provinz Syrien 262—267. Wie alle großen Familien Palmyras, so war auch die seine durch Karawanenhandel emporgekommen und er selbst behauptete eine geachtete Stellung in ihm; auch priesterliche Würden hat er bekleidet. Neben seinem römischen Namen besaß er einen parthischen, führte einen hohen parthischen Titel und ließ sich in parthischer Tracht darstellen. Palmyra als Treffpunkt der Kulturen wird an dieser Gestalt deutlich.

Odaenathus trug ebenfalls den Septimiernamen: dieser verknüpfte den Beginn orientalischen Kaisertums mit seinem letzten Ausläufer. Römische und östliche Titel führte auch er nebeneinander. Bis zuletzt legte er auf die Zugehörigkeit zu Rom Wert; noch als er sich König der Könige nannte, hielt er es nicht anders. Nachdem durch Valerians Gefangennahme die römische Herrschaft über den Osten zusammenzubrechen schien, hatte er aus eigener Kraft den Kampf gegen den siegreichen Sasaniden aufgenommen; mit Mut und Glück hatte er sich in ungleichem Kampf geschlagen. Gallienus erkannte ihn praktisch als Verwalter der Osthälfte des Reiches an. Als solcher zog er sogar gegen die Goten, die in Kleinasien eingefallen waren.

Auf der anderen Seite erinnerte seine Lebensweise an parthische Vorbilder. Ein leidenschaftlicher Krieger, war er ein noch leidenschaftlicherer Jäger: er scheute vor dem stärksten Löwen nicht zurück. Den Hauptteil seines Lebens verbrachte er in den Bergwäldern des Libanon, gegen Sonne und Regen gleichermaßen abgehärtet. Auf der Jagd zog er sich schließlich die tödliche Feindschaft seines Neffen zu, dessen Mörderhand ihn treffen sollte.

Wenn in Odaenathus ein anderer Ninos oder Nimrod erstanden war, so schien in Zenobia die große Semiramis eingegangen zu sein. Beide verloren in jungen Jahren den Gatten, beide fühlten sich stark genug, seine Nachfolge anzutreten. Zenobia regierte im Namen ihrer Söhne, aber in Wahrheit war sie Herrin. Dieser Frau

mit dem ‚Adlerblick‘ und der königlichen Gebärde, mit der dunklen Stimme, sah man es an, daß sie zum Herrschen geboren war[1]).

Von Kleopatra leitete sie ihr Geschlecht her. Aber ungleich der Ptolemäerin ging sie häufig zur Jagd, war gut zu Pferde und besser noch zu Fuß; im Trinken wußte sie ihren Mann zu stehen. Sie kannte den Wert des Geldes und verstand es zusammenzuhalten, selten über's Maß aus ihren Schätzen spendend. Griechisch beherrschte sie besser als die Sprache Roms. Die große Vergangenheit des Morgenlandes hatte sie ständig vor Augen; an einem Abriß seiner Geschichte soll sie sich versucht haben.

Wie Julia Domna, so zog auch sie geistige Männer in ihren Kreis. Cassius Longinus war ihr Lehrer und politischer Ratgeber; als solcher hat er auf Aurelians Befehl den Tod erlitten. Paulus von Samosata, Bischof von Antiochien, stand der Königin nahe. Und der Sophist Kallinikos von Petrai scheint ihr seine zehn Bücher alexandrinischer Geschichte gewidmet zu haben.

Auch Zenobia war Mutter und Königin in einem. Ihrem Gatten soll sie sich nur gewährt haben, um den eigenen Stamm fortzupflanzen. Den Söhnen ließ sie die lateinische Bildung, die ihr selbst abging, vermitteln; sie erzog sie zu künftigen Herrschern auch über Römer. Denn ungleich ihrem Gatten, gedachte sie sich mit einem Königtum unter Roms Oberherrschaft nicht mehr zu begnügen. Als ihre Feldherrn Ägypten unterworfen hatten, ließ sie anfangs noch Münzen schlagen, die das Bild Aurelians auf der einen Seite zeigten und das ihres Sohnes Vaballath auf der anderen. Dann aber tat sie den entscheidenden Schritt: das Bildnis des Römers blieb von den Münzen weg, Zenobia und Vaballath trugen selbst den

[1]) Man wird, nach dem ausdrücklichen Verdikt Mommsens (R. G. 5, 436 Anm. 3) und anderer (A. Alföldi, Zeitschr. f. Numism. 38, 134; A. Stein, Hermes 58, 454), es als anstößig empfinden, daß ich hier und im folgenden die Angaben der SHA. verwertet habe. Für mich steht fest, daß hinter dem, worin die bisherige Auffassung der suetonischen und nachsuetonischen Biographie nur den rhetorischen Gemeinplatz, die wahllose Weitergabe feststehender Motive sieht, sich so etwas wie eine biographische ‚Gestalt‘ erhebt. Alföldis Untersuchung hat wenigstens dies gezeigt, warum sich das Motiv des ‚verweiblichten‘ Kaisers gerade an Gallienus geknüpft hat und knüpfen *mußte*. Auch da führte die Quellenanalyse eingestandenermaßen zu keinem sicheren Ergebnis (A. Alföldi, a. O. 174); es wäre richtiger gewesen, nach der zugrundeliegenden ‚Gestalt‘ zu fragen, statt die zum Überdruß behandelten kritischen Gemeinplätze noch einmal zu wiederholen.

Augustustitel. Nun herrschte sie im Nillande gleich ihrer angeblichen Stammutter, der Kleopatra; sie fühlte sich als Nachfolgerin der Ptolemäer.

Eine Legende der christlichen Syrer[1]) erzählt, Zenobia habe einstmals einen gewaltigen Stollen durch einen Berg treiben lassen. Da sei der Erzengel Gottes vor ihr erschienen und habe sie gefragt, wessen Werk dies sei. „Das meine und das meiner Mannen!" habe die selbstbewußte Königin geantwortet: dreimal habe sie die Antwort wiederholt. Da sei der fast vollendete Bau zusammengestürzt, zum Zeichen dessen, daß Gottes Allmacht über menschlichem Beginnen stehe.

Es ist wie ein Gleichnis von Zenobias Ausgang. Ihre ehrgeizigen Träume zu verwirklichen, griff sie nach dem Gewinn, der ihr zuzufallen schien, und zerbrach. Nach kaum einjähriger Herrschaft ging ihr Ägypten wieder verloren. Die siegreichen Gegner drangen bis nach Palmyra vor. Sie verließ die belagerte Stadt auf Dromedaren, wurde aber von den Verfolgern eingeholt. Gestürzt und gedemütigt, in der Gewalt des Feindes, war sie nur mehr schwaches Weib. Als sie vor Gericht geführt wurde, schob sie die Schuld all denen zu, die sie beraten und zu ihren Handlungen verführt hätten. So rettete sie sich das Leben, während der nächste ihrer Räte, der Philosoph Longinos, durch Aurelians Henker den Tod empfing.

Über Zenobias weitere Schicksale gehen die Nachrichten auseinander. Manche berichteten, sie sei in Aurelians Triumph mitgezogen. In Gold und Geschmeide pflegten die Frauen der Palmyrener einherzuschreiten, als sie ihr Haupt noch hoch tragen durften. Da gab es Diademe voll edler Steine, goldgestickte Säume, Spangen und Armreifen; vierfache Halsketten waren keine Seltenheit. All dies ward der Gestürzten zur Schmach aufgebürdet. Hände und Füße staken in goldenen Fesseln, und ein persischer Spaßmacher zog Zenobia an goldener Kette einher. Die Menge des Geschmeides und der Steine, mit denen sie beladen war, zwang die kräftige Frau mehr als einmal, stehenzubleiben, weil ihr Körper die Last nicht zu tragen vermochte. Danach erhielt sie ihr Leben geschenkt; sie

[1]) Mitteilung von Georges J. Saad, dem sie von den Bauern des Libanon erzählt wurde.

wohnte in Tibur und soll ihre Töchter unter angesehene römische Familien verheiratet haben.

Zenobia erlag der gleichen Macht, der zuvor Mamaea und Alexander erlegen waren: dem donauländischen Kaisertum. Mit ihm wechseln wir in eine andere Welt hinüber, von einer weiblichen und orientalischen zur männlichen Welt des Westens und Nordens.

5.

Die Gegenbewegung nahm ihren Ausgang bei den illyrischen Legionen. Nicht, daß Alexander sie mißachtet hätte. Als er gegen den ersten Sasaniden zog, brachte er Verstärkungen vom Donauheer auf den mesopotanischen Kriegsschauplatz mit. Sie standen dort ihren Mann, aber die Verluste des unglücklichen Feldzuges trafen diese Tapfersten besonders hart. Dazu räumten Klima und Ernährung gewaltig unter ihnen auf, und dies vor allem bestimmte den Kaiser zum Rückzug.

Alexander war kein Soldat und wollte es nicht sein. Unter den Annehmlichkeiten der Hauptstadt groß geworden, fühlte er sich erst wieder wohl, als ihn der Luxus des syrischen Antiocheia umgab. Unendlich widerwärtig war es ihm darum, daß ihn kurz darauf die Germanengefahr an die Rheingrenze rief. Da diese Gefahr zugleich die Donauprovinzen bedrohte, warf der illyrische Soldat dem Kaiser vor, um des Osten willens die nördlichen Grenzen vernachlässigt zu haben. Vor allem aber war das weichliche und unkriegerische Wesen Alexanders den kampfgewohnten Pannoniern zuwider, und „weibischer Duckmäuser" und „feiges Jüngelchen" scholl es aus ihren Reihen, als man daranging, einen Kaiser nach eigener Wahl aufzustellen.

Maximinus war der Mann nach ihrem Herzen. Selbst von der Donau stammend, halb oder ganz barbarischer Abkunft, verkörperte er das männliche Prinzip in seiner rohesten und naturhaftesten Form. In allem war er das Gegenbild der Syrer und ihres Weiberregiments. Im militärischen Dienst hatte er sich emporgedient und darum teilte er als Kamerad alle Strapazen und Kämpfe des gemeinen Mannes. Und nicht genug damit: er war ihm selbst

leuchtendes Beispiel persönlicher Tapferkeit. Vor der Senatskurie waren in überlebensgroßen Bildern seine Taten dargestellt: wie er, bis zum Bauch seines Rosses im Sumpf eingesunken, gleichwohl den Angriff gegen die im Dickicht versteckten Germanen vortrug und durch sein Vorbild das Heer dazu nötigte, ihm auf gefährlichem Wege zu folgen. Rom hat er als Kaiser nie besucht. Am wohlsten fühlte er sich inmitten seines Heeres und dort, wo die Kriegsgefahr ihn umgab: am Rhein oder an der heimischen Donau; in Sirmium hatte er sein Hauptquartier.

Außerordentliche Dinge erzählte sich die Folgezeit von der Kraft dieses Mannes. Wieviel Gegner er besiegt, wieviel Schweiß er bei seinen Übungen vergossen und wieviel Fleisch und Wein er als Nahrung zu sich genommen habe. Beladene Lastwagen habe er davongezogen, Steine mit den Fingern zerrieben; im Laufen habe er schier Unglaubliches geleistet. All diese Erzählungen sind ungeschichtlich nach ihren Einzelheiten. Aber sie zeigen, wie Maximin sich im Bewußtsein seiner Mitwelt spiegelte. Eine ähnliche Erscheinung hatte man auf dem Kaiserthron bisher nicht gekannt.

Schon der Kopf des Maximin ist aus einer anderen Welt. Er unterscheidet sich ebensosehr von Caracalla, dem „ausonischen Raubtier", wie von den schwächlichen Knabengesichtern der letzten Severer. Welcher Herkunft war dieser Mann? Auf Grund seines donauländischen Geburtsorts rechnet man ihn den illyrischen Kaisern im weiteren Sinne zu. Pannonische Rekruten haben ihn erhoben; er selbst hatte einst eine pannonische Schwadron geführt und war unter Septimus Severus ins Heer getreten, als der militärische Aufstieg der Donauländer begann. Er schien darum ein Glied dieser Bewegung, ihr vorderster und zugleich zu höchstem Aufstieg gelangter Vertreter. Der erste Illyrier habe, so meinte man, in ihm den Thron bestiegen.

Die Angaben der antiken Überlieferung weisen in andere Richtung. Nach der einen stammte Maximin aus Thrakien und hatte barbarisches Blut in seinen Adern[1]). Die anderen wußten Genaueres zu berichten. Auch sie ließen ihn in einem thrakischen Dorf geboren sein. Dort sei er dem Bund eines Goten mit einem alanischen

[1]) Herod. 6, 8, 1.

Weibe entsprossen, die beide aus den Ländern nördlich der Donau eingewandert waren. Die Goten hätten darum im nachmaligen Kaiser einen Stammesgenossen erblickt, die Alanen mit ihm bei seinem Erscheinen an der Donau Geschenke ausgetauscht[1]).

Die weitergehenden Angaben hat die Forschung verworfen[2]). Sie seien willkürliche Erfindung, aus der knapperen Angabe, daß Maximin barbarischer Abkunft gewesen sei, herausgesponnen. Schon aus allgemeinen Erwägungen[3]) ist dies wenig wahrscheinlich. Es kommt hinzu, daß nicht nur die Abstammung von Maximins Eltern genauer angegeben, sondern auch ihre Namen genannt werden. Der des Vaters Micca ist bester gotischer Herkunft: er

[1]) *SHA.*, *v. Max.* 1, 5f.; Jord., *Get.* 83; *Rom.* 281.

[2]) Zum Folgenden: Verf., Germanien 1938, 49f.

[3]) Zur Frage: A. v. Domaszewski, Die Personennamen in den *SHA.* 22f.; Th. Mommsen in der Einleitung seiner Jordanesausgabe (*MGH., auct. ant.* 5, 1) p. XXXIX; E. Hohl, RE. 10, 855; M. Rostovtzeff, *Iranians and Greeks* 119; N. H. Baynes, *The Hist. Aug.* 22. Es ist zugegeben, daß die Angaben im ersten Kapitel der Maximinsvita auf Herodian beruhen. Eingesprengt ist die Herkunftsangabe; sie erscheint daneben bei Jordanes an den beiden angegebenen Stellen. *Get.* 83 beruft er sich auf Symmachus *in quinto suae historiae libro.* Das ist kein Schwindelzitat, wie wir aus dem Anekdoton Holderi (H. Usener, Festschr. z. Philologenvers. Wiesbaden 1877, 66f.; Th. Mommsen, a. O. XXXIXf.) wissen. Dort werden dem Symmachus, cons. ord. des Jahres 485, sieben Bücher römischer Geschichte zugewiesen. Es erhebt sich die Frage, ob Symmachus (und damit mittelbar Jordanes-Cassiodor) sein Wissen lediglich der Maximinvita entnommen hat. Dafür scheint zu sprechen, daß die folgenden Jordaneskapitel *Getica* 84-88 aus der Maximinvita (daneben aus Orosius 7, 18) gespeist sind; die Einzelnachweise hat Mommsen in seiner Ausgabe gegeben. Und doch bleiben einige Besonderheiten. *Get.* 83 gibt Herkunft und Tod Maximins nach Symmachus. Dann setzt 84f. mit dem Heraufkommen Maximins erneut ein und führt die Schilderung abermals bis zu seinem Tod. Der Hinweis, daß auch dies aus Symmachus stamme (*Get.* 88), ist falsch; denn was voraufgeht, ist Orosius entnommen. Man sieht also deutlich, daß an einen knappen, aber geschlossenen Lebenslauf Maximins in 83, der zweifellos aus Symmachus stammt, in 84-88 weitere Nachrichten aus anderen Quellen angefügt sind. Es kann nicht ausgeschlossen werden, daß sie nicht nur aus Orosius, sondern auch aus der Maximinvita *direkt* geschöpft sind. Wenn zum Schluß nochmals auf Symmachus verwiesen ist, so soll damit nur auf den Eingang des ganzen Abschnittes 83 Bezug genommen werden. Auf der anderen Seite zeigt 83 mancherlei Verschiedenheiten gegenüber der Maximinvita 1, 5f. Daß Maximin hier *e Gothia* stammt, dort geradewegs Gote genannt wird, mag Verschiedenheit des sprachlichen Ausdrucks sein. Aber bei Symmachus ist Maximin seltsamerweise bereits Caesar; er stammt *ex infimis parentibus;* bei dem Mutternamen gibt er das richtige *Ababa* (vgl. unten S. 248 Anm. 2) gegenüber *Hababa* der Maximinvita. So muß die *Möglichkeit* erwogen werden, daß der echte Symmachusbestandteil 83 der parallelen Nachricht der Maximinvita gegenüber selbständige Überlieferung darstellt. Ob Symmachus umgekehrt Quelle der Vita gewesen ist, bleibe unentschieden.

läßt sich als Koseform zu *mikils* ‚groß‘ erklären und war mit Hilfe eines *k*-Suffixes gebildet[1]). Auch Ababa, die alanische Mutter, ordnet sich einwandfrei in die iranisch-skythische Namensgebung des südlichen Rußland ein[2]). Beides kann nicht erfunden sein: es weist auf echte Überlieferung.

Da der Kaiser Maximin 238 im Alter von 65 Jahren ermordet wurde, fiel seine Geburt auf 173. Damals standen die Goten bereits an den Grenzen des Reiches. Die gotische Runeninschrift von Poiana kann nicht später fallen als das Jahr 200, wohl aber ein oder zwei Jahrzehnte früher[3]). Die südskandinavischen und osteuropäischen Münzfunde zeigen, daß das Volk damals mit Rom in Verbindung getreten war[4]). Im ersten Jahrhundert begegnen bereits hermundurische Sklaven südlich der Donau, aber auch der freie Germane Scalleo, der seinen eigenen Hof besaß[5]). Er war vermutlich ein Quade, und quadische Funde der gleichen Zeit wurden südlich der Donau gemacht. Den Goten Aurgais, der mit einer provinzialrömischen Frau verheiratet lebte, hat eine Inschrift des dritten Jahrhunderts in Capidava kennen gelehrt[6]). In diese Reihe gehört der gotische Vater Maximins. Die alanische Mutter macht gleichfalls keine Schwierigkeit. Alanen sind an der Donau bereits fürs erste und zweite Jahrhundert bezeugt[7]). Die Nachricht, daß beide Eltern niederstem Stand angehörten[8]), läßt die Möglichkeit offen, daß sie einstmals Unfreie gewesen sind.

---

1) G. Trathnigg, Germanien 1939, 56 Nachtrag. Dort ist *Mica* statt *Micca* angesetzt; das zweite gibt die Überlieferung bei *SHA.*, *v. Max.* 1, 6 und Jord., *Rom.* 281 einheitlich; *Get.* 83 ist sie schwankend. A. v. Domaszewskis Behauptung (a. O. 92), Micca sei dakisch, ist durch nichts begründet: *e Gothia* (*v. Max.* 1, 5) entspricht *a patre Gotho* bei Jordanes, meint also nicht Dakien.
2) Ἄβαβος, Vater des Orontes aus Olbia: B. Latyschew, *Inscr. Ponti Eux.* 1, 135 Nr. 102; 136 Nr. 103; dazu die ausgezeichnete Bemerkung von K. Müllenhoff, Monatsber. Akad. Berlin 1866, 557 Anm. 2. Vgl. noch F. Justi, Iran. Namenbuch 1. Damit erledigt sich A. v. Domaszewskis Bevorzugung der Form *Hababa.*
3) Oben S. 81.
4) Vgl. oben S. 79f.
5) Zum Folgenden R. Egger, *Laureae Aquincenses* 1, 147f.
6) S. Gutenbrunner, Zeitschr. f. dt. Altert. 1938, 115f.; C. Daicoviciu teilt mir brieflich mit, daß die Inschrift in die letzten Jahrzehnte des dritten, wenn nicht ins vierte Jahrhundert gehört. Früher scheint der Ansatz von R. Vulpe zu sein: *Hist. anc. de la Dobroudja* 257f.
7) Plin., *nat. hist.* 4, 80; *SHA.*, *v. Marci* 22, 1; vgl. *v. Pii* 5, 5.
8) Jord., *Get.* 83.



Abb. 56. Seitlicher Durchgang des Theaters, Philippopolis (S. 240).



Abb. 57. Ritzzeichnung eines Pferdes. Baptisterium, Spalato (S. 173).



Abb. 58. Thermen, Philippopolis (S. 239).

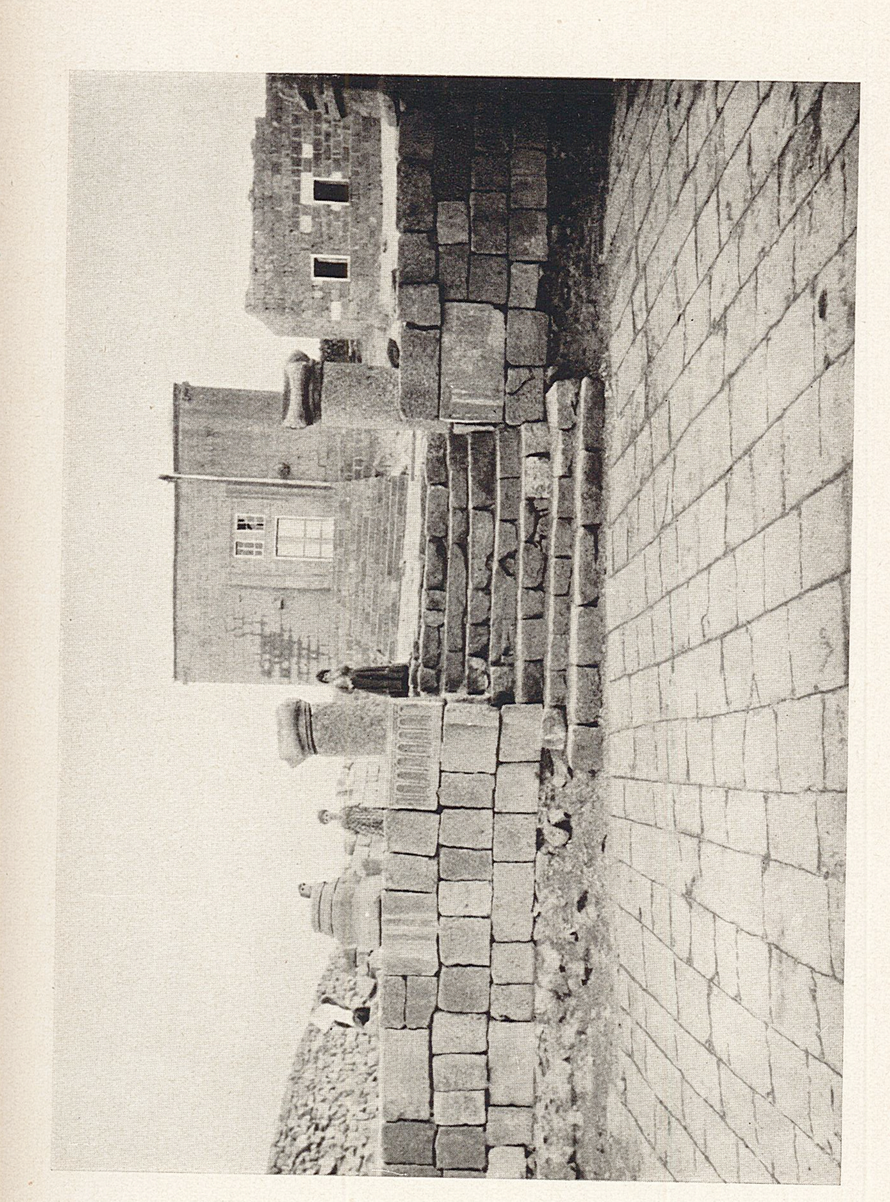


Abb. 59. Philippeion, Philippopolis (S. 240).

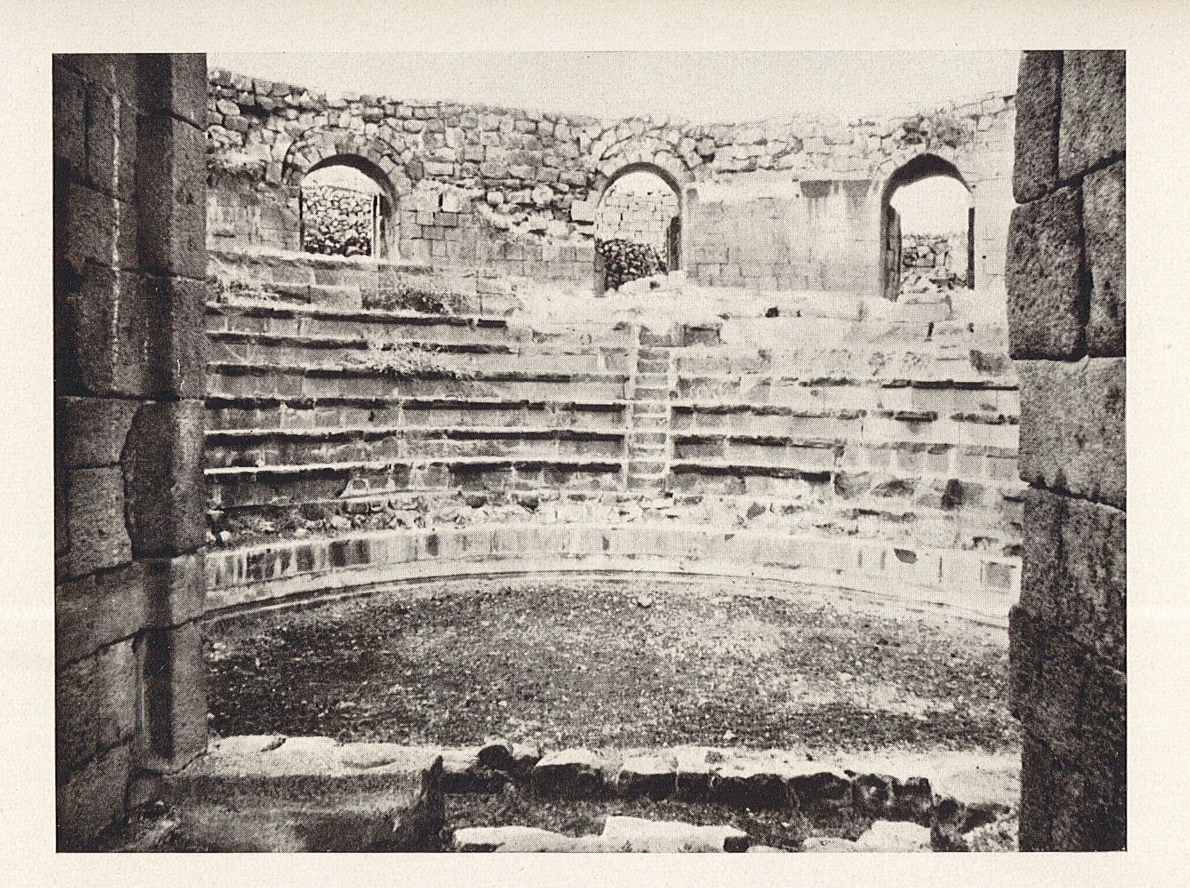


Abb. 60. Theater, Philippopolis (S. 240).

Abb. 61. Zitadelle, Emesa (S. 259).



Abb. 62. Ausschnitt aus Abb. 61 (S. 259).

Durch Septimius Severus emporgekommen, zog sich Maximin nach dem Sturz der Dynastie durch Macrinus als Gutsbesitzer auf sein Heimatsdorf zurück. Er gedachte dem Usurpator nicht zu dienen. Rankes menschlicher und geschichtlicher Scharfblick hat diesen Zug einer „ungewöhnlichen inneren Ehrenhaftigkeit" nicht übersehen[1]). Hier äußert sich ein persönliches Treuverhältnis zum Kaiser, wobei dieser als Gefolgsherr nach germanischer Art verstanden wird.

Es besteht kein Grund, die gotische Abkunft Maximins zu leugnen. Man wird ihn als Kaiser germanischen Blutes anerkennen müssen. In der Epoche der Soldatenkaiser, da dem Eindringen afrikanischer, syrischer, illyrischer Truppenteile im Heer entsprechende Kaiser folgen, entspricht der Sohn des Goten auf dem Thron der militärischen Bedeutung, die sich die Germanen erworben hatten. Maximin selbst hat freie Germanen in größerer Zahl innerhalb des Heeresverbandes verwandt.

In urwüchsig-strotzender Kraft gebärdete sich dieses Germanentum auf dem Thron. Noch war es sich einer Aufgabe nicht bewußt: in Tun und Lassen folgte es allein den Trieben seiner ungebändigten Natur. Nie kam Maximin der Gedanke, als Kaiser und Feldherr habe er eine Schlacht wirklich zu leiten. Er glaubte nicht anders, als daß er in vorderster Reihe kämpfen müsse: nach den mit eigener Hand vollbrachten Taten bewertete er sich und andere. Maximin schätzte den Krieg um seiner selbst willen; in ihm fand er sein Genüge. Von seinen Soldaten und von den Bewohnern der Grenzprovinzen[2]) wurde er geliebt, von den Gegnern jenseits der Grenze bewundert. Anders war die Stimmung der Bevölkerung daheim. Er selbst brachte dem friedlichen Bürger kein Verständnis entgegen, und dieser vergalt Gleiches mit Gleichem.

Schwer lastete Maximins Regiment auf den besitzenden und gebildeten Schichten. Der Kaiser tat nichts, um ihre Meinung für sich zu gewinnen. Sein vornehmstes Streben ging dahin, das Heer auf seiner Seite zu wissen. An der Spitze der bewaffneten Macht glaubte er, gegen jeden Widerstand und jede Erhebung gefeit zu

[1]) Was RE. 10, 855 dagegen gesagt wird, ist nichtig.
[2]) R. Vulpe a. O. 202, gibt die inschriftlichen Weihungen aus der Dobrudscha.

sein. Alles Geld war von vornherein für die Soldaten bestimmt; schonungslos waren die Mittel, wenn es galt deren Bedürfnis zu befriedigen. Die Widersetzlichen wurden grausam bestraft, und ohne Erbarmen die Summen eingetrieben, die der Kaiser als Geschenk für die Truppen bestimmt hatte. Man schonte weder privates noch öffentliches Gut, nicht einmal die Weihgeschenke in den Tempeln. Alles hallte von den Klagen der Provinzialen wieder. Selbst die Soldaten, die doch unter den Betroffenen ihre Verwandten, ihre Freunde hatten, fanden es an der Zeit, sich zu mäßigen.

Endlich brach die Empörung los. In Afrika war ein von Maximin bestellter Prokurator dazu übergegangen, die Landgüter großer Besitzer zu enteignen, um so den Forderungen seines kaiserlichen Herrn Genüge zu tun. Junge Männer aus den Familien, denen die Maßnahme galt, bewaffneten ihre Pächter und Landarbeiter, erschlugen den Beamten und boten dem Prokonsul von Afrika, der in Thysdrus residierte, die Kaiserkrone an. Gordianus war aus vornehmster Familie: von Vaterseite stammte er von den Gracchen und seine Mutter war eine Verwandte des Kaisers Trajan. Die Beamtenlaufbahn des Mannes war lang und ehrenvoll gewesen. Er stand im 81. Lebensjahr, als das Angebot der höchsten Würde an ihn herantrat. Daß er zauderte, war begreiflich: erst Todesdrohungen machten ihn gefügig. Zum Kaiser ausgerufen, rückte er mit seinen Anhängern gegen Karthago vor.

Zunächst ließ sich das Unternehmen erfolgreich an. Einer nach Rom geschickten Gesandtschaft gelang es, Maximins Gardepräfekten zu beseitigen und dadurch die Hauptstadt für die Erhebung zu gewinnen. Sofort nahm der Senat Gordianus' Ernennung an. Er begrüßte ihn und seinen gleichnamigen Sohn als Kaiser, erklärte den bisherigen Herrscher zum Staatsfeind. Alle Provinzen mit Ausnahme Pannoniens, Dakiens und Spaniens traten auf die Seite der Gordiane. Man verkündete ein Programm, in dem die Abschaffung der Geldgeschenke an die Soldaten eine gewichtige Rolle spielte.

Doch während den neuen Herren alles zufiel, verloren sie in Afrika selbst den Boden. Capellianus, Maximins Statthalter in

Numidien, verweigerte ihnen die Gefolgschaft. Er war ein gefährlicher Gegner, denn ihm folgte die einzig vorhandene Truppe. Vor der gefürchteten maurischen Reiterei zerstob das Freiwilligenheer, das der jüngere Gordianus heranführte. Er selbst fiel im Kampf; der Vater beging auf die Nachricht Selbstmord.

So schien die Revolte gegen Maximin, Säbelregiment, kaum begonnen, schon mißglückt. Die friedliche Bevölkerung hatte nicht die Kraft besessen, das Joch abzuschütteln. Doch der Senat war gewillt, den Kampf fortzusetzen. Noch zu Lebzeiten der beiden Gordiane hatte er einen Ausschuß von zwanzig Männern bestellt und ihm die Verteidigung Italiens anvertraut. Man erwartete einen Rachefeldzug des schwer gereizten Maximin, und man täuschte sich darin nicht. Schon auf die Kunde von der afrikanischen Erhebung hatte der Kaiser den Marsch nach Italien beschlossen. Er hatte dazu das gesamte an der Donau versammelte Heer bestimmt.

Eine Sturmflut schien gegen die Städte und Fluren Italiens loszubrechen. Germanische Reiter bildeten die Vorhut; kampfgewohnte und siegesstolze Scharen folgten ihnen nach. Gleich einem nordischen Heerkönig zog Maximin daher.

Auf der anderen Seite verlor man den Mut nicht. Der Senat wählte aus den Reihen des Zwanzigerausschusses die Nachfolger für die untergegangenen Kaiser. Zwei Männer, Balbinus und Maximus, beide von verschiedener sozialer Herkunft, trugen nunmehr den Augustustitel. Doch Volk und hauptstädtisches Militär waren damit nicht zufrieden: auf ihren Wunsch mußte der Neffe Gordianus' I., der dritte des Namens, von den beiden anderen als Caesar angenommen werden.

Pupienus fiel die Aufgabe zu, ein Heer gegen Maximin aufzustellen. Sammelort war das feste Ravenna, im Nordosten gelegen, wo man den Einbruch erwartete. In Italien selbst wurden Aushebungen vorgenommen; den Kern der Streitmacht bildeten Germanen, die sich Pupienus auf Grund seiner früheren Statthalterschaft am Rhein angeschlossen hatten. Gegenüber den Illyriern und Germanen auf der Gegenseite hoffte man in ihnen eine militärisch gleichwertige Truppe zu besitzen.

Aber nicht an ihr brach sich die Wucht des Ansturms. Die Mauern des festen Aquileia, die Tapferkeit seiner Bürger und seiner Besatzung[1]), die umsichtigen Maßnahmen, die Menophilus und Crispinus, zwei weitere Mitglieder des Zwanzigerausschusses[2]), getroffen hatten, bildeten ein unüberwindliches Hindernis. In verwüstetem und ausgesogenem Land, von Hunger gequält, durch die Angriffe auf die uneinnehmbare Stadt dezimiert, erhob sich Maximins eigenes Heer gegen ihn. Soldaten der zweiten Parthischen Legion, Landsleute des Kaisers und den Gardetruppen zugerechnet, erschlugen den Kaiser und seinen Sohn, der sich mit im Lager befand. Die Sorge um das Schicksal ihrer Frauen und Kinder, die in der Garnison Albanum bei Rom zurückgeblieben waren, hatte sie zu diesem Schritt getrieben.

Nach dem Tode Maximins war das Heer zu Verhandlungen bereit. Maximins und seines Sohnes abgeschlagene Köpfe steckte man auf Spieße und zeigte sie vor den Mauern Aquileias, zum Zeugnis dessen, was geschehen war. Doch zu groß war das Mißtrauen der Städter. Sie verlangten zuvor, daß die Soldaten als Zeichen ihrer Übergabe den verhaßten Senatskaisern — Pupienus, Balbinus und Gordianus — ihre Verehrung erwiesen. Von den Zinnen Aquileias hängte man die Bilder der Herrscher herab, und so zermürbt war dieses Heer: einst siegesbewußt und jetzt führerlos, an sich verzweifelnd . . . daß es alles erfüllte, was man verlangte.

Diesmal schien die friedliche Bevölkerung über das Heer gesiegt zu haben. Durch den Heldenmut einer italischen Bürgerschaft und durch die Entschlossenheit des Senats war der Umschlag bewirkt. Dieser Senat hatte den Kampf gegen den Tyrannen aufgenommen, hatte Herrscher eigener Wahl eingesetzt, nicht anders als es bei Commodus' Ausgang geschehen war. Mehr noch: man rief das Italikertum gegen Maximins barbarisches Heer auf und griff mit der Wahl zweier Kaiser auf die ehrwürdigsten Einrichtungen des

[1]) Herodian spricht nur von den Bürgern (8, 2, 5; 4, 4-6), aber die Weihinschrift bei G. Brusin, *Gli scavi di Aquileia* 73f. zeigt, daß zumindesten eine Auxiliarformation in der Stadt lag. H. Fuhrmann weist mich darauf hin, daß die Inschriften ausgedienter Soldaten in Aquileia zahlreich sind; auch an diesen mochte die Verteidigung einen Rückhalt gefunden haben.

[2]) A. Stein, Hermes 1930, 229.

republikanischen Rom zurück. Die Zeiten vergangener Größe schienen wiedergekommen. Wie einst die Konsuln, so standen sich die beiden Augusti mit gleichem Rang zur Seite. Beide waren sie mit der Würde des Pontifex Maximus betraut. Nur daß dem einen die Verwaltung, dem anderen die Kriegsführung zugewiesen wurde.

Römisches Wesen von einst hatte sich, so durfte man glauben, auf römischem Boden noch einmal erhoben. Aber war es wirklich mehr als ein Schein?

Der Sieg einer Ordnung, die sich bewußt an altrömische Vorbilder anlehnte, war von kurzer Dauer. Die Tage der Senatskaiser pflegten knapp bemessen zu sein: unter Pertinax war es so und unter Tacitus sollte es nicht anders sein. Pupienus und Balbinus erfreuten sich 90 Tage der höchsten Würde. Ihre Einigkeit war nach Maximins Untergang dahin. Beide erlagen der illyrischen Garde, die man in ihre römische Garnison zurückgeführt hatte. Diese Unbotmäßigen, die die Schmach von Aquileia nicht vergessen konnten, drangen in den Palast, bemächtigten sich der Kaiser, zerrten sie unter Mißhandlungen durch die Straßen und töteten sie.

Nachfolger wurde Gordianus III., der einzig Überlebende der Katastrophe. Er war ein Spielball in der Hand von Mächtigeren; schließlich beseitigte ihn sein Gardepräfekt, der ‚Araber' Philippus. Mit ihm gewann, nach dem Zwischenspiel der Senatskaiser und des Schwächlings Gordian, noch einmal der Osten den Kaiserthron. Was hatte es also mit dem Widerstand des Senats gegen Maximin auf sich? Und warum ging gerade ein Orientale als endgültiger Sieger aus dem Kampf hervor?

Maximin war der Mann des Heeres gewesen. Seit Septimius Severus hatte das illyrische und thrakische Volkstum in ihm eine beherrschende Stellung inne. Die neue Prätorianergarde und die drei ‚Parthischen' Legionen, die der Kaiser aufgestellt hatte, rekrutierten sich großenteils aus den Donaulanden. Gleichzeitig wurden die Schranken zwischen Mannschafts- und Offiziersstand niedergelegt: der neue, militärische Ritterstand ging aus den altgedienten Unteroffizieren hervor. Centurionen und Söhne von solchen trugen jetzt den goldenen Ring; die zweimalige Bekleidung des Ranges eines Primipilen ermöglichte es jedem, ritterlicher Präfekt von einer

der neugebildeten Legionen zu werden oder in gleicher Eigenschaft die Statthalterschaft der mesopotamischen Provinz zu übernehmen. In dem Augenblick, als die bisherigen Schranken fielen und neue Aufstiegsmöglichkeiten sich darboten, eröffnete sich gerade für die illyrischen Mannschaften und Unteroffiziere ein verheißungsvoller Weg.

Doch nur innerhalb der militärischen Laufbahn fiel Septimius Severus' Herrschaft mit dem Aufrücken der Illyrier zusammen. Deutlich unterschied sich die Stellung des Senats zum illyrischen Volkstum. Unter Septimius Severus und Caracalla begegnet kein einziger Illyrier in den Reihen dieser Körperschaft; auch in der Folgezeit traten sie nur ganz vereinzelt auf[1]). Es waren Männer anderer Herkunft, die den Hauptbestandteil ausmachten. Schon im Verlauf des zweiten Jahrhunderts hatten die einstmals herrschenden Italiker einem starken Zustrom aus den Provinzen, zumal aus den östlichen, einen Teil ihrer Sitze räumen müssen. Unter dem ersten Severer gingen sie bis auf ein Drittel zurück, während Senatoren aus Syrien, Kleinasien und des Kaisers Heimatland Afrika an die Stelle traten. Damit hatten die Orientalen die Vorherrschaft gewonnen. Die Größe der Umwälzung wird daraus ersichtlich, daß ein Angehöriger des verachteten Ägyptervolkes erstmalig in den senatorischen Stand aufrückte.

Dieses Verhältnis blieb auch für die Folgezeit maßgebend. Zwar scheint die Zahl der Italiker unter Alexander Severus zuzunehmen, doch waren ihnen die Orientalen und Afrikaner zusammen immer noch überlegen. Nur von hier aus läßt sich der Kampf des Senats gegen Maximin verstehen. Die Geschichte des Ringens zwischen Kaiser und Senat gehört nicht zum Gegenstand einer Betrachtung, die sich mit dem Emporkommen neuer Völker und den Auswirkungen ihrer Gegensätze befaßt. Doch mit der Erhebung des Senats gegen Maximin beginnt jenes Ringen auf die Ebene des Nationalitäten- und Rassengegensatzes hinüberzuspielen. Es war ein orientalisierter Senat, der gegen das Donauheer und dessen Kaiser aufstand. Ein Name wie der des Tullius Menophilus weist eindeutig auf Herkunft aus der östlichen Reichshälfte.

[1]) Für das Folgende grundlegend: P. Lambrechts, *La composition du sénat Romain de Septime Sévère a Dioclétien*, besonders 79f.

Das Gegeneinander von Illyriern und Orientalen trat bereits in der Heeresgeschichte hervor. Aber dort bedeutete es eines unter vielen: erst in der Kaisergeschichte steigerte es sich zur grundsätzlichen Klarheit eines Machtkampfes zweier entgegengesetzter Volkstümer. In Alexander Severus waren die Syrer unterlegen. Nunmehr erneuerte man den Kampf mit anderen Mitteln.

Vom Beginn seiner Regierung ab hatte Maximin den Widerstand der Orientalen zu spüren. Die osrhoënischen Bogenschützen, Alexander Severus' eigenste Schöpfung, hatten eine Verschwörung gegen Maximins Leben angezettelt und einen der ihren als Prätendenten aufgestellt. Der Versuch war gescheitert. Nunmehr ergriff der Senat selbst die Führung.

Er bestand nicht ausschließlich aus Orientalen. Die beiden Senatskaiser wie auch Mitglieder der Zwanzigerkommission[1]) waren aus den Reihen der italischen Senatoren hervorgegangen. Aber in ihrer Gegnerschaft gegen Maximin waren sich beide Nationalitäten einig. Und mehr noch: in diesem Bündnis spiegelte sich die besondere Form wieder, unter der dieser Senat die Erhebung gegen den verhaßten ‚Tyrannen' ins Werk setzte.

Denn diesmal bediente man sich auch geistiger Waffen. Man rief uralte römische Formen gegen den Barbarenkaiser auf. Bei den italischen Senatoren war dies nicht verwunderlich: die Geschichte Roms und Italiens, die alte Überlieferung des Senates — alles legte es nahe. Doch auch die Senatoren syrischen, kleinasiatischen oder afrikanischen Ursprunges entstammten städtischen und wohlhabenden Schichten, denen lateinische Bildung nicht fremd war. Durch ihre Laufbahn im Staatsdienst stand die Größe Roms und des Reiches als beherrschende Idee über ihnen. Sie zögerten nicht, sich dieser Idee im Kampf gegen Maximin zu bedienen: sie gebärdeten sich als die berufenen Träger und taten es mit Erfolg. Nicht als Vertreter des Ostens, sondern im Gewand eines usurpierten Römertums hat der orientalisierte Senat seinen Sieg errungen.

Eine Strömung bewußt römischen Charakters, eine Strömung von solcher Stärke, daß sie sich der Orientalen bemächtigte — sie

[1]) L. Caesonius Lucillus Macer Rufinianus; vgl. A. Stein, a. O. 230 und P. Lambrechts, a. O. 45 nr. 510.

kann nicht von ungefähr gekommen sein. Ihre Wurzeln müssen in einer tieferen Schicht gesucht werden.

6.

Der Sieg des Ostens über Antike und Abendland gerade im ausgehenden zweiten und im dritten Jahrhundert ist eine geläufige Vorstellung. Man zeichnet das Bild eines römischen Hellenismus in des Orients Umarmung. Zu seinen bestimmenden Zügen gehört das Vordringen der Mysterien östlicher Herkunft, das Heraufkommen der Religion, die über alle Nebenbuhler den Sieg davon tragen sollte . . . Viel weniger sind demgegenüber die Anzeichen einer Abwehr, einer nationalen Besinnung Roms beachtet worden.

Zweifellos hat eine gewaltige Woge alle Bestandteile römischer Religion wegzuschwemmen gedroht. Unter dem Eindruck der Pest und der Stürme des ausgehenden zweiten Jahrhunderts wandte man sich überall von den altererbten Gottheiten ab. In Bonn brachte der Legionslegat selbst, unter starker Beteiligung der Garnison, den germanischen Muttergottheiten seine Verehrung dar[1]. In Dura ließ sich ein Tribun zusammen mit seinen Soldaten beim Opfer an die palmyrenischen Götter malen. Auch in Rom hielt die neue Bewegung ihren Einzug. Die Katakombe der Aurelier zeigt auf ihren Wandmalereien Christliches und Heidnisches in seltsamer Verbindung; die Gräber unter S. Sebastiano, an der Appischen Straße, bestätigen und ergänzen das Bild. In Roms Hafenstadt Ostia, war neben dionysischen Mysterien östlicher Färbung Anderes im Schwange, das gleiche Herkunft nahelegt. Auf einem Sarkophag der Nekropole der Isola Sacra sieht man einen Priester der Kybele: mit den schlaffen Zügen des Verschnittenen, mit Ringen, Armbändern und der Gebetskette, einem Weibe gleich, geschmückt[2].

Auch in der Religion der Kaiser und des Staates begann die Durchsetzung mit östlichen Formen. Im Heiligtum der altrömischen Furrina auf dem jenseitigen Tiberufer hatten sich neue Gottheiten eingenistet und die einstige Inhaberin in den Hintergrund gedrängt. Kaiser Marcus ließ beim Ausbruch des Markomannenkrieges orientalische Priester nach Rom kommen und mit ihren fremden Riten die Stadt entsühnen. Das Dolichenum auf dem Aventin trägt auf einer Inschrift den Namen des Commodus. Eine dort gefundene Gruppe der Diana mit der geretteten Iphigenie, der geopferten Hinde mag in ihrem Vorwurf mit der Kopenhagener Iphigeniengruppe verglichen werden, doch wie verschieden bleiben Aufbau und künstlerische Form[1]! Mit der Durchführung der frontalen Ansicht, dem Ersatz des natürlichen Größenverhältnisses der Figuren durch ein ideales ist die klassische Antike verlassen. In gewaltiger Höhe reckt sich die Göttin über die Gestalten ihr zur Seite; uralte Formen, im Osten heimisch, beginnen im ausgehenden Rom zu triumphieren.

Der Höhepunkt der Bewegung wurde unter den letzten Severern erreicht.

Caracalla errichtete dem Serapis einen Staatstempel in Rom. Hier wurde der alexandrinische Gott in einem Heiligtum verehrt, das nach dem Vorbild eines ägyptischen Tempels aus dem Neuen Reich angelegt war; Hierodulen besorgten den kultischen Dienst. Der neue Bau, zu dem eine gewaltige Treppenanlage vom Marsfeld emporführte, lag auf dem Abhang des quirinalischen Hügels. Seit den Zeiten des Augustus galt es als unverbrüchliche Regel, daß die Fremdkulte ägyptischen und überhaupt östlichen Ursprunges von dem Bereich, der die geheiligte Stadtgrenze des alten Rom umschloß, ferngehalten wurden. Mit Caracallas Neugründung wurde die Regel erstmalig durchbrochen.

Wie der Kaiser, so hat man gesagt, durch die Constitutio Antoniniana allen Peregrinen das römische Bürgerrecht überließ, so habe er auch den ägyptischen Göttern und damit den Fremdkulten überhaupt in Rom Heimatrecht verliehen. Aber war wirklich des Kaisers Wille nur, zerstörerisch die Grenzen des Nationalrömischen einzureißen, war er nicht auf eine Neugestaltung gerichtet? Auch hier stand ein großer Wurf, das ‚Alexanderhafte‘, als

[1]) H. Lehner, Gnomon 8, 591; M. Siebourg, Bonn. Jahrb. 138, 103f.; F. Zucker, Abh. Berl. Ak. Wiss. 1937, 6, 23.
[2]) G. Calza, *Nsc.* 1931, 511f.; die neueste Datierung auf die Zeit der Tetrarchie bei A. v. Gerkan und H. P. L'Orange, a. O. 209.

[1]) O. Brendel, Arch. Anz. 1935 549f.

Wunschbild vor seinen Augen, nicht anders als bei dem Erlaß seiner Constitutio oder bei dem kolossalen Stil der Caracallathermen[1]).

Zwei grundsätzliche Auffassungen traten sich in der Geschichte des Imperium seit dem Beginn der Alleinherrschaft gegenüber. Auf der einen Seite stand eine römische Haltung, die den Rang des herrschenden Stammes vor den Untertanen, der Hauptstadt und Italiens vor den Provinzen bewahren wollte. Auf der anderen Seite erhob sich die Vorstellung eines Weltreiches nach hellenistischer — oder, wie man glaubte: nach Alexanders Art. Nicht auf Bewahrung des Besonderen, sondern auf ein Sichfinden in *einem* Volk war sie gerichtet. Aus der tatsächlichen Schicksalsgemeinschaft der Oikumene sollten die Folgerungen gezogen werden.

Schon in hellenistischer Zeit waren diese Gegensätze hervorgetreten. Des großen Alexanders Plan ging dahin, die besiegten Perser mit seinen Makedonen zu einem neuen Staatsvolk zu verschmelzen; manche wollten in ihm gar den „Versöhner aller Völker" erblicken. Seine unmittelbaren Nachfolger wandten sich von solchem Tun ab. Ihr Ziel war, die Herrschaft der Sieger über die Masse der Unterworfenen zur dauernden Einrichtung zu machen. Nur der erste Ptolemäer hatte es noch einmal unternommen, auf religiösem Gebiet Alexanders Bestreben fortzusetzen. Der Gott Serapis, dessen Kult er unter dem Beistand des Griechen Timotheos und des ägyptischen Priesters Manetho schuf, sollte griechische und ägyptische Züge in sich vereinigen. Er sollte der Weltgott sein, in dessen Verehrung sich beide Teile zusammenfanden[2]). Als Caracalla diesem Serapis den quirinalischen Tempel errichtete, muß er geglaubt haben, im Sinne seines Vorbilds Alexander zu handeln.

Elagabal, angeblich Caracallas Bastardsohn, hat sich auch nach erfolgter Thronerhebung lediglich als Priester des Baal von Emesa betrachtet. Nach dessen Namen hatte er den eigenen gewählt und auf nichts Geringeres ging sein Trachten als seinen Gott zum

[1]) J. Stroux, Philol. 1933, 284; F. Schulz, Prinzipien d. röm. Rechts 91.

[2]) Deshalb läßt das Bruchstück eines Alexanderromans (A. Vogliano, *Pap. Univ. Milano* 1, 184f.; U. Wilcken, Arch. f. Pap. 13, 129) den König ein Gebet eben an Serapis richten.

Herren Roms zu machen. Darum war er nicht zufrieden, ihn mit der Himmelsgöttin von Karthago vermählt zu haben, sondern er ließ die ehrwürdigsten Heiligtümer der römischen Religion: den Stein der Großen Mutter, die Schilde der Salier, das Feuer der Vesta in den Tempel des neuen Gottes bringen.

Seltsame Begehungen hat Rom damals erlebt. In Emesa stand in einem mit Gold, Silber und Edelsteinen geschmückten Heiligtum der vom Himmel gefallene Stein des Gottes. Der Tempel lag auf der Burg, hoch über den Türmen und Mauern der breit hingelagerten Stadt[1]). Von dort wurde der Stein nach Rom geschafft, wo Elagabal ihm einen prächtigen Tempel erbaute. Eines der erhaltenen Kapitelle zeigt die Vermählung des heiligen Steines mit Minerva und der Stadtgöttin von Karthago im Bilde[2]). Im Innern des Heiligtums vollzog Elagabal zusammen mit Mutter und Großmutter geheime Begehungen, die, syrischem Ritus entsprossen, dem römischen Empfinden Anstoß über Anstoß darboten. Fremdländische Lieder ertönten; man erzählte sich von Knabenopfern und anderen Dingen, die dort verübt worden seien[3]). Bei den öffentlichen Feiern wurden auf zahlreichen Altären Hekatomben dargebracht, vom ältesten und kostbarsten Wein gespendet; der Kaiser selbst tanzte als Priester um die Altäre, begleitet von den Chören syrischer Weiber, ihren Kymbeln und Pauken. Rings hatten im Kreis Senatoren und Ritterstand Aufstellung genommen. Sie bildeten die Zuschauer des seltsamen Vorgangs, während die Inhaber der höchsten militärischen und bürgerlichen Ämter in syrischer Tracht, mit weißem Linnen bekleidet, bei dem Opfer Handreichung taten.

[1]) Avien., *descr.* 1082f. spricht von *fastigia celsa*. Die Erklärung gibt das Folgende: die Stadt liegt flach, aber ihre Türme ragen gen Himmel. Dann eine weitere Steigerung 1089: *Libanus frondosa cacumina tollit, et tamen his celsi certant fastigia templi*. Mir scheint der Schluß unabweisbar, daß der Sonnentempel auf der Burg stand, im Südwesten der heutigen Stadt. 1938 war diese Burg für mich aus militärischen Gründen unzugänglich. Aber man sah von außen Substruktionen und eingebaut in spätere Stützmauern die Bruchstücke zahlreicher Säulen. Sie sind die Reste des Heiligtums. Daß des Casaubonus Etymologie *Elāh-gabal* „Gott des Berges" (Cumont, RE. 5, 2219f.; M. P. Nilsson, Arch. f. Religionswiss. 30, 161) dazu paßt, ist eine nicht unwichtige Bestätigung.

[2]) F. Studniczka, Röm. Mitt. 16, 278.

[3]) Diese Riten, die die Empörung der römischen Historiker hervorriefen, waren keine anderen als die in den syrischen Kulten üblichen: Cumont, RE. 5, 2222.

Draußen vor der Stadt wurde dem emesenischen Gott ein zweites Heiligtum erbaut[1]). Im Hochsommer jeden Jahres fuhr der Kaiser den heiligen Stein auf einem Wagen nach dem ländlichen Aufenthalt. Sechs leuchtendweiße Rosse zogen das Gefährt, das kein Mensch besteigen, dessen Zügel niemand ergreifen durfte. Sie waren um den heiligen Stein gelegen, denn der Gott selbst, so glaubte man, lenkte die Fahrt. Elagabal schritt dem Wagen voran, rückwärts gewendet, um sein Antlitz niemals von seinem Herrn abzukehren. Mit Goldstaub war der Weg bestreut und die Leibwächter sorgten dafür, daß der Kaiser bei seinem Rückwärtsschreiten nicht zu Fall kam.

Im März 222, nach kurzer Regierung, wurde Elagabal von den Soldaten erschlagen. Man tilgte das Andenken des Kaisers und sandte das Symbol seines Gottes in die Heimat zurück. Der Nachfolger, Alexander Severus, weihte dem rächenden Juppiter das verlassene Heiligtum der orientalischen Gottheit[2]). Schon dies zeigt die Stärke der nationalrömischen Reaktion. Nunmehr schickte sie sich an, die Herrschaft zu übernehmen und Alexander war ihr gefügiges Werkzeug. Aber der letzte Severer setzte damit nur die Haltung fort, die der erste seines Stammes beobachtet hatte. Er griff auf, was, vor Caracalla und Elagabal, unter Septimius Severus in Übung gewesen war.

Septimius Severus war dem Orient in einer Tiefe verhaftet, wie nur wenige Herrscher Roms. Aber wo immer sich dies auf dem religiösen Felde äußerte — in Astrologie und Magie, in Schicksalsglauben und mystischen Praktiken — hielt es sich im privaten Bereich zurück. Dieser Mann, so wenig Bedenken er sonst kannte, hat sich gehütet, die religiösen Gefühle Roms anzutasten.

Auf dem Triumphbogen, den der Kaiser in seiner nordafrikanischen Heimatstadt erbaute, ließ er neben kriegerischen Ereignissen auch solche der dynastischen Politik schildern. Die kaiserliche Familie stand überall im Mittelpunkt[3]), denn ihre Bedeutung unterschied die Severer von den Adoptivkaisern des vorangegangenen

[1]) Herod. 5, 6, 6; dazu A. v. Domaszewski, Die Personennamen bei den *SHA*. 152.
[2]) D. F. Brown, *Amer. Journ. Arch.* 1938, 129.
[3]) P. W. Townsend, ebenda 1938, 515f.

Jahrhunderts. Vor allem die Augusta selbst war bei den feierlichen Akten zugegen: ihr und dem Herrscher zur Seite die Senatoren und, gleichberechtigt neben ihnen stehend, die Vertreter des Heeres, auf das Severus' Herrschaft sich gründete.

So sind diese Reliefs von Leptis Magna ein treues Abbild des severischen Regiments. Neben dessen irdischen Gliedern erscheinen die göttlichen Garanten, sei es, daß sie leibhaftig zugegen sind oder in ihren Kultbildern sich darstellen. Immer ist es ein festumrissener Kreis: die Götter des römischen Staatskultes, die durch die augusteische Epoche sanktioniert waren. Nirgends erscheinen die Mächte der orientalischen Religionen oder gar solche punisch-afrikanischer Superstition[1]). Dieser Kaiser, in dessen Adern phoinikisches Blut floß und der einer einstmals karthagischen Stadt entstammte, hat selbst in seiner Heimat sich nicht entschlossen, den überkommenen Bereich der römischen Staatsreligion zu überschreiten. Kaum daß er es wagte, Juppiter gelegentlich die eigenen Züge und Juno die der Kaiserin geben zu lassen[2]).

Solch konservative Haltung begreift sich nur als bewußt: als ein absichtsvolles Verharren innerhalb unüberschreitbarer Grenzen. Stärker noch als in Severus' Heimat mußte sie auf dem Boden Roms hervortreten.

Im Jahre 204 feierte man die zweite Wiederholung der augusteischen Saecularfeier. An dem Ritus der älteren Begehung, überhaupt an den überkommenen Formen des Kults wurde mit peinlicher Genauigkeit festgehalten. Nicht nur der Aufbau der Feier als Ganzes war bewahrt, sondern es hatten sich auch die Einzelheiten eines antiquierten Rituals behauptet. Mit Staunen konnte man aus dem Munde des Kaisers ein Gebet an die Mutter Erde vernehmen, worin nicht nur Mehrung des Reichs in Krieg und Friede erfleht wurde, sondern auch dies, daß der Latiner Gehorsam Rom immerdar erhalten bleiben möge. Das Gebet, durch das sich die augusteische Feier als Fortsetzung einer uralten, angeblich im Jahre 456 erstmalig aufgeführten, zu legitimieren suchte, die schon damals er-

[1]) Dionysos und Herakles, die beiden Stadtgötter von Leptis Magna (vgl. P. W. Townsend, a. O. 516; 518), wird man nicht dazu rechnen.
[2]) P. W. Townsend, a. O. 515.

staunliche Spiegelung altrömischer Zustände und altrömischer Enge in eine ungleich weiträumigere und glanzvollere Gegenwart — sie wurde beibehalten in einer Zeit, da das Reich noch einmal seine größte Ausdehnung erreicht hatte.

Solchem Fortführen ältester Überlieferung gegenüber beschränkten sich die Neuerungen einmal auf eine veränderte Gestaltung der Zirkus- und Bühnenspiele. Doch selbst da hatte man ein Stück Altvorderntum wie das hölzerne Theater aus den Zeiten der Naevius und Plautus, vielleicht das auf die östliche Abstammung der Römer zurückgeführte Trojaspiel bewahrt. Eine zweite Gruppe von Neuerungen reichte auf das staatliche Gebiet hinüber..

Die 110 Jahre eines Saeculum wurden herkömmlich durch die gleiche Anzahl römischer Matronen dargestellt. Diesmal erschienen nur 109, denn gesondert von ihnen stand die Augusta, Julia Domna; sie erst machte die hergebrachte Zahl voll. Die Beteiligung der Kaiserin, und gar ihre Sonderstellung, war der älteren Zeit fremd; der neuen Betonung des Dynastischen entsprach es, wenn der jugendliche Caracalla neben seinem Vater an den kultischen Begehungen teilnahm. Eine weitere Veränderung lag darin, daß neben den Matronen senatorischen Standes auch solche aus dem neuen, militärischen Ritterstand erschienen; es fehlten sogar die Gattinnen von Offizieren mittleren Ranges nicht. Unter den ritterlichen Matronen begegnet ein Name wie der Julia Soaemias Bassiana, der Mutter Elagabals . . .

Diese kräftige Betonung altrömischer Formen, die es nur dann und wann zu einer mehr äußeren Neuerung, nie zu einer solchen innerhalb des eigentlich religiösen Gebiets hat kommen lassen, beschränkte sich nicht auf die Saecularfeier. Die inschriftlich erhaltenen Akten einer der vornehmsten Priesterschaften, der ‚Ackerbrüder', zeigen in unserer Zeit eine zunehmende Ausführlichkeit. Die Einzelheiten der Kultvorgänge wurden mit minutiöser Genauigkeit registriert; bezeichnenderweise wurde das uralte Lied der Bruderschaft, das diese, ihren eigenen Mitgliedern bereits unverständlich, Jahr für Jahr sang, erst damals in Stein aufgezeichnet. Hier äußerte sich die gleiche Beachtung des römischen Rituals, das Herausstellen seiner Eigenheiten und Altertümlichkeiten, wie bei der Feier des Jahres 204. Das gleichzeitige Auftreten einer lateinisch-patristischen Literatur, die Heftigkeit, mit der ein Tertullian gerade auch römische Götter und römischen Kult angriff, fügt sich diesem Bilde ein.

Caracallas und Elagabals Auftreten blieben Episode, denn Alexander Severus hatte nichts eiligeres zu tun, als zu der älteren Weise zurückzukehren. Obwohl Syrer und Vetter Elagabals, hat er sich römischer Form gefügt. Seine Haltung entsprach der beflissenen Achtung des Senates, die er zur Schau trug: eben die Mitglieder des senatorischen Standes stellten die stadtrömischen Priesterschaften, waren überhaupt die Träger der bewußt überlieferungsgebundenen Religionsübung.

Wie weit diese Haltung sich auswirkte, hat das neugefundene Festverzeichnis einer in Dura stationierten Kohorte palmyrenischer Bogenschützen verdeutlicht[1]). Im Gebrauch eines Truppenteils, dessen Mitglieder östlicher Herkunft waren, an einem Ort gefunden, da die Ostprovinzen Syrien und Mesopotamien mit dem neugegründeten Sasanidenreich sich trafen, enthielt dieser Kalender keine einzige Begehung zu Ehren einer orientalischen Gottheit. Wo immer in Dura dergleichen begegnet, blieb es im privaten Bereich. Unter den offiziellen Festen erscheinen nur solche römischer Herkunft oder die des Kaiserkults. Aber auch da wurde die römische Form streng eingehalten, die verlangte, daß nur dem verstorbenen Herrscher die Bezeichnung des Gottes gewährt wurde; bei lebenden Mitgliedern des Kaiserhauses beschränkt man sich auf das Opfer an ihren Genius.

In Alexander Severus selbst mischten sich syrisches Blut und zur Schau getragenes Römertum auf besondere Weise. Seine Hinneigung zu den orientalischen Religionen hat ihn dazu vermocht, den Titel eines Archisynagogen der Juden zu führen[2]). Auf der anderen Seite ließ er es an Verehrung für altrömisches Priestertum und altrömische Vergangenheit nicht fehlen. Sich selbst hat er als

[1]) Die Erwähnung der ersten Gemahlin des Alexander Severus zeigt, daß die Fasten von Dura in die Jahre 225-227 gehören. Genauere Begründung ist in meiner *History of Roman religion* 540 Anm. 26 gegeben.

[2]) A. Mommigliano, *Athenaeum* 22 (1934) 151f.; J. Gagé, *Melanges F. Cumont* 159 Anm. 2.

Priester der ewigen Roma auf den Münzen dargestellt[1]). Die Abkehr von Elagabals Treiben sollte auf jede Weise hervorgekehrt werden.

Mit der Verehrung der ewigen Roma betrat der Kaiser eine Bahn, die vor ihm gleichfalls Septimius Severus beschritten hatte und die in der Folge Philippus Arabs ungleich energischer beschreiten sollte. Wiederum zwang die Stärke der nationalen Reaktion einem gebürtigen Orientalen sich auf. Dessen persönliche Neigung mag in anderer Richtung gegangen sein; man sagte Philippus nach, Anhänger des Christusglaubens zu sein, und zum mindesten hat er ihm freundliche Duldung erwiesen. Doch als Staatsoberhaupt beugte er sich den römischen Anforderungen: dem „Araber" war es beschieden, die großartige Tausendjahrfeier der Stadt Rom im Jahre 248 auszurichten[2]).

Gewaltig hat das Ereignis Mitwelt und Folgezeit ergriffen. Unter dem Druck einer lastenden Gegenwart wandte man sich dem Kommenden zu; mit Macht ergriff man die Zukunft und erfüllte sie mit seinen Hoffnungen. Bezog man doch die Begehung des Festes weniger auf das abgelaufene als auf das kommende Jahrtausend; ein neues Saeculum, ungleich größer und weitreichender als es in den bisherigen Saecularfeiern verherrlicht wurde, schien angebrochen. Die Verehrung der Göttin Roma, die sich an den hadrianischen Tempel neben der Heiligen Straße knüpfte, weitete sich jetzt zum Glauben an das ewige Rom und seine immer wiederkehrende Erneuerung. Hundert Jahre später konnte man von dieser Saecularfeier sagen, sie sei, im Gegensatz zur republikanischen und augusteischen, die einzig wahre gewesen. Rom ist damals, noch vor dem Christentum, zur heiligen Stadt geworden.

So lagen die Dinge, als die Orientalen zurücktraten und mit Decius eine kaum mehr unterbrochene Reihe illyrischer Kaiser auf den Thron gelangte. Sofort trat der Romgedanke in ein neues und entscheidendes Stadium.

---

[1]) J. Vogt, Die Alexandr. Münzen 185f.; J. Gagé, a. O. 159f.
[2]) Zum Folgenden: J. Gagé, a. O. 169f.

7.

Die Länder an der Donaugrenze, denen die illyrischen Kaiser entstammten, haben neben der Bewahrung ihrer völkischen Art von jeher eine Neigung zum echten Römertum besessen. Früh faßte die römisch-italische Kultur Fuß. Aquileia hatte seit dem zweiten vorchristlichen Jahrhundert mit seinem Handel das mittlere Donaugebiet durchdrungen. Die Pioniere dieser Entwicklung, große Handelshäuser wie das Geschlecht der Barbier, hatten zugleich in großem Ausmaß Kulturgüter ins Land gebracht. Dieses erschloß sich willig, um so mehr, als später Emona als zweites Handelszentrum hinzutrat. Von den Pannoniern rühmte ein Zeitgenosse und einstiger Offizier des Tiberius ihre Aufgeschlossenheit gegenüber lateinischer Art und Bildung. Und während man zu Tacitus' Zeiten mit „pannonisch" noch den einheimisch-illyrischen Dialekt bezeichnete, galt es einer späteren Zeit als ausgemacht, daß solch ein Pannonier lateinisch sprach[1]). Die provinziale Kunst übernahm weithin Stoffe römischen Gehalts, darunter solche, die geradezu aus altrömischer Geschichte geschöpft waren.

So stand es mit Noricum, den beiden Pannonien und vor allem mit Dalmatien, wo der römische Einfluß noch älter war, bis in die Jahre vor dem hannibalischen Krieg zurückging. Anders war die Lage an der unteren Donau, also in den moesischen Provinzen. Das thrakische Gebiet war von jeher Domäne der griechischen Kultur gewesen. Nur langsam faßte das Lateinische Fuß, zumal weite Strecken der Grenze ursprünglich mit Auxilien belegt blieben. Da war es ein entscheidender Wendepunkt, daß das neugewonnene Dakien, obwohl von Verwandten der Thraker bewohnt, sich nach seiner Einfügung in den Reichskörper für das Römertum und nicht für griechisches Wesen entschied. Die Wendung war entscheidend für die Haltung der gesamten Donaugebiete. In Dakien suchte man Römer zu sein, und die Tatsachen sprechen dafür, daß man es bewußt hat sein wollen.

Auch dieses Land hatte sich ursprünglich dem Griechentum zu-

---

[1]) *v. Aurel.* 24, 3.

gewandt[1]). Die Währung der beiden großen Makedonen, Philipps II. und Alexanders, stand auch dort im Kurs; sie und die Silberstücke von Thasos wurden mannigfach nachgeahmt. Die Münzen von Histria am Schwarzen Meer, auf der Kehrseite den Seeadler auf einem Delphin zeigend, waren weit hinein bis nach Siebenbürgen verbreitet. Die großen Dakerburgen von Costeschti und Gradischtea, südlich vom Muresch im Retezatgebirge, bauten ihre Steinwälle nach der griechischen Art des vierten Jahrhunderts. Mit der römischen Besetzung wurde alles anders. Lange und verzweifelt hatte man sich gegen sie gewehrt; nunmehr gab man sich bereitwillig der überlegenen Kultur hin.

In Dakien sind fast alle Inschriften lateinisch. Das Griechische ist verschwindend gering; trotz der großen Anzahl orientalischer Truppenteile kennt man nur zwei palmyrenische Sprachdenkmäler. Die Verehrung der orientalischen Gottheiten war damals allenthalben im Schwange; in Dakien jedoch betragen sie nur ein Fünftel, die Weihungen an Römergötter die volle Hälfte aller erhaltenen[2]). Überall trifft man das Bild der Wölfin mit den von ihr gesäugten Zwillingen; noch heute überrascht es, in die Wand eines Bauernhauses eingefügt, beim Besuch eines siebenbürgischen Dorfes. Führend war die Hauptstadt Sarmizegetusa. Die dortigen Augustalen waren von einem Manne gegründet, der einem der ältesten latinischen Kulte als Priester angehörte[3]). Das monumentale Grab der Aurelier, östlich der Stadt, ahmte italische Formen nach[4]). Das Haus der Augustalen und das Forum[5]) bildeten zusammen zwei durch axiale Ordnung verbundene, durch eine quergelegte Basilika geschiedene Höfe, die wie eine örtliche Nachahmung des römischen Trajansforums anmuten.

Ansätze einer römischen Form waren demnach im illyrisch-donauländischen Bereich zur Genüge vorhanden. Von Anfang an haben sich die illyrischen Kaiser der Erneuerungsbewegung eingefügt, die ihnen auf dem Boden des religiösen Rom entgegentrat. Von Claudius wird eine feierliche Befragung der Sibyllinen berichtet, bevor er zum Gotenkrieg auszog. Er soll damals sein eigenes Leben dem Tode geweiht haben, um der Forderung des Schicksalspruchs zu genügen[1]). Die Tage der Decier, so bemerkte man, schienen wiederhergestellt. Altrömisches Heldentum, das willig das eigene Leben für den Sieg und das Heil des Staates drangab, feierte in diesem Illyrier seine Erneuerung[2]). Mit dem gleichen Kaiser begann eine Reihe von Münzprägungen, die unter verschiedenen Formen der ewigen Roma gewidmet waren; sie erreichte unter Probus ihren Höhepunkt. Daneben trat die Wölfin mit den Zwillingen Romulus und Remus als Prägung hervor, die Ewigkeit der Stadt durch den Hinweis auf ihren göttlichen Ursprung bestätigend.

Diese Besonderheit illyrischen Römertums bedarf einer Erklärung. Sie liegt einmal in der Stärke und, wenn man sagen darf: der Unverwüstlichkeit des römischen Gedankens. Ursprünglich mit einem bestimmten Volkstum verbunden, begann er zu einer der großen geistigen Formen zu werden, die ihr eigenes Dasein führen. Diese Formen unterstehen einem anderen Gesetz als dem des Organischen, das allein ein Entstehen, Reifen und Vergehen kennt. Einmal geworden, sind sie ein Dauerndes, und als solches eine Mahnung zu immer neuem Erfassen und Durchdringen, zugleich ein Maßstab und Vorbild für die eigenen Prägungen der kommenden Zeiten. In diesem Sinn hat der römische Gedanke und sein politischer Ausdruck, das Reich, die Illyrier für sich gewonnen.

Auf der anderen Seite darf die Artung dieser Illyrier nicht außer Acht bleiben. Im Gegensatz zu den Syrern waren sie Indogermanen: nach Sprache, Abstammung und geographischer Lage Nachbarn der Italiker, zum Teil auf italischem Boden wohnend. Sie brachten dem Römertum eine andere Empfänglichkeit entgegen als die Severer und ihre Nachfahren. Sie suchten römische Formen weder zu benutzen, wie es der orientalisierte Senat im

Footnotes (p. 266):

1) Zum Folgenden: C. Daicoviciu, *La Transylvanie dans l'antiquité* 19f.; 26f.; M. Macrea, *An. Inst. Stud. Clas., Cluj* 2, 176f.; D. M. Teodorescu, *An. Com. Ist., Transilv.* 1929, 298; 1930/31, 67.

2) C. Daicoviciu, a. O. 64f.; *An. Inst. Stud. Clas. Cluj* 2, 68.

3) C. Daicoviciu, *Dacia* 1, 242f.

4) C. Daicoviciu u. O. Floca, *Sargetia* 1, 1f.

5) C. Daicoviciu, *Sarmizegetusa* 379f.

Footnotes (p. 267):

1) Aur. Victor, *de Caes.* 34, 3—7; *epit.* 34, 3—4; dazu A. v. Domaszewski, Die Personennamen in den *SHA.* 77f.

2) Aur. Victor, *de Caes.* 34, 2.

Kampf mit Maximin getan hatte, noch sich mit ihnen abzufinden wie Philippus Arabs. Sie hatten es nicht nötig, betonte Achtung vor der römischen Religion zu bezeugen, wie Septimius Severus und dann wieder Alexander es gehalten hatten. Sondern diese Illyrier vermochten bestimmte Seiten des Römertums sich wirklich anzueignen. So kamen sie ihm nicht nur entgegen, sondern ergriffen es und fühlten sich als seine Vorkämpfer. Von bloßer Bewahrung des Altrömischen schritten sie zu eigener, maßgebender Schöpfung fort.

8.

Diese engste Verbindung des römischen Gedankens mit dem Illyriertum vollzog sich nicht sofort. Die Schicksalsfrage, die in der Vergangenheit der Donauländer hervorgetreten war, wiederholte sich in der Geschichte der Kaiser, die diese Länder auf den Thron gesandt hatten. Wie jenen zu Beginn ihres geschichtlichen Hervortretens die Frage, ob Griechenland oder Rom, zur Entscheidung gestellt wurde, so auch den Claudius, Aurelian und Probus. Noch einmal trat der Hellenismus vor sie hin, mit dem Anspruch, die Lösung für die Schwierigkeiten zu bringen, an denen Reich und antike Welt krankten.

Gallienus war als Persönlichkeit seit dem Altertum umstritten. Nach seiner Abstammung gehörte er den Illyriern nicht an — im Gegenteil: er wurde von ihnen bekämpft. Und doch läßt sich sein Wirken aus der Geschichte seiner illyrischen Nachfolger nicht wegdenken. Denn er hat die militärischen Grundlagen geschaffen, die den Wiederaufbau des Reichs ermöglichten. Und geistig hat er sie zu den großen Entscheidungen gezwungen.

Während alle bisherigen Kaiser von eindeutiger Herkunft sind, ist es bei Gallienus anders. Die Abstammung seines Vaters Valerian ist unbekannt. Dementsprechend sind beide, Vater und Sohn, niemals Prätendenten eines der großen, völkisch geschiedenen Grenzheere gewesen. Das Rheinheer hat Valerian erhoben, und doch konnte er nicht als der Vertreter der germanischen Legionen gelten. Denn besonders unterstützten ihn die Mannschaften einer afrikanischen Legion, die von Gordianus III. aufgelöst und auf rätische

Truppenteile verteilt war. Von Valerians Sohn und Nachfolger ist eben das Rheinheer mit Postumus' Erhebung abgefallen.

Ähnlich stand es mit Gallienus selbst. Er schützte mit britannischen Abteilungen den Rhein, bekämpfte mit maurischer Reiterei die moesischen Legionen, mit mobilen Formationen von der Donau das abgefallene germanische Heer. Weder seine Hilfskräfte noch sein Ziel sind aus regionalen Voraussetzungen zu begreifen. Er war Vertreter der Zentralgewalt. In den Stürmen, darin das Reich in seine völkischen Bestandteile zu zerbrechen, von den Feinden an der Grenze überflutet zu werden schien, hat er zusammengehalten, was er konnte. Er hat ein eigenes, ihm persönlich ergebenes Heer geschaffen, das überstammlichen Charakter trug und so in sich die Reichseinheit zum Ausdruck brachte.

Neben dem Kampf um die territoriale Erhaltung des Imperium ging ein solcher um seine geistigen Grundlagen. Der wiedererwachte Romgedanke, dem sich auch Orientalen wie Alexander Severus und Philippus nicht entziehen konnten, war ein Schritt in dieser Richtung. Gallienus behielt das Ziel im Auge, aber schlug eine andere Straße ein. Der entscheidende Punkt war das Verhältnis zum Christentum. Seine Anhänger weigerten sich beharrlich, den Staatsgöttern und der göttlichen Person des Kaisers das Opfer darzubringen. Wegen ihrer geringen Zahl hatte man die Christen in älterer Zeit meist unbehelligt gelassen; nunmehr aber war ihre Menge gewachsen. Unter Decius war die Zeit der Duldung vorüber: man spürte die Christen auf und verlangte von ihnen das Opfer an die Götter.

Es scheint, als habe der Gegensatz zu seinem Vorgänger Philippus einen Antrieb für Decius' feindliche Haltung gebildet[1]). Der ‚Araber' stützte sich auf die Mauren, aber auch auf den Osten und die östlichen Truppen. Seinen Bruder hatte er zum Präfekten der mesopotamischen Grenzprovinz gemacht, der die besten Bogenschützen entstammten; er hat ihn dann zum Verweser des ganzen Orients erhoben. Dort hatte das Christentum tief Fuß gefaßt und die osrhoënischen Regimenter mögen manchen Anhänger des neuen Glaubens in ihren Reihen gezählt haben. Im benachbarten Dura,

[1]) Zum Folgenden A. Alföldi, Klio 1938, 328.

südlich des Euphrat, befand sich seit dem Jahre 232 eine christliche Kirche[1]). Umgekehrt gründete Decius seine Herrschaft auf die Kraft der illyrischen Provinzen. Und sie waren vom Christentum wenig berührt.

Ein anderer und wichtigerer Antrieb trat hinzu. Die Urkunden, die man den Christen ausstellte, soweit sie abgefallen waren und das Opfer darbrachten, sprachen von Anerkennung der Götter. Des Kaisers war keine ausdrückliche Erwähnung getan[2]). Und doch muß man ihn miteinbegriffen haben. Längst standen in den militärischen Heiligtümern neben den Staatsgöttern, den geheiligten Feldzeichen der Truppe das Bild des Kaisers. Diesem Kaiser als irdischem Retter und Heiland trat seitens des Christentums sein himmlisches Gegenbild mit erhöhtem Anspruch entgegen. Der Kampf der neuen Religion um Anerkennung wurde zu einem Kampf gegen die Hoheit und Allmacht des Staates, die sich im Kaiser verkörperte[3]). Aus solcher Einstellung heraus konnte die Gesinnung entstehen, die in der Grabplatte der Elia Afanasia[4]) drastischen Ausdruck fand. Die öffentliche Auspeitschung, eine erniedrigende Strafe und doppelt erniedrigend für eine Frau, wird, weil durch Bekennung des Glaubens erlitten, zum Ruhmestitel. Sie war das große Ereignis im Leben der Verstorbenen.

Gallienus brach mit dem bisherigen Verfahren. Während Valerian in des Vorgängers Fußstapfen fortgeschritten war, hob der Sohn die Verfolgung auf. Gallienus erster Erlaß ist nicht erhalten. Aber nach der Niederwerfung des Macrianus und Aemilianus dehnte er in einem Reskript an die ägyptischen Bischöfe[5]) die Maßregel auch auf dieses Land aus. Überall wurde den christlichen Gemeinden das beschlagnahmte Vermögen zurückgegeben, ihnen Versammlungsrecht eingeräumt. Denn Gallienus' Absicht ging dahin, den Kampf

---

[1]) Die Literatur jetzt bei M. Rostovtzeff, *Dura-Europos and its art* 149 Anm. 56.
[2]) *Pap. Ox.* 4, 658; 12, 464; zur Frage zuletzt Wittig, RE. 15, 1279f.; H. Mattingly, *Journ. Rom. stud.* 1924, 9f.; A. Alföldi, a. O. 334.
[3]) An die Deutung, die A. Alföldi (*L'antiq. class.* 1938, 15) gewissen Darstellungen der Katakombe von S. Sebastiano zu geben sucht, glaube ich nicht. Der christliche Ursprung ist unerwiesen. Ich befinde mich damit in Übereinstimmung mit H. Fuhrmann, mit dem ich die Frage durchsprechen konnte.
[4]) E. Fuhrmann, *Atti Pont. Acad. Arch.* III 4 (1938), 137f.
[5]) Euseb., *hist. eccl.* 7, 13; A. Alföldi, a. O. 343.

gegen das Christentum nicht mit Gewalt, sondern mit geistigen Waffen zu führen. Er griff dazu nicht auf das Römertum und die römischen Götter zurück, die ihm solche Waffen nicht zu bieten schienen. Die Verbündeten dieses Kaisers und Vorläufers des Apostaten waren die griechische Philosophie und die eleusinischen Mysterien[1]).

Gallienus ging dabei auf das Vorbild Hadrians und der Antonine zurück. Wie jener war er Archont Athens, und er gedachte seine Tage als Mitglied des Areopags zu beschließen; wie Marcus ließ er sich in die Mysterien einweihen. Aber nur die hellenisierenden Bestrebungen nahm er auf. Antoninus Pius[2]) hatte eine Erneuerung altrömischen Glaubens versucht, die an die Bestrebungen des Augustus anknüpfte. Erweckung von Altrömischen und Philhellenismus schlossen sich damals nicht aus, sondern überall griff man auf altes Kult- und Sagengut zurück. Der Archaismus des zweiten Jahrhunderts widmete sich beiden mit gleichmäßiger Liebe. Die Folgezeit hatte diese Bande zwischen Hellas und Rom gelockert; seit Gallienus ist die Trennung da.

Eleusis war des Kaisers vornehmster Bundesgenosse. Längst hatte die dortige Priesterschaft, vertreten durch ihre große Familien, ihrerseits ein Bündnis mit der Philosophie geschlossen. Eine enge Verbindung mit Plotin und seiner Schule war dadurch gegeben. Diese hatte den Kampf bereits begonnen; gegen die Christen und gegen die Offenbarung des Zoroaster[3]) hatte Porphyrios, gegen die Gnostiker hatte Plotin selbst eine Kampfschrift verfaßt. In dieses bestehende Verhältnis trat Gallienus ein: er hat Plotins Platonopolis in Campanien in die Tat umsetzen wollen; er hat die Schriften des Meisters sammeln lassen.

Man hat Plotin als Mystiker bezeichnet. Sicherlich mit Unrecht, aus einem mißverstandenen Begriff dessen, was Mystik ist. Plotin ist griechisch seinem innersten Wesen nach und damit von aller Mystik soweit entfernt wie möglich. Doch in einem Punkt trifft die

---

[1]) Für das folgende vgl. A. Alföldi, 25 Jahre Röm.-Germ. Kommiss. 18f.
[2]) Paul L. Strack, Unters. z. röm. Reichspräg. d. 2. Jahrh. 3, 67f.
[3]) Porph., *v. Plot.* 16. Dazu J. Bidez u. F. Cumont, *Les mages hellénisés* 1, 156; 2, 249f.

Rede von dem Mystiker Plotin, wenn auch ungewollt, etwas von seinem Wesen. Darin nämlich, daß er über das Zeitliche, insbesondere über seine eigene Zeit, erhaben scheint. Man könnte meinen, Plotin sei zufällig in dieses dritte Jahrhundert versetzt worden.

Doch Beziehungen zu Zeit und Gegenwart erschöpfen sich nicht darin, daß man sich ihnen einfügt oder gar in ihnen aufgeht. Der Gegensatz zu dem Getriebe, das sich allenthalben abspielt, das sich vordrängt und alles andere zu übertönen sucht, ist eine geschichtliche Macht, deren Rang schwerlich überschätzt werden kann. Einen Plotin muß dieses Wissen davon ergriffen, es muß ihn geformt haben, so daß er in den Bereich überzutreten vermochte, dessen Wesen nicht Werden und Verändern, sondern das Sein, nicht Bewegtheit und Lärm, sondern die Stille, nicht Erfolg, sondern die Größe ist.

Als ein Einsamer scheint er in seiner Zeit zu stehen. Und doch wird er vielleicht ihre Rechtfertigung bedeuten, wenn sie einmal, wie andere ihres Schlages, vor den Stuhl ihres Richters treten wird.

Diese Zeit war überfüllt mit Taten und Tatmenschentum. In Plotin erhebt sich ein Gegenbild und vor der Welt des Geistes, der einzigen, die autonom ist, scheint dieses Tatmenschentum zu zerflattern wie ein Gespinst. Vor der fernen, unberührbaren, unzerstörbaren Welt des Geistes ist alles andere Vergänglichkeit und Tod.

Tödlich ist freilich auch der Bereich des plotinischen Denkens. Aber Tod heißt hier nicht: Schein, Vergänglichkeit und Verwesung, sondern die Todesferne und Todesgröße der apollinischen Erkenntnis. Es könnte so sein, daß einem Manne, der sein Leblang geforscht und über die Dinge nachgedacht hat, alles das, was ihm bislang als Stückwerk erschien, als ein schattenhaftes Tasten und Suchen mehr denn ein Erkennen — daß sich ihm diese Bruchstücke zum Ganzen, das Sinnlose zum Sinnvollen, das Widersprüchliche zur Einheit zusammenschlössen. In einmaligem, kurzem Aufleuchten erhellt sich ihm die göttliche Fügung der Welt. All dies könnte so sein, und doch gäbe es niemanden, der diesen Augenblick und die Größe dieses Anblickes zu ertragen vermöchte. Denn die tiefste Erkenntnis bleibt unwiederholbar: sie ist eine Erkenntnis zum



Abb. 63. Weibliche Grabbüste. Palmyra (S. 244).

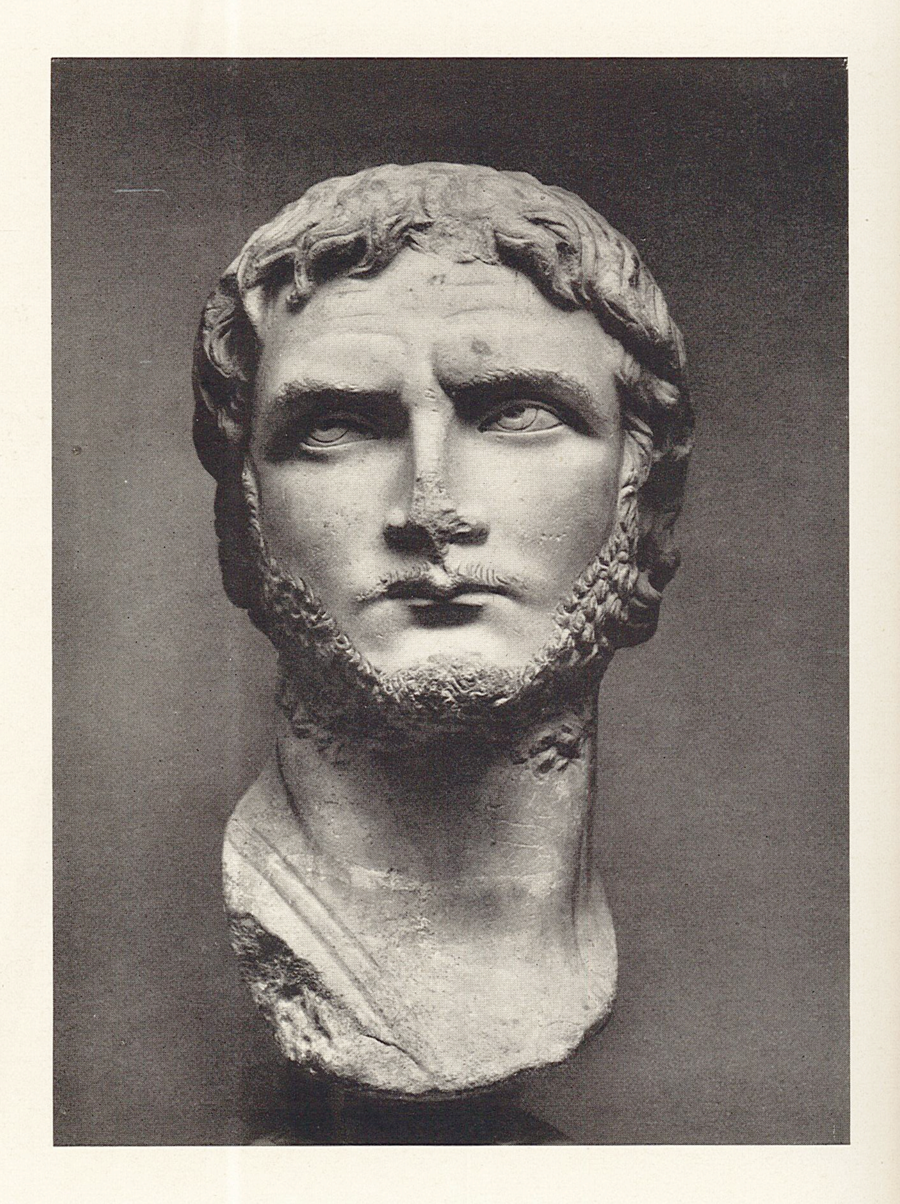


Abb. 64. Gallienus. Thermenmuseum, Rom (S. 273).

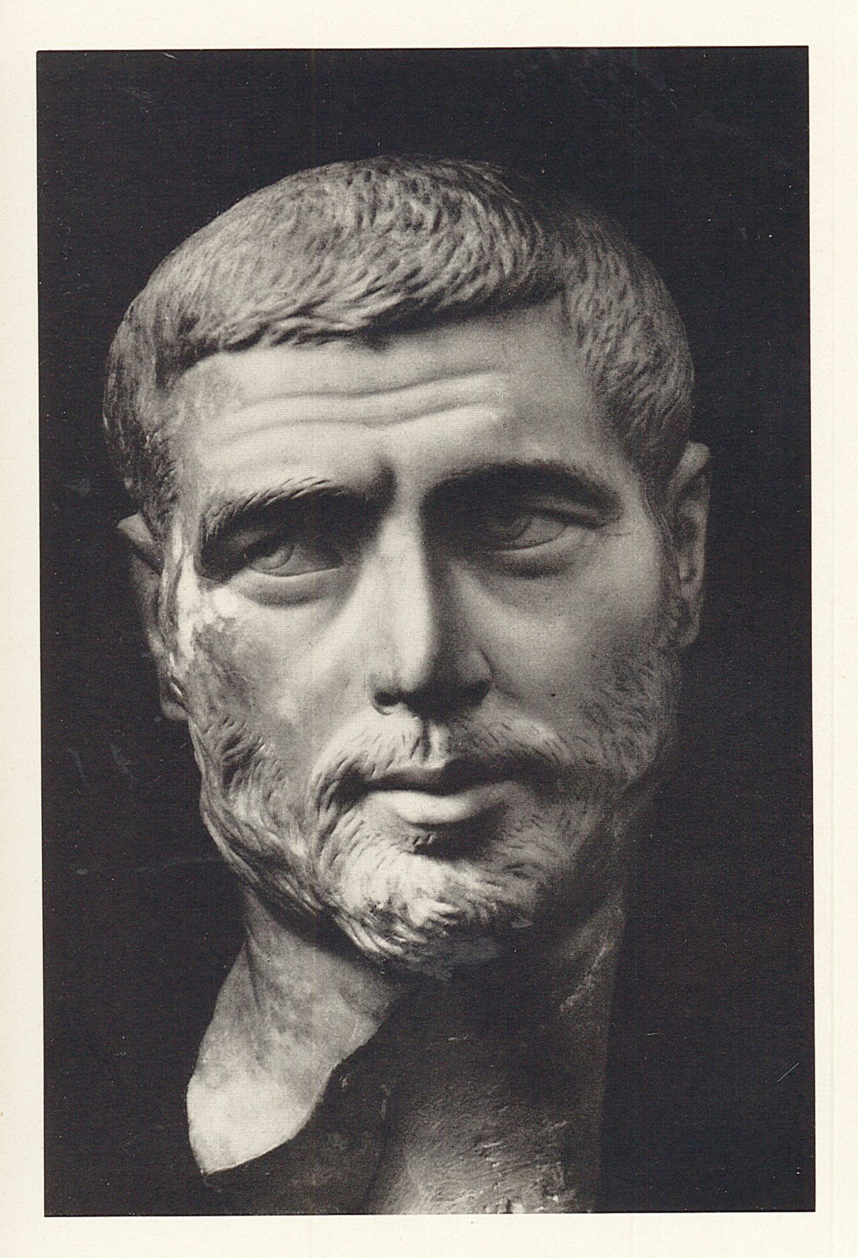


Abb. 65. Kopf vom Trajansforum. Museo Mussolini, Rom (S. 275f.).



Abb. 66. Relief vom Beltempel. Palmyra (S. 282).

Tode. Aber vor allem anderen, was Menschenwerk und darum vergänglich ist, hat sie voraus, daß sie dem Tode ins Auge geschaut hat gerade in dem Augenblick, da sie das Stigma ihrer Größe empfangen hat.

Plotin ist Apollon, sein letztes Aufleuchten in der Geschichte. Und wie Apollon immer, so bedeutet er auch hier nicht Versöhnung. Er bleibt Ferne und Erhabenheit, die sich zum menschlichen Getriebe nicht herablassen, es auch nicht ordnen und sinnvoll durchwalten will. Sondern der Gott läßt es in seiner Bruchstückhaftigkeit, Vergänglichkeit, in dem, was an ihm verstellt und verzeichnet ist, hervortreten; er reißt die Kluft auf, die göttliches Sein von dem Tun der Menschen trennt. Aber gerade in einem Jahrhundert wie dem unseren ist es vonnöten, daß diese Kluft aufgerissen werde, auf daß hervortrete, was da sterblich und was ewig sei, was Größe besitze und was nicht.

Auch Gallienus war dem Wesen nach Grieche, mag seine Abkunft gewesen sein, was sie will. Er war imstande, die Welt Plotins zu begreifen, aber er selbst war von anderer Art. Diesem Manne mit den schwärmerischen Zügen, mit dem aufwärts gerichteten Blick fehlte die apollinische Härte des anderen. Er hat sich auf seinen Münzen als *Galliena Augusta*, also als zugleich weibliche Gottheit darstellen lassen[1]). Und weibliches Wesen hat ihm, durch welche Quellen auch immer, die spätere Überlieferung angedichtet. Das Weibliche gehörte zu Gallienus so, wie es zum jugendlichen Dionysos gehört. Dem Gott, der die Tiefen des Wahnsinns geschaut und aus solcher Schau seine Schöpferkraft gezogen hat.

Die einschneidenden Erlebnisse dieses Kaisers war die Katastrophe seines Vaters, der als erster und einziger Imperator in Feindeshand fiel, waren der Verlust der Rheingrenze, die Aufsässigkeit der Donauländer, der Abfall von Postumus und Palmyra, der Tod seines Sohnes durch Feindeshand. Selten haben ähnliche Schläge einen Herrscher getroffen; nichts ist diesem Mann, der empfindsam war und dessen feine Erregbarkeit jede Schickung mit doppelter Wucht spüren mußte — nichts ist ihm erspart geblieben. Aber dieser ‚weibische' Charakter erhob sich nach jedem Schlag mit

[1]) A. Alföldi, Zeitschr. f. Numism. 38, 156f.

doppelter Zähigkeit. Die unverwüstliche Kraft des Hervorbringens und Heilenlassens, die dem echten Weibe eigen ist, stand auch ihm zu Gebote. Erst die Schicksalsschläge haben diesen Mann groß gemacht.

Von dem Vater, der den römischen Namen im Osten zum Gespött erniedrigt hatte, wandte Gallienus sich ab. Nie hat er den Versuch gemacht, ihn zu rächen oder ihn aus der Gefangenschaft zu lösen. Mit dem Zeitpunkt, da er die Alleingewalt ergriff, führte er eine neue Jahresrechnung ein, die sich von den Jahren des gemeinsamen Regiments von Vater und Sohn bewußt abhob[1]). Den Namen Valerianus haben Gallienus und sein ganzes Haus abgelegt[2]). Keinen Augenblick hat er daran verzweifelt, die Einheit des Reiches wieder herzustellen. An Mitteln und Anschlägen hat es ihm nicht gefehlt; an Begabung war er allen Usurpatoren überlegen und oft hat ein glänzender Sieg seine Bemühungen belohnt. Den Verlust seiner beiden älteren Söhne hat er durch verdoppelte Hoffnungen, die er auf den dritten übertrug, wettzumachen versucht[3]). Oft schien das Unglück den Kaiser völlig übermannt zu haben, schien er im Genußleben versunken zu sein. Immer wieder erhob er sich, spannkräftiger als zuvor. Noch in seinem letzten Feldzug, gegenüber dem fähigsten seiner Generäle, der von ihm abgefallen war, ihn an Postumus verraten hatte, zeigte er sein kämpferisches Ungestüm. Ohne Bedeckung stürmte er auf die Nachricht, daß der Gegner aus dem belagerten Mailand ausgefallen sei, auf den Kampfplatz, und gab so den Mördern Gelegenheit zur Ausführung ihres Vorhabens.

Griechen sind nie Defaitisten gewesen. Gallienus muß bis zuletzt an seinen Stern geglaubt haben. Die Mysterien, in die er eingeweiht war, gaben ihm die Verheißungen für das Leben nach dem Tode: sie hießen hoffen, hießen an die Rettung des einzelnen Mysten glauben, da auch der Gott selbst gerettet worden sei. Vor allem aber muß in diesem Mann, der an der Gründung von Plotins idealem Gemeinwesen Anteil nahm, der Glaube an eine

[1]) A. Alföldi, *Numism. Chron.* 9, 258; vgl. 25 Jahre röm.-germ. Kommiss. 17f.
[2]) A. Alföldi, *Numism. Chron.* 9, 264f.; Wickert RE. 13, 351f.
[3]) A. Alföldi, a. O. 267.

Ordnung, an einen besten Staat und die Möglichkeit seiner Verwirklichung gelebt haben. Gallienus' Münzen zeigen, daß er ein neuer Augustus sein wollte, die Welt heilend und eine neue Zeit des Glücks heraufführend[1]). Noch auf den Prägungen der letzten Jahre, aus der Zeit neuer und schwerster Schicksalsschläge erscheinen Embleme, die auf ein kommendes goldenes Zeitalter anspielen. Sie bewegen sich in einer Vorstellungswelt, die aus Vergils Vierter Ekloge gegenwärtig ist[2]).

9.

Für die Illyrier, die Gallienus' Nachfolge antraten, war dies eine fremde Welt. Von den Vertretern einer hellenischen Wiedergeburt waren sie durch eine tiefe Kluft geschieden. Auch das Griechentum hatte sich, gleich dem Romgedanken, von seiner ursprünglichen völkischen Grundlage gelöst. Als freigewordene geistige Form konnte es von anderen übernommen werden. Aber die meisten Anhänger des Plotin — Porphyrios, Longinos, Kallinikos und andere — gehörten zur syrischen Rasse[3]). In Syrien hat sich der Bund der Philosophen, durch die Verfolgungen seitens des Senats nach Gallienus' Tod auseinandergetrieben, wieder zu vereinigen gesucht. An Zenobia hofften sie eine Stütze, an ihrem Hof einen geistigen Mittelpunkt zu finden. Longinos ist einer der Leiter palmyrenischer Großmachtspolitik geworden. Als Ratgeber der Zenobia erlitt er den Tod: der Illyrier Aurelian war es, der dieses Urteil verhängte.

Hand in Hand mit Gallienus' religiös-philosophischen Bestrebungen ging eine Wiedergeburt der Kunst. Noch einmal ragte die Sinnenfreudigkeit des hellenischen Menschen hervor, das Genießen der schönen Form und des schönen Scheins. Ein männlicher Kopf vom Trajansforum, dieser Zeit angehörend, zeigt eine nicht mehr zu überbietende Virtuosität in der Behandlung der Oberfläche. Das Schwellen des Mundes, der sinnliche Kontrast von Haut und Haar, der in die Ferne gerichtete Blick — eine Welt durchgeistigter Stoff-

[1]) A. Alföldi, Zeitschr. f. Numism. 38, 197f.
[2]) A. Alföldi, *Numism. Chron.* 9, 270f.
[3]) A. Alföldi, 25 Jahre röm.-germ. Kommiss. 29f.

lichkeit hält den Blick gebannt. Auch dies ging mit Gallienus dahin. Es begann eine düstere, ans Freudlose grenzende Großartigkeit; in den Münzbildnissen und Büsten der Illyrier bis hin zu Diocletian spricht sie uns mehr gewaltsam als gewinnend an.

Claudius, Aurelian und Probus — sie waren von anderem Schlag als die Philosophen und Künstler um Gallienus. Sie unterschieden sich ebensosehr von Gallienus selbst. Sie waren weniger feinfühlig und erregbar, auch weniger genial. Aber sie waren kräftige und handlungsfreudige Willensnaturen, darin den Römern der alten Zeit ähnlich. Sie begriffen, daß Krieg fortan das Gesetz geschichtlichen Lebens bedeutete und der Traum einer griechischen Wiedergeburt ausgeträumt war. „Mit der Hand am Schwert" hieß die Parole Aurelians. Probus freilich dachte in seinen letzten Jahren an die Wiederkehr eines ewigen Friedens: er sprach vom Aufhören des Militärdienstes und der Waffenherstellung, davon, daß der Stier wieder vor dem Pflug gehen und das Pferd der friedlichen Tätigkeit zurückgegeben werde ... Aber das waren weit gegenständlichere und einfachere Vorstellungen als sie Gallienus gehegt hatte. Und Probus' eigener Ausgang widerlegte seine Zukunftsbilder auf handgreiflichste Art.

Dem Feldherrn Gallienus waren seine illyrischen Offiziere gefolgt, solange es anging. Aber mit unwilliger Ablehnung mögen sie seinen Hellenismus betrachtet haben. Selbst an die Macht gelangt, folgten sie dem, was illyrische Überlieferung war. Sie wollten nichts anderes als Römer sein: in Krieg und Staatsführung ebensosehr wie im Verhalten zu den Göttern, das für römische Anschauung davon untrennbar war.

Dem Römer hat es nie gelegen, seine Welt als ideale, frei von geschichtlichen Gegebenheiten und den Normen einer richtunggebenden Vernunft oder Sittlichkeit folgend, zu konstruieren. Seine Neigung ging dahin, das, was ihm durch die Natur oder durch eine menschliche Ordnung bereits vorgebildet war, noch sinnfälliger und deutlicher herauszustellen. Es drängte ihn, solche Erscheinungen, die sich unter bestimmten Umständen herausgebildet hatten, als verpflichtend aufzufassen und seine Kraft daran zu setzen, sie allseitig auszugestalten. Eine an sich schon vorhandene

Ordnung, eine im Bisherigen gegebene Richtung sollte klar in Erscheinung treten.

Vor allem maßgebend waren für den Römer die Hinweise, die seitens der Götter den verantwortlichen Leitern des Staates in den entscheidenden Augenblicken erteilt wurden. Diese Hinweise haben nach römischer Anschauung das Gemeinwesen von allem Anfang an geführt. Die Römer rühmten sich, ihnen gegenüber aufgeschlossener als andere Völker zu sein. Die Verbindung von göttlicher Führung und menschlichem Hinhören auf das, was die himmlischen Mächte bestimmt hatten, galt den Römern als eigentliche Ursache ihrer Größe. Überall fühlten sie sich als der Götter Werkzeug und in deren Schutz. Dieses Bewußtsein hat ihnen ihre unbeirrbare Sicherheit, das Gefühl der geschichtlichen Berufung verliehen[1]).

Aurelian stand diesen Dingen nicht fern. In schwierigster Lage, vor dem Einfall der Juthungen in Italien, hat er die Befragung der sibyllinischen Sprüche angeordnet[2]). Aus der gleichen Gesinnung erklärt sich die Einführung des Sonnengottes, die folgenreichste Neuerung, die während des dritten Jahrhunderts innerhalb der römischen Religion Platz griff.

Die Wiederherstellung des Reichs war das Ziel, das Aurelian sich gesetzt hatte. Die große Vergangenheit Roms, die Einheit der Oikumene und des Menschengeschlechtes, das von einer Sonne überstrahlt wurden — sie alle schienen den Kaiser gebieterisch auf seine Aufgabe hinzuweisen. Vor allem schien diese Sonne selbst die Einheit des Reiches zu vergegenwärtigen. Griechische und römische Verehrer des Apollon konnten sich im Kult der Gottheit mit den östlichen Anbetern des Mithras oder des Elagabal zusammenfinden[3]).

Der Kaiser selbst glaubte sich von diesem Sonnengott bei allen seinen Handlungen und Erfolgen geleitet. Bei einer Revolte seiner Soldaten sprach er offen aus, daß er nicht ihnen, sondern seinem göttlichen Herrn und Führer die Herrschaft verdanke[4]). Auf

[1]) Altheim-Mattingly, *A history of Roman religion* 411f.
[2]) *SHA.*, *v. Aur.* 18, 4f.
[3]) Hinweis von H. Mattingly.
[4]) Petr. Patr. bei Dio ed. Boissev. III 747 nr. 178; die von H. D. M. Parker (a. O. 209) ausgesprochenen Zweifel werden durch die Münzbilder widerlegt.

Münzen aus Ticinum und Serdica[1]) ist dargestellt, wie die Treue der Truppen kraft göttlicher Voraussicht sich dem Sonnengott als ihrem Führer zuwendet. Auf anderen Prägungen sieht man die Büste dieses Sonnengottes über dem Kaiser und der Göttin Concordia: also ist der Gott der Garant der Eintracht, die zum Segen des Reiches sich auswirkt. Er ist auch die Macht, die den verlorenen Osten dem Reich zurückgewonnen hat[2]); wenn Aurelian dem Erdkreis Einheit und Frieden brachte, so war er damit ausführendes Organ des Gottes, der ihn leitete[3]). Als Herr des römischen Imperium erscheint darum die Sonne auf den Münzen von Serdica[4]), und als ihr irdischer Stellvertreter lenkte der Kaiser die Geschichte von Reich und Welt[5]).

Wenn Elagabal sich als menschliche Verkörperung des gleichnamigen Gottes gefühlt hatte, so mögen auch Aurelian ähnliche Gedanken nicht fern gelegen haben. Manche Münzen bezeichnen ihn als „Gott“ oder als „Herrn und Gott“ gleich der Sonne selbst. Doch blieb es dabei, daß diese Legenden nur außerhalb Roms erschienen, daß sie sich überhaupt innerhalb eines begrenzten Bereiches hielten[6]). Sonst achtete Aurelian die römische Anschauung, die einem Lebenden den göttlichen Charakter verweigerte. Und wenn er sie, wie in den genannten Fällen, einmal überschritt, so ging es ihm nicht um einen kultisch-sakralen Anspruch. Auch die Bezeichnung als „Herr und Gott“ brachte lediglich den Gestaltungswillen, der den Einiger und Neugründer des Reiches beseelte, zum Ausdruck.

In allem ist das Zeugnis der Münzprägung[7]) eindeutig und einheitlich zugleich. Man darf bei religiösen Reformen nicht nur an politische Zweckmäßigkeit denken, bei Aurelian so wenig wie bei Augustus. Einen Gott eigener Herstellung betet niemand an. Für die Bedeutung des neuen Sonnengottes spricht schon dies, daß Konstantin, bevor er die entscheidende Wendung vollzog, ihm anhing und auf ihm die Idee seines Kaisertums zu gründen gedachte[1]). Ein Mann von der Unbedingtheit Aurelians vollends muß von der Größe seiner Aufgabe ergriffen gewesen sein — in einem Maße, daß sie ihm aus der innersten Natur der Lage entsprungen schien, daß er sie als ein göttliches Geheiß empfand. Und weil die Einführung des Gottes, den er als Garant seines Werkes, als Garant von Roms und des römischen Reiches Ewigkeit empfand, so ganz aus römischem Wesen heraus erfolgt war, trägt auch der neue Kult selbst die unverkennbaren Züge einer römischen Form.

[1]) P. H. Webb, *Rom. Imp. coin.* 5, 1, 281 Nr. 152; 297 Nr. 284.
[2]) P. H. Webb, a. O. 307 Nr. 374-5 u. a. m.
[3]) P. H. Webb, a. O. 265 Nr. 4 und 6.
[4]) P. H. Webb, a. O. 301 Nr. 319f.
[5]) A. Alföldi, Zeitschr. f. Numism. 1924, 202f.
[6]) Auch unter Probus und Carus war dies nicht anders: P. H. Webb, a. O. 5, 2, 109 Nr. 841f.; 145 Nr. 96f.; dazu F. Vittinghoff, Gnomon 1938, 200 Anm. 1.
[7]) Hier bin ich H. Mattingly für mannigfache Hinweise verpflichtet.

Äußerlich betrachtet, griff Aurelian auf Elagabals fehlgeschlagenes Unternehmen zurück. Der syrische Sonnengott hielt von Neuem seinen Einzug in Rom. Nur daß diesmal der Baal von Emesa nicht auf dem Palatin, sondern am Abhang des Quirinals Wohnung bezog. Doch damit ist schon der Umfang dessen erschöpft, was den aurelianischen Sol mit der syrischen Gottheit verband.

Gewiß gehört der Gestus der erhobenen Rechten, der für die Darstellungen des Sol bezeichnend ist, letztlich östlichem Ritus an[2]). Aber gerade für Emesa ist er nicht nachzuweisen[3]). Und er begegnet nicht nur in Syrien, sondern auch in Kleinasien und auf alexandrinischen Münzen. In Rom erscheint er bereits auf den Prägungen der ersten Severer, noch vor Elagabal. Wiederum weist nichts auf Verbindung mit Emesa.

Aber mochte auch Aurelians Zeit in dem Gestus östliche Herkunft noch empfinden: unter der fremden Außenseite barg sich römischer Gehalt. Schon einmal, in den letzten Jahren des hannibalischen Krieges, hatte man in Rom die ausschweifenden Formen eines asiatischen Kultes zu beschneiden verstanden, hatte man ihm einen Abglanz römischer Würde und Gehaltenheit verliehen. Mit Staunen betrachteten die Griechen die Begehungen zu Ehren der Großen Mutter auf dem Palatin: sie konnten ihr Maß, ihre Reinheit nicht genug bewundern, wenn sie den kleinasiatischen Ursprungskult zum Vergleich heranzogen.

[1]) H. P. L'Orange, *Symb. Osl.* 14, 86f.; 101f. A. v. Gerkan und H. P. L'Orange, a. O. 57f.; 126f.; 138f. u. a. m.
[2]) H. P. L'Orange, *Symb. Osl.* 14, 89f.
[3]) H. P. L'Orange, a. O. 95 zeigt es deutlich.

Die gleiche römische Form bemächtige sich des emesenischen Sonnengottes, um ihn zu durchdringen und umzuformen[1]). Emesa war eroberte Stadt, eine Mitwirkung der dortigen Priesterschaft bei der Einführung darum wenig wahrscheinlich. Aurelians Gott erhielt einen Staatstempel und einen Staatskult, während Elagabal seine Heiligtümer auf kaiserlichem Privatbesitz erbaut hatte[2]). Das Bild des Bel aus dem eroberten Palmyra war im römischen Tempel aufgestellt, aber nicht, um den Ursprung zu kennzeichnen, sondern als Beutestück; Sonnengott und Bel wurden dabei genau unterschieden[3]). Der Kult des heiligen Steines fehlte völlig; es fehlten auch die orgiastischen Begehungen, mit denen einst Elagabal seinen Gott feierte. Der Gottesdienst wurde nicht von Syrern, sondern von Senatoren vollzogen. Sie waren den altehrwürdigen Pontifices gleichgestellt und bildeten wie diese ein römisches Priesterkollegium; als *Pontifices Solis* traten sie den älteren zur Seite, die jetzt als *Pontifices Vestae* bezeichnet wurden. Nichts von Ehen mit Göttinnen Roms oder anderer Städte verlautet; dieser neue Sonnengott war ohne Weib und ohne Nachkommenschaft, wie es die römischen Staatsgötter, in erster Linie der kapitolinische Juppiter, immer gewesen waren. Die elementare Beziehung zum Blühen und Sterben der Natur, die Elagabal seinen Gott zur Hochsommerzeit in feierlicher Prozession zur Stadt hinausgeleiten ließ, fehlte durchaus: der neue Herr war abstraktes, geistig-politisches Symbol, auch darin dem kapitolinischen Juppiter gleich.

Mancherlei Sonnenvorstellungen — den Jahres- und Sonnenkreis, das Hakenkreuz, Bilder des Sonnenlaufs — brachten die einwandernden Latiner aus ihrer nordischen Heimat mit. Das haben die Felsbilder der Val Camonica gezeigt[4]). Man wird daran erinnert, wenn eine stadtrömische Prägung des Licinius neben dem aurelianischen Sol das Hakenkreuz gibt[5]). Und einen Kult des Sonnengottes besaß bereits das frühe Rom. Im ältesten Kalender,

[1]) Diese Sätze waren bereits geschrieben, als mir die Ansicht A. D. Nocks, *Havard Theol. Rev.* 1939, 95 bekannt wurde; sie war mir eine wertvolle Bestätigung.
[2]) L. Homo, *Essai sur le règne de l'empereur Aurelien* 191.
[3]) Zosim. 1, 61, 2; H. Seyrig, *Syria* 1933, 245.
[4]) F. Altheim und E. Trautmann, Wörter und Sachen 1938, 12f.
[5]) Th. Bieder, Germanien 1939, 130f.

dessen Abfassung ins sechste Jahrhundert v. Zw. fällt, war der Gott als „Stammvater" bezeichnet. Eine Reihe von Beziehungen verband ihn mit der Vesta: es mutet darum wie ein Wiederaufleben von Uraltem an[1]), wenn Aurelian seine *Pontifices Solis* dem alten Kollegium als den *Pontifices Vestae* gegenübertreten ließ. Auch des Kaisers eigener Name wies auf den älteren Kult, der seit Alters von dem Geschlecht der Aurelier versehen wurde. Aurelian war danach in der Lage, Sol als eigenen Stammvater zu betrachten[2]). Und, was kaum weniger besagen wollte, sich als Bindeglied zwischen dem altrömischen Gott und dem von ihm neu eingeführten zu betrachten[3]).

Elagabal warf man nicht nur vor, einen fremden Gott unter fremdartigem Gepränge in Rom eingeführt zu haben: sogar dem Juppiter habe er ihn voranstellen wollen[4]). Alle anderen Götter sollten Diener des emesenischen Gottes sein; ihr Rang sollte sich gleich einem orientalischen Hofzeremoniell abstufen[5]). Eine spätere Zeit glaubte gar zu wissen, Elagabals Baal solle zur einzigen Gottheit für Rom und Reich werden[6]).

Wie hat sich Aurelian die Stellung seines Sol gedacht? Daß dieser einen besonderen Rang einnahm, ihn einnehmen mußte, durfte man erwarten. Ein Neufund läßt eine Vermutung darüber wagen, wie der Sonnengott neben den älteren Göttern stand.

Es ist ein Werk syrischer Kleinkunst, das erstmalig vorgelegt wird: ein aus dünnem Goldblech getriebenes Diadem, gefunden angeblich in Laodikeia und dem dritten Jahrhundert angehörig. Die Mitte des Diadems nimmt die Darstellung des Sonnengottes unter eierstabverziertem Giebeldreieck ein. Er ist von vorn gesehen; um das Haupt der Strahlenkranz, unterhalb das Viergespann, je zwei Pferde nach rechts und links gewendet[7]).

[1]) C. Koch, Gestirnverehrung im alten Italien 100f.; 104.
[2]) C. Koch, a. O. 104.
[3]) *SHA.*, *v. Aur.* 4, 2: Aurelians Mutter als Sonnenpriesterin, aber in des Kaisers donauländischer Heimat.
[4]) Dio 79, 11, 2.
[5]) *SHA.*, *v. Hel.* 7, 4. Dazu F. Boll bei A. v. Domaszewski, Die Personennamen bei *SHA.* 152. D.'s Ansicht, daß unter „allen Göttern" die im folgenden genannten *lapides divi* gemeint waren, findet am Text keine Stütze.
[6]) *SHA.*, *v. Hel.* 3, 4; 6, 7.
[7]) Aleppo, im dortigen Kunsthandel. Länge 0,23 m; größte Höhe 0,021 m; das Stück ist rechts eingerissen, sonst unbeschädigt.

Der Bildtypus war in der spätantiken Kunst verbreitet. Nicht so in Syrien, wo man die örtlichen Sonnengötter in örtlichen Formen darstellte. Die Münzen zeigen die heiligen Steine, den Adler[1]) oder beide zusammen[2]). In Palmyra erscheinen Jarhibol und Malachbel als gerüstete Krieger[3]). Emesa hatte seinen Stein und andere Orte ihre Baityloi, auf denen Sonne und Mond eingehauen waren[4]). In Hierapolis-Bambyke verehrte man einen Sonnengott, der Apollon gleichgesetzt wurde. Er war bärtig, trug den Panzer wie die palmyrenischen Götter und auf dem Haupt den Kalathos; das Kultbild mit allen seinen Attributen hat Macrobius beschrieben und auf seine Weise gedeutet[5]). Daneben stehen Anrufungen des Sonnengottes, auf denen man zwei erhobene Hände sieht[6]).

Die Darstellung des Diadems entstammt einem anderen Bereich; sie muß von außen nach Syrien eingedrungen sein[7]). Die Münzstätte Serdica hat mit besonderem Nachdruck Aurelians religiöser Vorstellungswelt Gestalt verliehen. Der Sonnengott als Herrscher des Reichs und Schirmherr des Kaisers, dieser als Beauftragter und irdisches Ebenbild seines himmlischen Führers, kehren auf den Münzen in wechselnden Formen wieder. Auf ihnen erscheint Sol auch in der Vorderansicht, mit Strahlenkranz und Viergespann[8]) — eine Prägung, die unter den sonstigen Münzreihen Aurelians eine Sonderstellung einnimmt. Die Übereinstimmung mit dem Diadem geht bis in die Einzelheiten. Der syrische Goldschmied, der es verfertigte, muß sich diese Prägung zum Vorbild genommen haben.

Der Goldschmied hat, altorientalische Überlieferung mit spätantiker Formgebung verbindend, das Gesicht aus der leisen Linkswendung der Münze in strenge Frontalstellung umgesetzt. Eine Be-

[1]) F. Cumont, *Etudes Syriennes* 57f.
[2]) Durch die Freundlichkeit H. Mattinglys konnte ich die Bestände des Londoner Münzkabinetts daraufhin durchmustern.
[3]) H. Seyrig, *Syria* 1932, 190f.
[4]) A. v. Domaszewski, Die Personennamen bei den *SHA*. 153 und oben S. 228.
[5]) *Sat.* 1, 17, 66f.
[6]) F. Cumont, *Syria* 1933, 385f.
[7]) F. Cumont bestätigte mir mündlich, daß ihm ein ähnliches Stück aus Syrien nicht bekannt sei.
[8]) P. H. Webb, a. O. 5, 1, 301 Nr. 321—322.

tonung der Mittelachse ergab sich damit von selbst; sie ist an der Bildung der Strahlenkrone und der Knüpfung des Gewandes deutlich. Auch sonst sind die Einzelheiten schematisiert, aber das Vorbild scheint überall durch. Der unterste Teil des Münzbildes hat keine Entsprechung mehr, weil der Umfang des Goldstreifens es nicht zuließ. Daß der Stempel des Goldschmiedes mehr gab, zeigt eine Prüfung der Rückseite des Diadems: sie läßt die Spuren der erhobenen Vorderbeine der Sonnenrosse am unteren Rande gerade noch erkennen.

Diese syrische Darstellung wollte keinen andern als den neuen aurelianischen Sonnengott wiedergeben. Damit scheint das Werk privater Kunstübung eine Bedeutung zu gewinnen, die weiter reicht. Dies bestätigt sich, wenn man die übrigen Teile genauer betrachtet. Zu beiden Seiten des Sonnengottes, der die Mitte des Diadems einnimmt, erscheinen Reihen stehender Götterfiguren. Sie alle bildeten zusammen einen einzigen Stempel, der die antike Zwölfgötterreihe enthielt; man unterscheidet Apollo, Mars, Venus, Neptun und andere. Freilich ist dem Goldschmied auf keiner der beiden Seiten gelungen, die vollständige Reihe einzudrücken. Es sind jeweils nur Bruchstücke, doch der zugrundeliegende Sachverhalt ist unverkennbar[1]).

Neben diesen Zwölfgöttern bedeutete der aurelianische Sol den dreizehnten. Dieser „dreizehnte Gott“ ist eine feste Gegebenheit der antiken Religion, zumal des antiken Herrscherkultes[2]). Zur kanonischen Reihe der olympischen Zwölf tritt der vergöttlichte oder den Göttern nahestehende Regent hinzu. Philipp II. von Makedonien hatte sein eigenes Bild als dreizehntes im feierlichen Pomp einhertragen lassen; Vergil hatte im Proömium seiner Georgica Augustus in dieser Weise gefeiert; Hadrian war derart in Kyzikos dargestellt worden. Zuletzt wurde noch Alexander Severus nach seinem Tod als dreizehnter Gott dem olympischen Kreis hinzuge-

[1]) Auf der linken Hälfte erkennt man die Reste von elf Göttergestalten, also fast die gesamte Reihe. Auf der rechten kehren die Nummern 2—9 in der gleichen Abfolge wieder. An den seitlichen Rändern sind nur Bruchteile eingepreßt, je nachdem der vorhandene Raum es erlaubte.
[2]) Die Belege bei O. Weinreich, Lykische Zwölfgötterreliefs 7f.; Triskaidekad. Stud. 3f.

fügt[1]). Schon ans Ende des dritten Jahrhunderts führen die lykischen Zwölfgöttersteine mit dem Bilde des Kaisers in der Mitte.

Auf dem Diadem erscheint der aurelianische Sonnengott an dieser besonderen Stelle, und das ist durchaus sinnvoll. Dieser Gott war Regent des Erdkreises und himmlischer Auftraggeber des Herrschers; er war gleichsam der göttliche Exponent des Kaisertums, wie Aurelian es verstand. Damit war nichts von einer Rangerhöhung gegenüber den anderen Göttern gesagt. Wohl aber war eindeutig die Verbundenheit mit Kaisertum und Weltherrschaft gekennzeichnet. Sie war es, die der neuen Gottheit ihre einzigartige Stellung verlieh.

Es ist ein seltsamer Vorgang, in den dieses unscheinbare Diadem hineinblicken läßt. Der Sonnengott Elagabals hatte in Rom sein syrisches Wesen bewahrt; er war und blieb die fremde Gottheit aus Emesa. Auch Aurelians Sol entstammte dem gleichen Ort. Doch umgekehrt hatte er sich seines angestammten Charakters begeben und war in Rom zum Römer geworden. Jetzt erkennen wir, daß die neue Schöpfung auch in Syrien selbst Fuß zu fassen begann; sie trat mit den östlichen Darstellungen des dortigen Sonnengottes in Wettstreit.

Diese Ausstrahlung des römischen Gottes auf den Osten steht nicht vereinzelt da. Als nach der zweiten Eroberung Palmyras der dortige Tempel des Sonnengottes der Raubgier der Truppen zum Opfer fiel, ließ ihn Aurelian wiederherstellen und neu weihen. Aber nicht vom benachbarten Emesa aus, sondern durch einen der römischen Pontifices[2]). Daß dieser vom Senat bestellt wurde, war gleichfalls von Bedeutung. Denn hier fand die religionspolitische Bedeutung dieser Körperschaft, die von jeher, gleich dem Kaiser selbst, ordnend, verbietend und befehlend in das Leben der Kulte eingegriffen hatte, ihre Fortsetzung[3]).

---

[1]) Joh. Chrysost., *in ep. II ad Cor. hom.* 26, 4 (Migne, *Patrol. Graeca* LXI 580); dazu die Deutung von O. Weinreich, Lyk. Zwölfgötterreliefs 12 Anm. 11.

[2]) *SHA., v. Aur.* 31, 9. Mit *templum Solis* 31, 7 muß der Autor den Beltempel gemeint haben (vgl. Zos. 1, 61, 2), obwohl Bel und Sonnengott ursprünglich keineswegs identisch sind (H. Seyrig, *Syria* 1933, 244f.); erst nachträglich hat man hier und anderswo die Identifikation vollzogen (M. P. Nilsson, Arch. f. Religionswiss. 30, 160f.). Wenn die Nachricht in einem apokryphen Brief Aurelians steht, so besagt dies nicht, daß sie als solche verdächtig ist; auch A. D. Nock, a. O. 95 bewertet sie als echt.

[3]) A. D. Nock, a. O. 95.

Schließlich hatte der neue Sonnengott seinen eigenen Mythos, der, weil er römisch war, zugleich geschichtlich sein mußte.

Bei Emesa hatten sich die Palmyrener zur Entscheidungsschlacht gestellt. Diese Stadt war gleichsam das Eintrittstor ihrer eigenen. Nur vier Tagereisen war sie entfernt. Der Wüstenstreifen, der sich als schützende Barre zwischen Palmyra und den Angreifer legt, war hier am schmalsten, mochte er im übrigen unwirtlich genug sein[1]). Emesa bildete den Hauptsitz des syrischen Sonnengottes, dem auch die Palmyrener ihre Verehrung widmeten. Daß sie ihm in ihrer Stadt einen Tempel errichtet hatten, wurde bereits gesagt. Er war der umfänglichste und prunkvollste von allen; mit vergoldeter Bronze waren die Kapitelle verziert und ein Säulenhof umgab das Heiligtum mit weiten und hohen Hallen. In der Schlacht bei Emesa mußte der Sonnengott selbst entscheiden, ob er auf Seiten Aurelians oder der Königin Zenobia stand.

Als es zur Schlacht kam, wankten die römischen Reiter und dachten bereits an Flucht. Da erschien dem Fußvolk eine göttliche Erscheinung und mahnte es, auszuharren. Die mannhafte Haltung der Legionen gab auch den Reitern die Haltung wieder. Der Sieger zog in Emesa ein und erkannte im dortigen Sonnengott jene Erscheinung, die den Seinen in der Schlacht geholfen hatte. Ihm zu Ehren erbaute er den römischen Tempel[2]).

Die Ungunst der Überlieferung hat von Aurelian wenig an persönlichen Zügen bewahrt. Im Gegensatz zu zahlreichen Einzelheiten aus den Leben des Septimius Severus oder Caracalla, des Elagabal oder der Maesa, weiß man von dem größten Illyrier fast nichts. Und doch drängt es uns, den spärlichen Nachrichten etwas abzugewinnen. Denn wir wissen heute, was es heißt, in wenigen Jahren ein zerbrochenes Reich zusammenzufügen, aus der Zerrissenheit eine Einheit zu schaffen. Es bedeutete schon viel, sollte

---

[1]) Im September 1938, im Zeitalter des Automobilverkehrs und der ständigen Wüstenkontrolle, stieß ich zwischen Homs und Palmyra auf eine halbverdurstete Ruallafamilie, der von Seiten meiner Begleiter die erste Hilfe geleistet wurde.

[2]) Reste seiner Architektur bei H. Kähler, Röm. Mitt. 52, 94f. Der Tempel im Garten des Palazzo Colonna, der syrische oder ägyptische Anlagen nachahmt, gehörte wahrscheinlich dem Serapis: Platner-Ashby, *Topogr. dict. of ancient Rome* 491f.; anders H. Kähler, a. O. 95.

es gelungen sein, wenigstens die religiösen Hauptgedanken des Mannes erfaßt zu haben.

10.

Auch die militärischen Reformen des Gallienus haben für die Illyrier, die ihm auf dem Thron folgten, maßgebende Bedeutung gewonnen.

Noch einmal muß des von ihm geschaffenen kaiserlichen Feldheeres gedacht werden. Es bildete ursprünglich keine feste Einrichtung, sondern war aus der bedrängten Lage des Kaisers entstanden, der ein Gegengewicht gegen die stets aufrührerischen Grenzheere benötigte. Alles vollzog sich in einmaliger Form. Diese Mannschaften hingen an der genialen Persönlichkeit ihres Kaisers; es war das Band der Treue, das sie an ihn und nur an ihn knüpfte. Diese Treue der zu ihm haltenden Truppen feierte Gallienus auf seinen Legionsmünzen; noch nach seinem Tode brach dieses Gefühl mächtig hervor, als die Soldaten auf dem Tod des Verräters Aureolus bestanden.

Trotz der persönlichen Bindung verschwand das Heer mit dem Tode seines Gründers nicht. Es wurde zum Werkzeug, mit dem das Reich zusammengeschmiedet wurde. Mehr noch: es schuf aus sich selbst die Kaiser, die jenes Werk vollendeten. Aus einer behelfsmäßigen und persönlichen Schöpfung war es zu einer Einrichtung geworden, mit der das Reich zusammenfiel. Der Lösung des Augenblicks war Dauer verliehen.

Voraussetzung dafür bedeutete eine andere ‚Reform' des Gallienus. Septimius Severus hatte den Befehl über die von ihm neuaufgestellten Legionen nicht mehr an Senatoren, sondern an Offiziere aus dem Ritterstand verliehen. Ähnliche Maßnahmen waren von dem Kaiser in der Verwaltung der Provinzen getroffen worden. Unter ihm und seinen Nachfolgern begann der Prokurator aus dem Ritterstand den senatorischen Stadthalter zu verdrängen. Gallienus tat einen letzten Schritt[1]). Er entzog den Mitgliedern des Senats das Recht, ein militärisches Kommando zu führen. Sie konnten in Zukunft weder das Amt des Legionslegaten bekleiden noch waren sie, wenn

[1]) P. Lambrechts, a. O. 96f.

sie als Statthalter in eine der kaiserlichen Provinzen gesandt wurden, Inhaber der militärischen Gewalt. An die Spitze der Legion trat ein Präfekt, der dem militärischen Ritterstande entstammte; mit dem senatorischen Legaten verschwand auch der Tribun senatorischer Herkunft. Und während bei dem senatorischen Statthalter einer kaiserlichen Provinz militärische und zivile Gewalt getrennt wurden, blieben sie bei dem Statthalter ritterlichen Standes in einer Hand vereinigt[1]).

Auch hier, wie im Verhältnis zum Christentum, schied sich Gallienus von seinem Vater. Valerian war vor seiner Erhebung Mitglied des Senats gewesen. Er hatte zu denen gehört, die das Bündnis zwischen diesem und den beiden Gordianen betrieben, die Erhebung gegen Maximin vorbereitet hatten. Valerian achtete die Stellung der hohen Körperschaft, indem er seinen Sohn nicht von den Soldaten, sondern durch Senatsbeschluß zum Augustus erheben ließ. Der Ausschluß der Senatoren von jedem militärischen Amt bedeutete einen Bruch mit der Politik Valerians, wie Gallienus überhaupt mit ihr nach der Katastrophe von Edessa gebrochen hat. Auch die Bronzeprägung im Namen des Senats hörte auf.

Die einschneidenden Maßregeln des Edikts kamen nicht von ungefähr. Zwar bedeutete der Senat immer noch die repräsentativste Körperschaft Roms, aber dahinter stand weniger eine ursprüngliche Natur als das ausgebildete Formgefühl und die überreife Intelligenz einer feinnervigen Rasse, die längst überzüchtet war. Solche Eigenschaften garantierten diplomatische Geschmeidigkeit, aber keine Fähigkeit zur durchgreifenden Tat; sie riefen Kombinationen und weitreichende Entwürfe hervor, aber niemals die Erkenntnis einer neuartigen Lage und die raschen Entschlüsse, die diese verlangte. Ein wirkliches Handeln war aus solchem Kreise kaum mehr zu erwarten.

In der Tat hatte der Senat, nachdem er bei Maximins Sturz zum letzten Mal wirkend hervorgetreten war, auf diese Rolle verzichtet. Er bereitete sich vor, in einen neuen Abschnitt seiner über tausendjährigen Geschichte einzutreten. Als gesellschaftliche und Bildungsmacht, als Sammelbecken dessen, was von den Werten einer großen

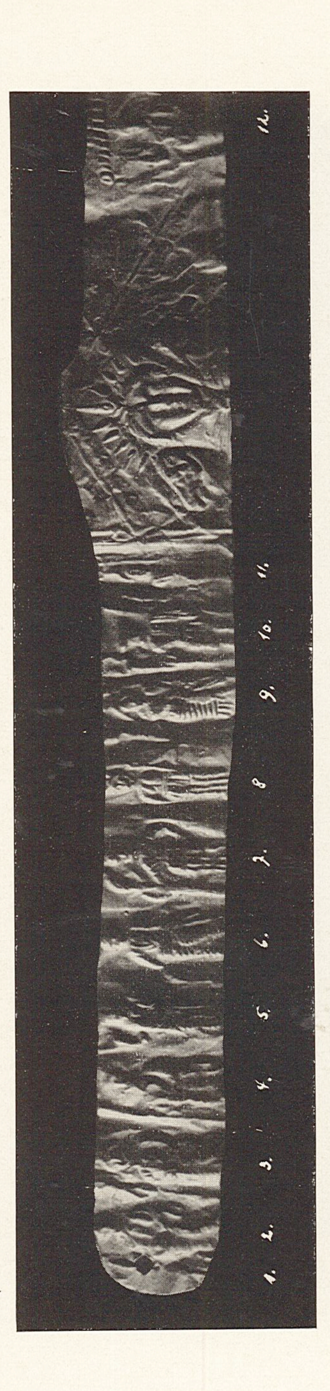
[1]) Über die senatorischen Provinzen vgl. P. Lambrechts, a. O. 100f.

Vergangenheit noch geblieben war, als Träger der Romidee sollte er im folgenden Jahrhundert eigene Bedeutung gewinnen. Er sollte, auf sie gestützt, den Kampf gegen die mit dem Kaisertum verbündete Kirche führen . . . Was damals, um die Jahrhundertmitte, hervortrat, war fürs erste die Abkehr von vergangenen Formen. Nur ein geringer Teil der Mitglieder nahm regelmäßig an den Sitzungen teil. Viele, vor allem die Orientalen, nahmen ihren Wohnsitz außerhalb Italiens; andere zogen sich aufs Land, auf ihre Güter zurück. Ungehindert konnte der Schwiegersohn des Kaisers Marcus während Commodus' ganzer Regierungszeit Hauptstadt und Senat fernbleiben[1]). Die Folgezeit unterschied bereits zwischen solchen Senatoren, die in Rom und die dauernd in der Provinz wohnten[2]).

Noch weniger behagte den Senatoren der Kriegsdienst. Septimius Severus bezichtigte sie der Feigheit: Commodus sei wenigstens ein guter Gladiator gewesen . . .[3]). In einer Zeit vollends, da alles von Kriegslärm erfüllt war, mußte es den schwersten Vorwurf bedeuten, wenn die Senatoren die Mühsal des Soldatenlebens als schmutzig und unvornehm betrachteten[4]). Allgemein schrieb man es der Lässigkeit und Unentschlossenheit des Senates zu, wenn er seiner wichtigsten Rechte beraubt wurde[5]).

Auch sonst setzte Gallienus mit seinem Dekret den Schlußstrich unter eine Entwicklung, die lange zurückreichte. Der geheime Gegensatz zwischen Heer und Senat, unter Maximin zu offenem Kampf ausgebrochen, wurde endgültig wider den Senat entschieden. In ihm scheinen auch damals noch die Orientalen die Majorität besessen zu haben[6]). So war der Schlag gleichzeitig gegen sie gerichtet. Gallienus wurde zum Wegbereiter des Illyriertumes, das im Heere herrschte und mit dem Senat nichts gemein hatte. Mit Aurelian, dem „Pädagogen des Senats"[7]), der sich nicht scheute, ein Mitglied dieser Körperschaft im Triumph aufzuführen,

[1]) Dio 73, 3.
[2]) Paul., *Dig.* 50, 1, 22, 6; P. Lambrechts, a. O. 95.
[3]) Dio 76, 8, 2 mit drastischen Einzelheiten.
[4]) Mamert., *grat. act.* 20, 1; A. Alföldi, *L'antiquité classique* 7, 9.
[5]) Aur. Victor., *de Caes.* 37, 5.
[6]) P. Lambrechts, a. O. 80f.; 86f.
[7]) *SHA.*, *v. Aur.* 37, 2; vgl. 50, 2.



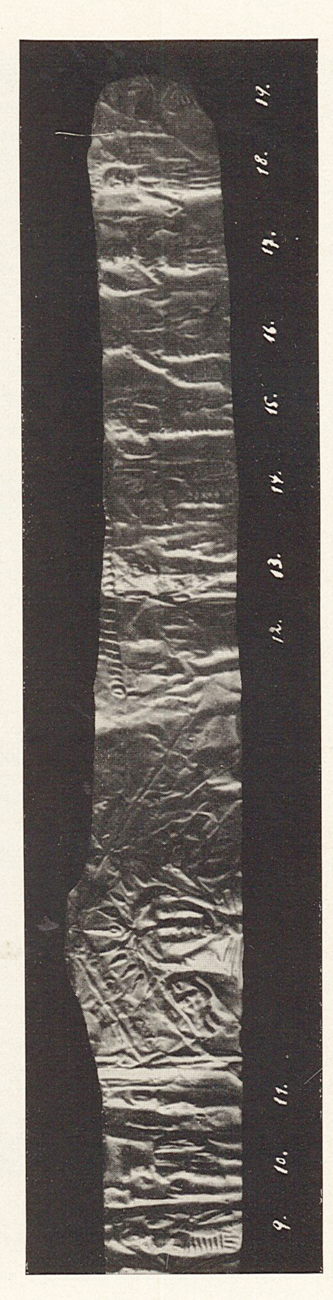


Abb. 67. Golddiadem mit Darstellung des Sol und der Zwölfgötter. Laodikeia (S. 281 f.).



Abb. 68. Aurelian. Av. Sol mit vier Rossen (S. 282).



Abb. 69. Rv. Der Kaiser opfernd (S. 282).



Abb. 70. Wüste zwischen Emesa und Palmyra (S. 285).



Abb. 71. Ludovisischer Sarkophag (Ausschnitt). Thermenmuseum, Rom (S. 289).

erstieg es den Gipfel seiner geschichtlichen Bedeutung. Seitens des Senats hat Gallienus' Maßnahme ihrem Urheber unauslöschlichen Haß eingetragen, der sich bis in die Verzerrung seines Bildes in der Geschichtsschreibung ausgewirkt hat.

Der Senat hatte einst eine hohe Schule des politischen Wissens, der Menschenkenntnis und der Charakterbildung abgegeben. In den Zeiten seines Glanzes schien er unübertrefflich und war es auch. Die Ausschließung der Senatoren aus der Heeresleitung zwang, auf Ersatz zu sinnen. Zur Verfügung standen die Unteroffiziere des militärischen Ritterstandes: sie mußten zweimal das Primipilat durchlaufen haben, um in die höheren Befehlsstellen einzutreten[1]). Aus ihnen wurde die neue Rangklasse der Protektoren geschaffen.

Der Titel wurde zunächst den neuen Legionspräfekten und den Tribunen der hauptstädtischen Truppen verliehen[2]). Er brachte ein persönliches Treu- und Gefolgsverhältnis gegenüber dem Kaiser zum Ausdruck. Ein Hauptwerk der gleichzeitigen Kunst, der Ludovisische Schlachtensarkophag, veranschaulicht, was gemeint war. Ein Kampf mit germanischen und östlichen Gegnern: über die niederstürzenden und am Boden liegenden Feinde stürmen Legionäre hinweg, die mit Hieben und Stößen die sich noch Wehrenden erledigen. In der Mitte der Feldherr, in der Haar- und Barttracht gallienischer Zeit[3]): in großen Sätzen trägt ihn sein Schlachtroß über die Knäuel der Kämpfenden hinweg. Beiderseits umgeben ihn junge Offiziere, kenntlich durch die Schleifen am Panzer. Es sind die Protektoren, noch in ihrer ursprünglichen Bedeutung gefaßt: als die Beschützer, die dem Kaiser oder seinem Feldherrn zur Seite stehen[4]).

---

[1]) M. Durry, *Les cohortes prétoriennes* 129f.

[2]) *Custos sacri lateris* Mart. 6, 76, 1 ist Übersetzung von σωματοφύλαξ, kaum feste Titulatur. Es beweist nichts für vorgallienisches Alter der Einrichtung.

[3]) Der früheren Ansetzung durch G. Rodenwaldt (Arch. Jahrb. 1936, 90f.) hat jüngst H. U. v. Schönebeck, *Riv. arch. christ.* 1937, 329 widersprochen. Der Dargestellte ist, obwohl auf zwei Bildnisbüsten erhalten, noch nicht erkannt. Er war kein Kaiser, aber aus CIL. 12, 2228 ersieht man, daß die Protektoren auch dem Befehlshaber eines Sonderkorps zur Seite stehen konnten. Zur Kreuznarbe auf seiner Stirn vgl. G. Rodenwaldt, Ant. Denkm. 4, 63; F. J. Dölger, Antike u. Christent. 1, 202f.

[4]) *Protectores divini lateris:* A. Alföldi, 25 Jahre röm.-germ. Komm. 42 Anm. 18. Dagegen F. Wirth, Röm. Wandmal. 209. Doch die SHA., *v. Carac.* 7, 1 beweist nichts für *protectores* unter Caracalla. Dio 78, 5, 2f., zeigt, daß Aurelius

Bald wurde der Protektorentitel an sämtliche Centurionen des kaiserlichen Feldheeres[1]) verliehen. Ein Teil von ihnen stand im kaiserlichen Hauptquartier als *domestici*[2]); andere waren zu den Grenztruppen abkommandiert oder taten bei dem Prätorianerpräfekten Dienst. Auch bei weiterem Emporsteigen, vor allem als Primipilar, blieb man in der Klasse der Protektoren; als *protector ducenarius* erreichte man Generalsrang, wurde Legionspräfekt oder Dux[3]).

Diese Protektoren waren ein Generalstab, der zur Verfügung des Herrschers stand. Ihm entnahm man die Offiziere, die mit besonderen Aufgaben oder Vertrauensposten bedacht wurden. Die höheren Befehlsstellen gingen jetzt ausnahmslos aus den Protektoren hervor. Ihr Stab wandelte sich in eine Schule um, die jeder Anwärter auf eine militärische Laufbahn durchschritten haben mußte.

Dem Kreis der höheren Offiziere, der sich aus den Protektoren ergänzte und die kaiserliche Umgebung bildete, wuchsen sogleich bedeutsame Aufgaben zu. Er repräsentierte die Reichseinheit im gleichen Maße wie die andere Schöpfung des Gallienus, das kaiserliche Feldheer. Wie dieses als Träger der Zentralgewalt die aufsässigen Grenzheere ablöste, so verdrängte die rivalisierenden Heerführer bisheriger Art ein von einheitlichem Geist erfülltes Offizierkorps. Der Aufstieg jedes Einzelnen, bis hin zur kaiserlichen Würde, war durch die strenge Rangordnung bestimmt. Zumal der Kreis der höchsten Offiziere begann sich seiner Verpflichtung gegenüber dem Reiche bewußt zu werden. An die Stelle einer Generalität, die in ständigem, von egoistischem Interesse geleiteten Kampf um die Kaiserwürde begriffen war, trat ein Sich-Unterordnen unter den, den man einstimmig als den Besten anerkannte.

Für Gallienus traf es sich, daß das Werkzeug, das er geschaffen, sich gegen ihn selbst wandte. Er fiel durch die Hand von Ver-

Nemesianus und Apollinaris Prätorianertribunen waren (PIR.² 1, 295 nr. 1452; 319 nr. 1561), Julius Martialis dagegen *evocatus* (vgl. Th. Mommsen, *Eph. epigr.* 5, 142f.; Staatsr. 1³, 695; 3, 241 Anm. 3; 1072; 1248); Herodian 4, 13, 1 gibt ihm den Rang eines Centurio (PIR.¹ 2, 200 nr. 276). Der Verfasser der Caracallavita verwendet lediglich einen zu seiner Zeit gebräuchlichen Titel; vgl. Th. Mommsen, *Ephem. epigr.* 5, 126.

[1]) A. v. Domaszewski, Die Rangordnung des röm. Heeres 188.

[2]) Siehe unter S. 294 Anm. 1.

[3]) A. v. Domaszewski, a. O. 189f.

schworenen, die seinem engsten Stab angehörten. Aureolus, der Oberbefehlshaber der Reiterreserve, als solcher der mächtigste Mann nächst dem Kaiser, hatte sich in Mailand empört und mit Postumus, dessen Bekämpfung ihm übertragen war, verständigt[1]). Diese Erhebung entsprang persönlichem Ehrgeiz[2]), nicht der Verantwortung; schon früher soll Aureolus sich gegen Gallienus erhoben haben[3]). So untragbar der Kaiser in seinen späteren Jahren geworden sein mochte, man war entschlossen, in keinem Fall den Weg eines neuen Prätendentenkampfes zu beschreiten. Der Stab in Gallienus' eigenem Heer nahm die Dinge in seine Hand. Die hervorragendsten Offiziere seiner Umgebung waren in das Komplott eingeweiht: Heraclianus, der Prätorianerpräfekt, Marcianus und Cecropius, der Führer der dalmatischen Reiterei. Man hatte sich über die Beseitigung des Mannes geeinigt, den man als ein Unglück für Reich und Heer ansah. Aus vollem Verantwortungsgefühl heraus vollzog man den Schritt. Heraclianus, nach anderen Cecropius, soll mit eigner Hand den Todesstoß geführt haben. Kurz nach Gallienus fand sein Gegner Aureolus den Tod; das Urteil wurde auf Beschluß der Soldaten vollstreckt. Dann bestätigte das Heer durch seine Wahl den neuen Mann, den ihm das Offizierkorps als Herrscher vorschlug[4]), und das Gericht, das vorangegangen war, fand seine Rechtfertigung durch die Persönlichkeit des Claudius. Seine Tapferkeit hatte ihn bekannt gemacht; man verglich ihn darum mit Achill. Ihm gelang, was Gallienus versagt geblieben war. Er besiegte den furchtbarsten Feind, die Goten, und tat damit den ersten Schritt zur Wiederherstellung des Reichs.

Schon als Aemilianus gegen Valerian heranzog, fand er von der Hand seiner eigenen Soldaten den Untergang. Sie urteilten, Aemilianus sei zur höchsten Würde nicht geeignet: er sei mehr General als Kaiser[5]). Doch dies blieb ein vereinzelter Vorgang, während er sich seit Gallienus Tode regelmäßig wiederholte. Und jetzt ent-

[1]) A. Alföldi, Zeitschr. f. Numism. 37, 202f.

[2]) Zos. 1, 40, 1.

[3]) Zur Kritik der Überlieferung S. Bolin, Die Chronol. d. gall. Kaiser (*Bull. soc. lettr. Lund 1931/32*) 50f.

[4]) Zos. 1, 41; vergl. das *consilium principum: SHA., v. Gall.* 15, 2.

[5]) Er selbst hatte sich als ‚Feldherrn' des Senats bezeichnet: Petr. Patr. bei Dio ed. Boissev. III p. 742 nr. 158.

schieden nicht die Soldaten, sondern der Kreis der höchsten Offiziere: der Stab, den Gallienus geschaffen hatte und dessen Urteil er verfallen war.

Die Wahl des neuen Herrschers fand durch Übereinkunft dieser maßgebenden Stellen statt. Claudius soll auf dem Sterbebett — unter Umgehung seines Bruders Quintillus — diesen Männern den Aurelian als den Ersten des Heers zur Nachfolge empfohlen haben. Das Offizierkorps folgte dem Urteil, das offenbar auch das seine war. Aus diesem Kreis empfing der neuernannte Kaiser den Rat, sich mit Eisen und Gold zu wappnen, das Gold für seine Anhänger, das Eisen aber gegen die Feinde des Reichs zu verwenden. Darauf soll Quintillus, der schon von einem Teil der Soldaten anerkannt war, freiwillig auf seine Rechte verzichtet haben. Er räumte dem Größeren den Platz, trat aus eigener Einsicht von der politischen Bühne ab und wählte den Tod[1]).

Man war sich einig, daß nur der härteste und beste Mann zur Staatslenkung berufen werden dürfe. Gegenüber den tumultuarischen Erhebungen, die von der Masse der Soldaten hervorgerufen waren, hatte sich eine Gegenmacht erhoben, die sich der Pflichten gegenüber dem Reich bewußt war.

Nach dem Tode Aurelians begab sich das Unerhörte, daß das Heer — und das will sagen: seine hohen Offiziere — auf das Recht der Kaiserernennung verzichtete. Sechs Monate soll das Reich ohne Herrscher geblieben sein[2]), weil dieses Heer der Meinung war, der Senat möge über die Nachfolge entscheiden. Dreimal soll es das Ansinnen an die ehrwürdige Körperschaft gestellt haben, bis diese sich zum Entscheid entschloß.

Dieser Entschluß ist verschieden beurteilt worden. Die antiken Quellen sehen darin ein Wiederaufleben der Autorität des Senats; moderne Geschichtsschreiber suchten das Geschehen in seiner Bedeutung abzuschwächen. Jedenfalls war es ein Bruch mit Gallienus' Dekret, das den Senatoren alle militärischen Befugnisse nahm. Doch brauchte es darum keinen grundsätzlichen Bruch mit dem

[1]) Zur Überlieferung E. Hohl, Klio 11, 202f.
[2]) Dagegen: E. Hohl, a. O. 284f.; H. D. M. Parker, a. O. 352f. n. 2; doch H. Mattingly wird den Nachweis erbringen, daß die Münzen für diese Zeitspanne sprechen.

Wahlverfahren zu bedeuten, das seit Gallienus' Tode Platz gegriffen hatte. Gerade, wenn man annimmt, daß man sich über die Verantwortung im klaren war, daß man die Wiederherstellung der Reichsautorität wirklich wollte, wird ein Zurückgreifen auf den Senat verständlich. Man war bereit, jede Körperschaft zur Mitarbeit heranzuziehen, bei der man es mit Aussicht auf Erfolg tun durfte. So stellte das Offizierkorps für diesmal seine eigenen Ansprüche zurück und gab dem Senat noch eine Chance. Auch dem Mann, auf den die Wahl fiel, stand die Schwere der Aufgabe vor Augen. Lange suchte Tacitus sich dieser Wahl zu entziehen; er erinnerte daran, daß es tüchtigere und für den Kaiserthron geeignetere Männer gebe als ihn. Nur mit Widerstreben nahm er an.

Der Senat bestand die ihm auferlegte Probe schlecht. Es verlautet, daß das Dekret des Gallienus förmlich aufgehoben wurde, aber daß die Senatoren sich zur Übernahme militärischer Ämter nicht bereitfanden[1]).

Da ihnen allein daran gelegen habe, in Muße ihren Reichtum zu verzehren, hätten sie den Soldaten und Barbaren den Weg zur Herrschaft damals und für die Folgezeit bereitet — so urteilte man. Anzeichen, daß der Senat sonst an Bedeutung gewonnen habe, sind gleichfalls nicht vorhanden; nicht einmal die senatorische Münzprägung wurde wiederhergestellt. Tacitus selbst entwickelte eine energische Tätigkeit, aber die Mißgriffe eines Verwandten, den er zum Statthalter Syriens ernannt hatte, brachten ihm das Verderben. Beide wurden rasch nacheinander vom Heer beseitigt. Florianus, der die Nachfolge anzutreten versuchte, traf das gleiche Schicksal.

Man weiß nicht, ob diese Urteile, ähnlich wie bei Gallienus, auf die Weisung der Stabsoffiziere hin vollzogen wurden. Jedenfalls griff man bei dem neuen Kaiser auf das Wahlverfahren zurück, das sich bei Claudius und Aurelian bewährt hatte. Schon Tacitus nannte den Namen des Probus, als er die Bürde des Kaisertums

[1]) Dies scheint aus Aur. Victor, *Caes.* 37, 5f. hervorzugehen. Der Autor sagt, daß der Senat von der Möglichkeit, in das militärische Leben wieder einzutreten, keinen Gebrauch machte. Über die Gründe, die ihn dazu bewogen, äußert er keine feste Auffassung; er gibt drei Möglichkeiten — Gefallen an der Untätigkeit, Furcht und Abneigung gegen Unstimmigkeiten.

von seinen Schultern abzuwälzen gedachte. Nunmehr fiel die Wahl auf diesen Mann.

Anschaulich wird erzählt, wie sie vor sich ging, wie das Offizierkorps seine Meinung durchzusetzen verstand. Die Tribunen, so heißt es, gingen im Heere umher und suchten die einzelnen Abteilungen zur Wahl zu bestimmen. Probus selbst lehnte den Purpur ab; in seiner geraden Art sagte er heraus, daß er seinen Soldaten kein nachgiebiger Kaiser sein werde. Als sie auf ihrer Wahl bestanden, änderte er seinen Entschluß. „Diese Würde habe ich nie gewünscht“, so soll er gesprochen haben, „und nehme sie ungern an. Aber das Amt, so verhaßt es mir ist, darf ich nicht ablehnen. Ich muß die Rolle durchführen, zu der der Soldat mich gezwungen hat.“ Da ist es ausgesprochen, daß das Kaisertum kein Vorrecht, sondern eine Aufgabe ist. *Non rapinam arbitratus est* . . . der persönliche Wunsch und die persönliche Wohlfahrt ward hier bewußt hinter der Verpflichtung zurückgestellt.

Endlich Diocletian[1]). Er war vor seiner Erhebung Befehlshaber der Protektoren, die im kaiserlichen Hauptquartier weilten. Als solcher wurde er auf Beschluß der Duces und Tribunen, also der höchsten Chargen, zum Kaiser erwählt. Es ist wieder derselbe Vorgang.

Es sei noch einmal an den Ausgangspunkt dieses Kapitels erinnert. Das Adoptivsystem als Nachfolge nicht des Blutserben, sondern des erklärten Besten war mit Commodus durch die natürliche Erbfolge ersetzt worden. Die Severer und alle Kaiser orientalischen Geblüts hatten sich ihm verschrieben. Die Bande der Verwandtschaft schienen die sichersten; um jeden Preis versuchte man den Söhnen die Thronfolge zu sichern. Die Vorherrschaft der syrischen Frauen hatte die Verhaftung an das eigene Blut zu matriarchalischer Folgerichtigkeit gesteigert.

Aber auch der erste Kaiser illyrischen Bluts hat es nicht anders gehalten. Decius bestimmte die beiden Söhne der Herennia Etruscilla, die in ihrem Namen das etruskische Blut und das davon untrennbare matriarchalische Lebensgefühl verkörperte, zu Caesaren[1]). Mit Valerian stand es ähnlich. Dann aber trat ein Umschwung ein. Gallienus hatte seinen jüngsten Sohn, nach dem Verlust der beiden älteren, zum Nachfolger ernannt. In der Stunde des Todes durchbrach er selbst diese Bestimmung. Vom Schwert des Mörders getroffen, sandte er die Reichsinsignien an Claudius und bezeichnete ihn so als Thronerben. Dieser Mann war seit dem erfolglosen Krieg gegen Postumus Gallienus' ständiger Begleiter. Er gehörte zu den Verschworenen . . . aber des Kaisers Scharfblick erkannte in ihm den Einzigen, der die Lage zu meistern vermochte.

An Versuchen, die Nachfolge innerhalb der Verwandten beizubehalten, hat es nicht gefehlt. Aber ein anderes Gesetz setzte sich durch. Eine eiserne Zeit und ein großes Ziel gestatteten nur dem Härtesten, sich auf dem Thron zu behaupten. Diesmal ward kein Prinzip formuliert, keine Doktrin verkündet oder mit Gründen verteidigt. Die Notwendigkeiten der militärischen und politischen Lage schufen aus sich heraus neu, was das Adoptivsystem seinem Wesen nach bedeutete. Ohne rechtliche Satzung kam es regelmäßig dazu, daß der, der allein fähig war, das schwere Amt des Kaisertums auf sich zu nehmen, es auch bekleidet hat. Erst Diocletian hat durch seine Nachfolgeordnung das, was tatsächlich bereits vorhanden war, zur gesetzlich normierten Einrichtung umgeschaffen.

Die großen illyrischen Kaiser wollten nicht nur Römer sein, sondern waren es wirklich. Sie waren es in der religiösen Neugestaltung, und sie waren es in der neuen Form der Nachfolge. Das Anrecht des Besten, diese ur-männliche und zugleich urtümlich römische Auffassung — sie haben ihr wieder zu ihrem Recht verholfen. Nicht aus Nachahmungstrieb, sondern aus der Erkenntnis der tiefsten Notwendigkeiten der Zeit und aus ihren eigenen politischen Instinkten heraus.

[1]) Aurel. Victor, *de Caes.* 39, 1; *SHA., v. Cari* 13, 1; Zon. 12, 31. Über die *domestici* vgl. Th. Mommsen, *Eph. epigr.* 5, 130f. und zuletzt M. Durry, *Les cohortes prétoriennes* 37 Anm. 4.

[1]) H. Mattingly, *Journ. Rom. stud.* 1924, 12f.

TAFELVERZEICHNIS

Abb. 30. Baalsamin-Tempel, Palmyra.
Im Hintergrund die Ost-Westkolonnade (‚Decumanus'), erbaut 131 n. Zw.; vgl. Th. Wiegand, Palmyra 122. Zu S. 113.

Abb. 31. Relief mit gelagerten Kamelen.
Palmyra. Am Sattel der kleine Rundschild der Kamelreiter; auf der anderen Seite die Bogentasche (Goryt). Zu S. 128.

Abb. 32. Die Euphratfestung.
Barbalissos. (Eski Meskene). Im Vordergrund Reste des römischen Praetoriums. Vgl. A. Poidebard, *Les traces de Rome dans le désert de Syrie* 72; 129. Zu S.121.

Abb. 33. Weidende Beduinen.
Ebene von Beka'a. Straße nach Baalbek; im Hintergrund der Antilibanon. Kamele und Schafe weiden auf den abgeernteten Feldern. Zu S. 122.

Abb. 34. Karstlandschaft.
Bei Popina-veliko. Im Vordergrund durch Steinmauer begrenzte Stücke von Ackerboden (terra rossa). Zu S. 140.

Abb. 35. Karstlandschaft.
Bei Popina-veliko. Zu S. 140.

Abb. 36. Syrische Landschaft zwischen Aleppo und Hierapolis-Membidsch.
Übergang vom Ackerland zur Steppe; Bienenkorbhäuser. Zu S. 148.

Abb. 37. Grenzgebiet von Ackerland und Steppe; Tell Bise.
Zwischen Hama und Homs. Zu S. 148.

Abb. 38. Tal des Orontes.
Bei Tell Bise. Zu S. 148.

Abb. 39. Palmyrenische Bogenschützen.
Trajanssäule, Rom (Cichorius LXX 178; Lehmann-Hartleben 33). Lederkoller, Spangenhelm mit Backenklappen und wehendem Nackenschutz (Cichorius 1, 328f.). Photo Arch. Institut Rom. Zu S. 146.

Abb. 40. Orientalischer Bogenschütze.
Trajanssäule, Rom (Cichorius CXV 309; Lehmann-Hartleben 55). Spangenhelm mit Knauf, Seiten- und Nackenschutz. Der Kämpfer trägt den Schuppenpanzer der Kataphrakten (Cichorius 2, 238). Photo Arch. Institut Rom, Neg. 1931, 526. Zu S. 146.

Abb. 41. Maurische Speerwerfer.
Trajanssäule, Rom. Cichorius LXIV 156; Lehmann-Hartleben 30. Zur Erklärung vgl. Cichorius 2, 295f. Photo Arch. Institut Rom. Zu S. 161f.

Abb. 42. Maurischer Bogenschütze.
Fries des Konstantinsbogens, Rom. Er trägt die Pfeile unter der Kopfbinde. J. Wilpert, *Bull. Comm.* 50, *tav.* 3—4 B; H.P. L'Orange und A. v. Gerkan Taf. 23 e. Photo Arch. Institut Rom. Zu S. 168.

Abb. 43. Maurische Bogenschützen.
Fries des Konstantinsbogens, Rom. Sie tragen die Pfeile unter der Kopfbinde. J. Wilpert, *Bull. Comm.* 50, *tav.* 3—4 B; H. P. L'Orange und A. v. Gerkan Taf.19 d. Photo Arch. Institut Rom. Zu S. 168.

Abb. 44. Taq-i-Kisra, Hauptfront.
Ktesiphon. Zu S. 171.

Abb. 45. Taq-i-Kisra, Südansicht.
Ktesiphon. Im Vordergrund die Reste einer Jagdarena. Zu S. 171.

Abb. 46. Spätrömische Westmauer von außen.
Histria. Links vorgelegte Wälle und Gräben. Der Weg führt zu einer Seitenpforte der Mauer. Zu S. 196.

Abb. 47. Spätrömische Westmauer.
Histria. Türme und vorgeschobenes Werk; eingebaute Spolien. Im Hintergrund das Schwarze Meer. Zu S. 196.

Abb. 48. Jugendlicher Commodus.
Capitolinisches Museum, Rom. Photo Arch. Institut Rom, Neg. 4263. Zu S. 208f.

Abb. 49. Jugendlicher Caracalla.
Privatbesitz, Rom. Photo Arch. Institut Rom, Neg. 1937, 1586. Zu S. 222.

Abb. 50. Caracalla. Privatbesitz, Rom.
Photo Arch. Institut Rom, Neg. 1938, 683. Zu S. 222.

Abb. 51. Einzug in Seleukeia (oben) und Eroberung von Ktesiphon (unten).
Septimiusbogen, Rom. Eine andere, sehr erwägenswerte Erklärung als die S. 170f. gegebene bei H. P. L'Orange und A. v. Gerkan 40 Anm. 2. Photo Arch. Institut Rom. Zu S. 170f.

Abb. 52. Elagabal.
Capitolinisches Museum, Rom. Photo Arch. Institut, Neg. 4256. Zu S. 228.

Abb. 53. Baitylos mit Sonne und Mond.
Nationalmuseum, Aleppo. Schwarzer Basalt. Photo des Museums. Zu S. 228.

Abb. 54. Vorland des Drusengebirges, zwischen Damaskus und Sanamen.
Das Lavageröll der antiken Trachonitis. Im Hintergrund die schwarzen Haarzelte der Beduinen. Zu S. 235f.

Abb. 55. Vorland des Drusengebirges.
Sanamen, auf dem Wege von Damaskus nach Suweda. Lavalandschaft der antiken Trachonitis. Zu S. 235f.

Abb. 56. Seitlicher Durchgang des Theaters, Philippopolis.
Schebah, Dschebel Druse. Zu S. 240.

Abb. 57. Ritzzeichnung eines Pferdes.
Baptisterium, Spalato. Der Grafitto ist in den noch frischen Kalk der Quadern geritzt, also ursprünglich. Der dargestellte Pferdetypus erinnert an das schwere Schlachtroß der Parther und Sasaniden. Die Beinstellung ist durch den ‚fliegenden Galopp' (M. Rostovtzeff, *Yale Class. stud.* 5, 288f.) beeinflußt; vgl. F. Sarre, Die Kunst des alten Persien 115. Die Falten des Halses kehren auf Darstellungen aus Dura (*Yale Class. stud.* 5, *fig.* 64 und 79) wieder. Vom Rücken hängt eine quergestreifte (ebenda fig. 63; 64; 83) Bogentasche (Goryt) herab. Zu S. 173.

Abb. 58. Thermen, Philippopolis
(Schebah, Dschebel Druse). Durchblick von Raum A nach B; vgl. den Plan *Amer. Exped. to Syria* 2, 384. Zu S. 239.

Abb. 59. Philippeion, Philippopolis.
Schebah, Dschebel Druse. Vgl. *Amer. Arch. Exped. to Syria* 2, 380f. Vorn das römische Straßenpflaster. Zu S. 240.

Bei der Beschaffung der Vorlagen hat mir H. Fuhrmann, Rom, durch sein reiches Wissen wertvollste Hilfe geleistet.

REGISTER